

# Christiana Albertina

Forschungen und Berichte aus der  
Christian-Albrechts-Universität zu Kiel

86 | 2025





# Christiana Albertina

Forschungen und Berichte aus der  
Christian-Albrechts-Universität zu Kiel

86 | 2025



Universitätsverlag Kiel

**Kiel University Publishing**

CHRISTIANA ALBERTINA

Forschungen und Berichte aus der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel | 86.2025

ISSN: 0578-0160

eISSN: 2942-2337

[christiana.albertina@email.uni.kiel.de](mailto:christiana.albertina@email.uni.kiel.de)

**Herausgegeben vom Präsidium der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel**

**Schriftleitung:**

Prof. Dr. phil. Klaus Gereon Beuckers, [beuckers@kunstgeschichte.uni-kiel.de](mailto:beuckers@kunstgeschichte.uni-kiel.de)

Prof. Dr. theol. Andreas Müller, [AMueller@kg.uni-kiel.de](mailto:AMueller@kg.uni-kiel.de)

Unterstützt durch einen Beirat aus Mitgliedern aller Fakultäten.

**Redaktionsassistenz:** Nadine Waschull M.A.



**Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliographische Daten sind über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

**Open Access**



Die Zeitschrift ist unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung 4.0 International veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile der Zeitschrift von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können. Die elektronische Ausgabe der Zeitschrift ist auf dem Open-Access-Publikationsserver MACAU der Universitätsbibliothek Kiel (<https://macau.uni-kiel.de>) frei verfügbar: <https://doi.org/10.38072/2942-2337/i86>

**Universitätsverlag Kiel | Kiel University Publishing, 2025**

Universitätsbibliothek Kiel

Leibnizstr. 9

24118 Kiel

Deutschland

[verlag@ub.uni-kiel.de](mailto:verlag@ub.uni-kiel.de), [www.universitaetsverlag.uni-kiel.de](http://www.universitaetsverlag.uni-kiel.de)

**Umschlaggestaltung und Satz:** Wiebke Buckow

**Druck und Bindung:** CPI books GmbH, Ferdinand-Jühlke-Straße 7, 99095 Erfurt

**Titelbild:** [Sportzentrum](#) an einem frühen Dezembermorgen. Foto: Jürgen Haacks, Universität Kiel.

ISBN (Print): 978-3-910591-75-2

eISBN (PDF): 978-3-910591-76-9

# Inhalt

Editorial	7
<hr/>	
<b>1. DAS KUNSTWERK</b>	
<hr/>	
CHARLOTT HANNIG	
»Ein zum Leben erwecktes Fossil«	13
<hr/>	
<b>2. BEITRÄGE</b>	
<hr/>	
CORNELIUS HOPP	
Spiel und Struktur	21
<hr/>	
STEFANI ISABEL PEJML	
Leuchtende Dreiecke bis zum Himmel	53
<hr/>	
LUDWIG STEINDORFF	
»Zum Heil des Vaterlandes und zum Nutzen von Kunst und Wissenschaft«	69
<hr/>	
ALINA HINC	
Die Anfänge der Partnerschaft zwischen der Adam-Mickiewicz-Universität in Posen und der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel (1973–1984)	87
<hr/>	
TOKE HOFFMEISTER, DANIEL EDER	
Wortreich durch die Jahrhunderte	109
<hr/>	
KAI LOHSTRÄTER	
Digitales Publizieren an der CAU	119
<hr/>	
PAULA DIEHL, HELGE PETERSEN	
Den globalen Dynamiken des Populismus auf der Spur	137
<hr/>	
RUTH SUPKA, JENS SCHNEIDER VON DEIMLING, SEBASTIAN KRASTEL, JACOB GEERSEN	
Der ›Blinkerwall‹ in der Mecklenburger Bucht	147
<hr/>	
JAN RADICKE	
Kleider machen Leute	157

### 3. NACHRufe UND WÜRDIGUNGEN

---

In memoriam Prof. Dr. Wolfgang Biesterfeld (1940–2025)	173
In memoriam Prof. Dr. Heribert Busse (1926–2024)	177
In memoriam Prof. Dr. Werner Grote (1938–2025)	181
In memoriam Prof. Dr. Dr. hc. Herbert Haag (1937–2025)	185
In memoriam Prof. Dr. Jarich Hoekstra (1956–2024)	189
In memoriam Prof. Dr. Wolfgang Kersting (1946–2025)	195
In memoriam Prof. Dr. Rudolf Meyer-Pritzl (1961–2024)	203
Prof. Dr. Rudolf Meyer-Pritzl (1961–2024) und die <i>Christiana Albertina</i>	207
In memoriam Prof. Dr. Arnold Oberschelp (1932–2024)	211
In memoriam Prof. Dr. Manfred Willms (1934–2024)	213
In memoriam Prof. Dr. phil. Manfred Korte (1935–2025)	217
4. REZENSIONEN	221

---

# Editorial

— ›Exzellenz in der Krise.‹ Kaum eine Phrase könnte die aktuelle Situation der Christian-Albrechts-Universität besser umschreiben. Exzellenz sind zwei Forschungs-Cluster, die für eine Periode von sieben Jahren verlängert worden sind: Das von Geistes- und Naturwissenschaften gemeinsam getragene Cluster ROOTS und das medizinische Cluster ›Precision Medicine in Chronic Inflammation‹, das die CAU gemeinsam mit der Universität Lübeck und der Muthesius Kunsthochschule in Kiel sowie unter anderem dem Universitätsklinikum Schleswig-Holstein beantragt hat. Am 23. Mai 2025 hat die Deutsche Forschungsgemeinschaft die Entscheidung zugunsten dieser Cluster bekanntgegeben und damit der Kieler Universität ermöglicht, als ganze einen Antrag auf Anerkennung ihrer Exzellenz zu stellen. Eine solche würde den Universitätshaushalt, der aktuell von sehr hohen Etablierungsbedroht ist, deutlich entlasten.

Exzellenz ist die Universität nicht nur im Blick auf die beiden verlängerten Cluster, exzellent ist sie ferner durch zahlreiche weitere Forschungsprojekte und auch in der Lehre. Die Christian-Albrechts-Universität braucht sich als eine von 25 Spitzenuniversitäten in Deutschland nicht zu verstecken. Die Beiträge im vorliegenden Heft zeugen davon.

Gleichwohl handelt es sich um eine Exzellenz in der Krise. Diese betrifft universitätsintern nicht nur den aktuell vom Schrumpfen bedrohten Universitätshaushalt. Die durch eine Konkurrentenklage unklare Besetzungssituation des Präsidialamtes gehört ebenso dazu wie universitätsweit und bundesweit zurückgehende Studierendenzahlen. Und verglichen mit der universitätsinternen Krisensituation ist die politische und ökonomische weltweite Perspektive bei weitem bedrohlicher und durch unsere Universität auch viel weniger zu bewältigen. Die Kriege in der Ukraine, in Gaza und im Sudan machen deutlich, wie viele scheinbar unauflösliche Spannungen die Welt aktuell prägen. Populismus wird zur Bedrohung nicht nur von Migrantinnen und Migranten, sondern auch von unter anderem ethnischen, kulturellen, sexuellen und religiösen Minderheiten. Die Entwicklungen selbst in den USA, aber auch in der Europäischen Union zeugen deutlich davon. Durch neuere politische Entwicklungen nicht nur in den USA wird die Bewältigung der ökologischen Krise immer unwahrscheinlicher. Die aktuellen Bescheidungen akademischer Freiheit keineswegs nur in Russland, sondern sogar in Amerika machen deutlich, wie vermeintlich stabile demokratische Systeme überraschend schnell ins Wanken geraten und auch die Wissenschaft mit ungeahnten Herausforderungen konfrontieren können.

Nicht nur die eigenen universitären und wissenschaftspolitischen Probleme hat die Kieler Universität im Blick, sondern ebenso zahlreiche der weltweiten Entwicklungen. Davon zeugt das vorliegende Heft.

Paula Diehl und Helge Petersen präsentieren in ihrem Beitrag das ›Internationale Netzwerk für Populismusforschung‹, an dem Forschende unserer Universität federführend teilhaben. Populismus-Forschung ist inzwischen ein eigenständiges Forschungsfeld, in dem theoretische Konzepte und Methoden entwickelt werden, um das ambivalente Verhältnis zwischen Populismus und Demokratie zu untersuchen – rechtspopulistische und auch rechtsradikale Parteien werden mittels des Populismus zunehmend in vielen Staaten als legitime politische Akteure anerkannt. Das Netzwerk, das sich diesem Thema stellt, wurde 2019 durch die Kollegin Paula Diehl am Arbeitsbereich Politische Theorie, Ideengeschichte und Politische Kultur unserer Universität entwickelt – damit ist die CAU als internationaler Referenzstandort für Populismusforschung prominent etabliert.

Dem Zusammenwachsen Europas dient bereits seit 1973 die Partnerschaftsarbeit zwischen der CAU und der Adam-Mickiewicz-Universität in Poznań. Diese wird in einer zweisprachig herausgegebenen Schrift dokumentiert, die im vorliegenden Band besprochen wird. Die Posener Historikerin Alina Hinc hat außerdem durch neue Archivforschungen bereits die ersten Kontakte zwischen unseren Universitäten genauer dokumentieren können. Die Kiel-Poznan-Tage, die alle zwei Jahre stattfinden, belegen bis heute ein intensives Interesse am akademischen Zusammenwachsen Europas auf beiden Seiten.

Akademische Kontakte hat die Kieler Universität nicht nur mit Posen gepflegt. Der Beitrag von Ludwig Steindorff stellt anschaulich dar, wie die Kieler Professorenschaft sich 1874 mit einem Grußwort an die neugegründete Zagreber Universität wandte. Dabei wurde diskutiert, dass neben nationalen Interessen im Kontext aufblühender Nationalstaatlichkeit im 19. Jahrhundert Wissenschaft auch immer transnationale Interessen zu verfolgen und zu pflegen hat.

Weitere Beiträge in dieser Ausgabe beschäftigen sich mit dem Sportforum, das neben dem Audimax und der neuen Universitätsbibliothek den wohl bemerkenswertesten Höhepunkt der Architektur der CAU bildet. Ihm widmet der Architekturhistoriker Cornelius Hopp einen Beitrag, der erstmals die Herleitung seiner Formen aufdeckt. Passend zum 60. Jubiläum bespricht die Kunsthistorikerin Stefanie Pejml die Universitätskirche, die zu den ganz wenigen Universitätskirchen in ganz Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg gehört und deren eindrückliche Glaswände damals nicht nur im Norden eine Innovation darstellten. Im vorliegenden Heft widmet sich außerdem die Rubrik ›Kunstwerk‹ einem besonderen Monument der Flora. Charlott Hannig stellt den Urweltmammutbaum im Alten Botanischen Garten zu Kiel vor, der 1948 dort als Geschenk der Kronprinzessin und späteren Königin Elizabeth II. gepflanzt worden ist. Seine neue Heimat im Botanischen Garten setzt ihn in einen künstlerischen Kontext ganz eigener Art.

Auch im historisch-philologischen Bereich hat die CAU in den zurückliegenden Monaten exzellente Forschung aufzubieten. Davon zeugt beispielsweise eine Monographie zur Bekleidung der römischen Frauen von den Anfängen bis zum Ende des zweiten Jahrhunderts, die der

Latinist Jan Radicke in diesem Heft zusammenfassend vorstellt. Kleidung ist von Interesse, weil sie bereits in der Antike sozialen Status zum Ausdruck brachte. Bis zum zweiten Jahrhundert nach Christus lässt sich ein Wandlungsprozess bei der Verwendung von Frauenkleidung im Römischen Reich beobachten, der sich mit dem Stichwort »Internationalisierung« charakterisieren lässt. Der Umgang mit Kleidung in der Antike illustriert also Prozesse, die sich bis in die Gegenwart kulturwissenschaftlich beschreiben lassen.

Auf exzellente Arbeit am Germanistischen Seminar blickt der Beitrag von Toke Hoffmeister und Daniel Eder zurück, die anschaulich dessen zurückliegende 150-jährige Tätigkeit beschreiben.

Ein weiteres exzellentes Forschungsprojekt stellt die Entdeckung des ›Blinkerwalls‹, einer steinzeitlichen, jagdunterstützenden Großstruktur in der Mecklenburger Bucht dar, der von einem Team um Sebastian Krastel mittels eines hochmodernen Fächerecholots auf dem Meeresboden der Ostsee im Zuge einer Lehrveranstaltung gefunden worden ist. Das Projekt zeugt von den hohen Standards der Meeresforschung an der CAU.

Besonders erfreulich ist es, dass in diesem Heft auch einmal Kai Lohsträter vom Kieler Universitätsverlag mit einem Beitrag über digitales Publizieren an der CAU vertreten ist. Er betreut die Publikation unserer Zeitschrift in vorbildlicher Weise gemeinsam im Verlag mit Wiebke Buckow und der Redaktionsassistentin Nadine Waschull vom Kunsthistorischen Institut, wofür allen dreien großer Dank gebührt.

Exzellent in der Krise! Sicher lassen sich Krisensituationen nicht ausschließlich akademisch bewältigen, zumal wenn die Wissenschaft auch selbst in der Krise steckt. Dennoch dokumentiert der vorliegende Band, dass die Christian-Albrechts-Universität an der einen oder anderen Stelle mit exzellenter wissenschaftlicher Arbeit trotzdem dazu beizutragen vermag, Erkenntnis zu fördern, akademische Brücken zu bauen und durch die Analyse von Krisenelementen deren Bewältigung anzustoßen.

---

Prof. Dr. Andreas Müller  
für die Schriftleitung

## Kontakt

E-Mail: [christiana.albertina@email.uni.kiel.de](mailto:christiana.albertina@email.uni.kiel.de)

---

**⑧ Open Access //** Der Artikel ist unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung 4.0 International veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile des Werks von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können.

# 1. Das Kunstwerk





## »Ein zum Leben erwecktes Fossil«

Der Urweltmammutbaum im Alten Botanischen Garten zu Kiel

— Im Herbst 1948 überreichte die damalige Kronprinzessin und spätere Königin Elizabeth II. von England (amt. 1952–2022) dem Kieler Botaniker Hermann Jacobsen (1898–1978) in London den Setzling eines Urweltmammutbaumes (*Metasequoia glyptostroboides*), der heute im Alten Botanischen Garten zu Kiel mit inzwischen fast dreißig Metern Höhe einer der ältesten seiner Art auf dem europäischen Kontinent ist (Abb. 1).<sup>1</sup>

In Kiel wird er heute von zwei anderen Mammutbäumen assistiert, die zusammen die Flanke des Botanischen Gartens nach Norden zum Schwanenweg dominieren.<sup>2</sup>

Die Entdeckung der als ausgestorben geglaubten *Metasequoia* gilt als eine der größten botanischen Sensationen des 20. Jahrhunderts. Fossile Funde des japanischen Paläobotanikers Shigeru Miki (1901–1974) im Jahr 1941 bezeugten seine Existenz im Tertiär auf der nördlichen Halbkugel. In demselben Jahr wurde in der südwestlichen Provinz Sichuan ein lebendes Exemplar in seinem natürlichen Habitat von einem Mitarbeiter der Forstfakultät in Nanjing entdeckt. Der Urweltmammutbaum, der ein Alter von 420 Jahren und eine Höhe von 30 bis 35, in seltenen Fällen sogar von 50 Metern erreichen kann, ist in den Bergregionen der chinesischen Provinzen Sichuan, Hubei und Hunan in Höhenlagen zwischen 750 und 1.500 Metern beheimatet. Im Gegensatz zu seinen amerikanischen immergrünen Verwandten wirft er sein sommergrünes Nadelkleid, das sich rötlich bis kupferfarben verfärbt, im Herbst ab.

Ab 1943 wurde die Gattung von chinesischen und amerikanischen Wissenschaftlern erforscht und durch Stecklinge eine Vermehrung erprobt. So gelangten 1947 *Metasequoia*-Samen aus dem Arnold-Arboretum der Harvard Universität nach England und bereits ein Jahr später wuchsen in Kew Gardens, einem der wichtigsten und umfangreichsten botanischen Garten

---

1 Vgl. Otto Springer: Im Blumentopf von London nach Kiel, in: Kieler Express vom 2. Mai 1985, S. 3.

2 Vgl. Webseite »Alter Botanischer Garten Kiel«, <https://www.alter-botanischer-garten-kiel.de/Mammutbaeume-2.html> [25. April 2025].



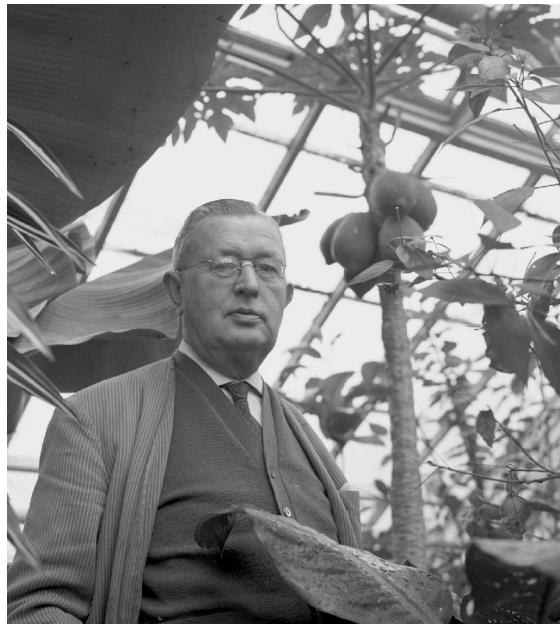
↑ Abb. 1a u. b.: Der Urweltmammutbaum im Alten Botanischen Garten der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. Fotos 2025: Charlott Hannig.

weltweit, kleine Bäume der neu entdeckten Gattung.<sup>3</sup> Als Dank für einen Festvortrag der Royal Horticultural Society in London überreichte Kronprinzessin Elizabeth 1948 Hermann Jacobsen einen Setzling, der in einem Blumentopf seinen Weg nach Kiel fand, wo er für ein paar Jahre im Gewächshaus aufgezogen und 1952 an seinen heutigen Standort verpflanzt wurde.<sup>4</sup>

Hermann Jacobsen hatte 1912 seine Ausbildung mit einer Gärtnerlehre auf Gut Bredeneek bei Preetz begonnen, war nach dem Ersten Weltkrieg in Gärten von Köln und Bonn tätig, bevor er 1929 zum technischen Leiter des Botanischen Gartens nach Kiel an die Christian-

3 Vgl. Jinshuang Ma: The Chronology of the »Living Fossil« *Metasequoia Glyptostroboides* (Taxodiaceae): A Review (1943–2003), in: Harvard Papers in Botany 8 (2003), S. 9–18, hier S. 9–11.

4 Vgl. Springer 1985 (wie Anm. 1), S. 3.

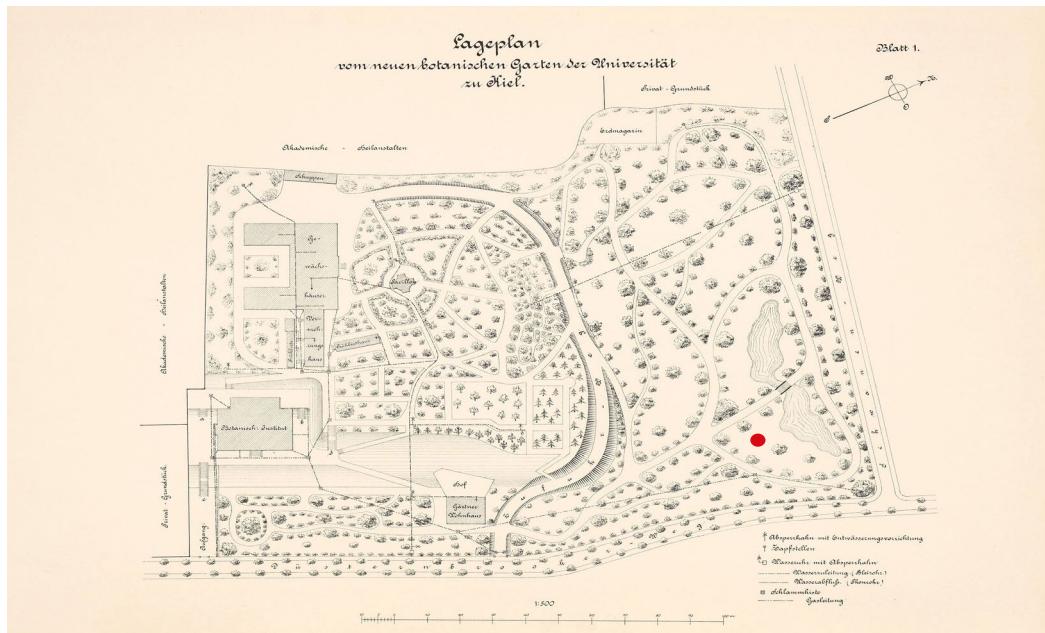


→ Abb. 2. Hermann Jacobsen (1963). Foto von Friedrich Magnussen, veröffentlicht unter der Lizenz [CC BY-SA 3.0 DE](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/de/). Stadtarchiv Kiel, Fotoarchiv, Sign. 29.669.

Albrechts-Universität berufen wurde, wo er bis 1963 tätig blieb.<sup>5</sup> Hier forschte und publizierte er umfangreich mit internationalem Renommee und baute eine der größten Sammlungen von Mittagsblumengewächsen auf. 1963 erhielt er die Ehrendoktorwürde der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät. Seinen wissenschaftlichen Ruf bezeugen etliche nach ihm benannte Pflanzen.

Der Metasequoia-Setzling gelangte so in einen botanischen Garten, der mit 2,5 Hektar Gelände nahe der Kieler Förde 1825 im Auftrag des Kieler Kaufmanns und Tabakfabrikanten Abraham Christian Brauer (1781–1868) für seinen Sommersitz als Landschaftspark nach englischem Vorbild angelegt worden war. Der natürliche Höhenunterschied ermöglichte terrassierte Gartenräume. 1868 erwarb die Christian-Albrechts-Universität den Park, und ab 1873 entstand – unter Bewahrung des Charakters als Landschaftsgarten mit seinem bedeutenden Baumbestand und geschwungenen Wegenetz – nach Plänen August Wilhelm Eichlers und

5 Zu Jacobsen vgl. Helmut Broogh: In memoriam: Hermann Jacobsen, in: *National Cactus and Succulent Journal* 33.4 (1978), S. 95. – Cyril Albert Edward Parr: Dr Hermann Jacobsen Rer. nat. h.c. F.C.S.S.A., F.A.S.P.S., F.L.S., vice-president of the African Succulent Plant Society, vice-president of the National C. and S. Society; member I.O.S., life member Deutschen Kakteen-Gesellschaft, in: *Bulletin of the African Succulent Plant Society* 8.6 (1974), S. 211–213. – Gordon D. Rowley: Hermann Jacobsen. January 26, 1898 – August 19, 1978, in: *Ashingtonia* 3 (1979), S. 165–167. – Herbert Straka: Dr. h.c. Hermann Jacobsen, in: *Kakteen und andere Sukkulanten* 29.5/6 (1978), S. 282–283. – Hermann Stützel: Grosse Liebe zu Lebenden Steinen. Erinnerungen an den 100. Geburtstag von Dr. h.c. Hermann Jacobsen, in: *Kakteen und andere Sukkulanten* 49.2 (1998), S. 41.



↑ Abb. 3. Lageplan des vierten Botanischen Gartens der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Lithographie auf Papier (um 1889/90): Die rote Markierung zeigt den Standort des Urweltmammutbaums. Gemeinfrei. Architekturmuseum der TU Berlin, Inv. Nr. BZ-H 09,032.

maßgeblich Adolf Englers der insgesamt vierte Botanische Garten zu Kiel.<sup>6</sup> Es war der erste seiner Art, der nach rein pflanzengeografischen Gesichtspunkten angelegt wurde. Der Garten wurde 1884 der Kieler Stadtbevölkerung als öffentlicher Park zugänglich gemacht. Mit der An-

6 Zur Geschichte der botanischen Gärten in Kiel vgl. Johannes Reinke: Der älteste Botanische Garten Kiels. Urkundliche Darstellung der Begründung eines Universitäts-Instituts im siebzehnten Jahrhundert, in: Festschrift der Universität Kiel zur Feier Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm II., Kiel 1912, <https://doi.org/10.5962/bhl.title.16864>. – Wilhelm Halbsguth: Die Entwicklung des Botanischen Instituts und des Botanischen Gartens der Christian-Albrechts-Universität seit 1965, Kiel 1985. – Martin Nickol: Die Geschichte des Botanischen Gartens, in: Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. 350 Jahre Wirken in Stadt, Land und Welt, hg. v. Oliver Auge, Kiel 2015, S. 926–937, <https://doi.org/10.38071/publ-10432>. – Susanne Petersen, Dietrich Ober: Schaufenster der Christian-Albrechts-Universität. Der Botanische Garten Kiel, in: Christiana Albertina. Forschungen und Berichte aus der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel 85 (2024), S. 43–56, hier S. 43–45, <https://doi.org/10.38072/2942-2337/p21>. – Der erste Botanische Garten in Kiel wurde 1669, vier Jahre nach der Gründung der Universität, als *hortus medicus* im Schlosspark angelegt und galt bis zu seiner Aufhebung 1684 als sechstältester Deutschlands. Es folgten Gärten am Kloster in der Falckstraße (1727) und an der Prüne (1803). Die Gärten wurden nach ihrer Aufgabe überbaut. Um zu verhindern, dass dem Alten Botanischen Garten das gleiche Schicksal zuteil würde, erfolgte 1980 unter Edda Hinrichsen die Gründung des ›Vereins zur Erhaltung und Förderung des Alten Botanischen Gartens Kiel e.V.‹. Vgl. hierzu das von Margita M. Meyer und Lilia Hort geführte Interview mit Edda Hinrichsen am 28. November 2023 in Kiel: Das Vermächtnis von Hermann Jacobsen. Ein Gespräch mit Edda Hinrichsen über den Alten Botanischen Garten in Kiel, in: DenkMall Zeitschrift für Denkmalpflege in Schleswig-Holstein 29 (2023/24), S. 18–27. Der Garten wurde 1992 als einziges flächenhaftes Naturdenkmal der Stadt unter Schutz gestellt.

lage des Neuen Botanischen Gartens ab 1975 auf dem neuen Campus der Universität an der Leibnizstraße wurde ein Großteil der Pflanzen transloziert, erhalten blieben dem alten Standort der bedeutende Baum- und Sträucherbestand.

Botanische Gärten unterlagen als Kunstform einem steten Wandel: Dienten ihre systematisch organisierten Vorläufer des 16. Jahrhunderts als wissenschaftliche, höfisch angebundene Einrichtungen vor allem der Erforschung und Kultivierung von Heilpflanzen, so wurden sie mit dem wachsenden öffentlichen Interesse an Naturkunde und Bildung im 18. und 19. Jahrhundert und der Öffnung für das städtische Bürgertum zu inszenierten Landschaftsräumen, die Imaginationen von Ursprünglichkeit und Wildnis hervorrufen sollten. Sie bedienten so einerseits den Wunsch nach individuell erlebbaren, emotional aufgeladenen Erfahrungsräumen der Erholung und des Naturvergnügens, verstanden sich aber andererseits auch als museale Einrichtungen, die ihre Sammlungen in Herbarien präsentierten oder Bildungsangebote bereitstellten und auf eine Abbildung der ›Welt im Kleinen‹ zielten. Herbarien und botanische Sammlungen in Museen haben eine lange Tradition aus den Wunderkammern heraus. Sie stellen die Objekte jedoch konserviert und tendenziell unverändert aus, während botanische Gärten die Flora als lebendige Exponate präsentieren, dabei jedoch meist losgelöst aus ihren ursprünglichen Habitataten und Ökosystemen in einem neuen, kontrollierten Lebensraum. In ihrer dynamischen Erscheinung, die zyklischen Prozessen von Wachstum, Blüte und Verfall unterliegt, schaffen sie einen künstlichen Erfahrungsräum.<sup>7</sup> Das unkontrollierbare, phänologische Moment der Lebendigkeit verhandelt die Wahrnehmung und Deutung der Natur so immer wieder neu.

Innerhalb des gestalteten Gefüges des Botanischen Gartens kultiviert, exponiert und künstlich kontextualisiert, wurde der Mammutbaum so zu einem »Werk des Menschen, ein[em] Artefakt, ein[em] Kunstwerk, das mit Natur, im Sinne von durch Menschen nicht berührter Natur, überhaupt nichts zu tun hat«.<sup>8</sup> Als eigendynamisches Element im Raum wird der Baum zum Träger einer Ästhetik und Naturerfahrung, der ein immersives Wahrnehmen und Erleben ermöglicht, wie etwa durch das optische Erfassen, das taktile Anfassen oder die akustische Wahrnehmung beispielsweise des Rauschens von Wind in den weit ausladenden, hellgrünbenadelten Ästen. Nach Martin Seel lässt das intentionale Sich-Einlassen auf das, was erscheint, das Versinken »in dieses Gerade-so-sein« zu.<sup>9</sup> Inszenierte Naturerfahrung ist also nicht rein künstlich, sondern macht durch die gestalterische und kontextualisierte Rahmung ein ästhetisches Potenzial von Natur erst bewusst. In der Wechselwirkung von Arrangement und Lebendigkeit, von kultureller Setzung und vegetativer Eigendynamik,

7 Vgl. Stefanie Heraeus: Botanische Gärten als Ausstellung. Historische Inszenierungen und künstlerische Dekonstruktionen im Frankfurter Palmengarten, in: 21: Inquiries into Art, History, and the Visual. Beiträge zur Kunstgeschichte und visuellen Kultur 4 (2021), S. 349–370, hier S. 357.

8 H. Walter Lack: Die Welt in einem Garten. The World in a garden, in: Englera 30 (2013), S. 17–28, das Zitat S. 18.

9 Martin Seel: Eine Ästhetik der Natur, Frankfurt am Main 1991, S. 38–42, das Zitat S. 42.

kommt der Metasequoia zudem als »zum Leben erwecktes Fossil« eine besondere Rolle als Objekt der Zeitwahrnehmung zu,<sup>10</sup> das als Bindeglied zwischen Vergangenheit und Jetzzeit, zwischen Naturgeschichte und individueller Gegenwartserfahrung steht. Eingebettet in den Alten Botanischen Garten als kulturell codierten, künstlichen Raum steht der Baum zusammen mit dem noch erhaltenen Pflanzen- und Gebäudebestand darüber hinaus als ein wichtiges Naturdenkmal für eine lange und bedeutsame Botanik-Geschichte der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel.

---

## Autorin

Charlott Hannig M.A.,

geboren 1989, Studium der Kunstgeschichte, Italienischen Philologie und Europäischen Ethnologie/Volkskunde in Kiel. Seit 2022 Mitarbeiterin in unterschiedlichen Forschungsprojekten am Lehrstuhl des Kunsthistorischen Instituts der CAU. Seit 2023 Redaktionsassistenz der Zeitschrift *Nordelbingen. Beiträge zur Geschichte der Kunst und Kultur, Literatur und Musik in Schleswig-Holstein*.

E-Mail: [hannig@kunstgeschichte.uni-kiel.de](mailto:hannig@kunstgeschichte.uni-kiel.de)

---

⑥ **Open Access //** Der Artikel ist unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung 4.0 International veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile des Werks von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können.

---

<sup>10</sup> Während für existente Tier- oder Pflanzenarten, die sich über lange geologische Zeiträume kaum verändert haben, der darwinistische Begriff »lebendes Fossil« verwendet wird, hat sich im Fall des Urweltmammutbaums die regenerative Formulierung des zum Leben erweckten etabliert. Vgl. Walter Jung: Die Metasequoia, ein zum Leben erwecktes Fossil (1998), [https://userpage.fu-berlin.de/leinfelder/palaeo\\_de/edu/lebfoss/metasequoia/index.html](https://userpage.fu-berlin.de/leinfelder/palaeo_de/edu/lebfoss/metasequoia/index.html) [4. Mai 2025].

## 2. Beiträge





## Spiel und Struktur

Das Sportforum der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel (1966–1976)

— Im Zuge der baulichen Erweiterung der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel seit den frühen 1960er-Jahren rückte auch die Konzeption eines Sportforums in den Fokus: Aus dem Institut für Leibesübungen sollte ein modernes Institut für Sport- und Sportwissenschaft werden, hierfür musste eine geeignete Sportstätte geschaffen werden, deren Bau 1965 beschlossen wurde.<sup>1</sup> Der 1976 eingeweihte Neubau findet in den einschlägigen Architekturführern Schleswig-Holsteins unter den wenigen relevanten Sport- und Schwimmstätten stets Erwähnung,<sup>2</sup> ist jedoch darüber hinaus bisher kaum gewürdigt worden.<sup>3</sup> Im Kontext der Unterschutzstellung als Kulturdenkmal im Jahr 2008 wurde die Bau- und Planungsgeschichte durch Nils Meyer sowie Claudia Zanolungo untersucht und Empfehlungen für ein denk-

- 
- 1 Vgl. Karl Feige: Der Wiederaufbau des Hochschulinstituts für Leibesübungen nach dem Kriege bis zur Planung eines Sportforums, in: Christiana Albertina 4 (1967), S. 68–72. – Herbert Haag: Struktur und Funktion des Instituts für Sport und Sportwissenschaften (Christian-Albrechts-Universität zu Kiel Institut für Sport und Sportwissenschaften, Bd. 1), Kiel 1976, S. 81–85.
  - 2 Vgl. Architektur in Schleswig-Holstein 1900–1980, bearb. v. Hartwig Beseler, Klaus Detlefsen und Kurt Gelhaar, Neumünster 1980, S. 217. – Klaus Alberts und Ulrich Höhns: Architektur in Schleswig-Holstein seit 1945. 200 Beispiele, Neumünster 1994, S. 117. – Dieter J. Mehlhorn: Architekturführer Kiel, Berlin 1997, S. 39 u. 100 Nr. 74. – Martin Eichhorn: Bauen in Schleswig-Holstein. 50 Jahre. Eine baugeschichtliche Rundreise zwischen den Meeren, Neumünster 1997, S. 72 f. – 1903–2003. 100 Jahre Architektur in Schleswig-Holstein. Bund Deutscher Architekten BDA, hg. v. BDA, Landesverband Schleswig-Holstein, Kiel 2003, [o.S.]. – Dieter J. Mehlhorn: Architektur in Schleswig-Holstein. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Kiel 2016, S. 215. – Dieter J. Mehlhorn: Architekturführer Schleswig-Holstein, Berlin 2020, S. 122.
  - 3 Vgl. Matthias Oloew: Schwimmbäder. 200 Jahre Architekturgeschichte des öffentlichen Bades (Forschungen zur Nachkriegsmoderne des Fachgebietes Kunstgeschichte am Institut für Kunsthistorische und Historische Urbanistik des Technischen Universität Berlin), Berlin 2019, S. 260. – Cornelius Hopp: Hallenschwimmbäder als Bauaufgabe im Schleswig-Holstein der Nachkriegszeit, in: Moderne am Meer II. Künstlerische Positionen im dritten Viertel des 20. Jahrhunderts in Schleswig-Holstein, hg. v. Klaus Gereon Beuckers, Thorsten Sadowsky und Norbert Schneider, Petersberg 2025, S. 259–276, hier S. 267 f.



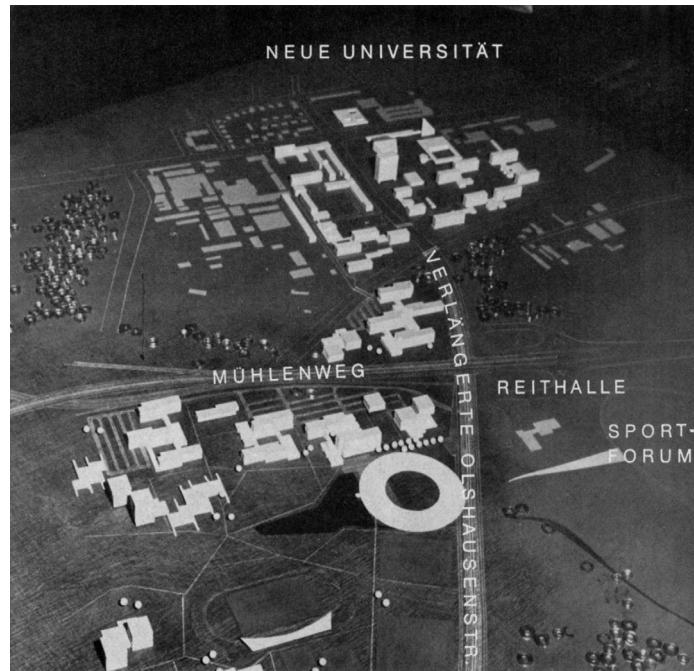
↑ Abb. 1. Das Sportforum im Luftbild von Nordwesten. Foto: Matthias Burmeister, Universität Kiel.

malverträgliches Sanierungskonzept erarbeitet.<sup>4</sup> Meyer und Zanolungo verwiesen für die Zeit um 1965 zwar auf die in Bau oder Planung befindlichen Sportanlagen der Universitäten Heidelberg, Tübingen, Nürnberg-Erlangen, Frankfurt am Main, Gießen, Göttingen, Münster und Mainz,<sup>5</sup> doch findet sich unter diesen Beispielen kein Sportkomplex mit kombinierten Hallen unter einem gemeinsamen Dach mit derart offener Raumstruktur. Somit ist die Herleitung des Entwurfs und dessen weitergehende Kontextualisierung bisher ein Desiderat. Dem möchte der vorliegende Beitrag nachgehen und das Konzept der Mehrzweckhalle sowie das Tragwerk als Gestaltungselement zwischen konstruktiven und formalen Aspekten thematisieren (Abb. 1).

---

4 Nils Meyer: Das Sportforum der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. Baugeschichte, Denkmalwert und aktueller baulicher Umgang, in: Architektur für Forschung und Lehre. Universität als Bauaufgabe, hg. v. Klaus Gereon Beckers (Kieler Kunsthistorische Schriften, N.F. Bd. 11), Kiel 2010, S. 387–405. – Claudia Zanolungo: Das Sportforum, in: Universität als Denkmal. Der Campus der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. Geschichte, Bestand, Zielplanung, hg. v. Astrid Hansen und Nils Meyer (Beiträge zur Denkmalpflege in Schleswig-Holstein, Bd. 1), Kiel 2011, S. 127–140.

5 Meyer 2010 (wie Anm. 4), S. 389. – Zanolungo 2011 (wie Anm. 4), S. 125 mit Anm. 215 auf S. 224.



→ Abb. 2. Die neue Universität am Westring und ihre Erweiterung in den 1960er Jahren. Geplanter Standort des Sportforums westlich der neuen Schnellstraße. Aus: Feige 1967 (wie Anm. 1), S. 69, Abb. 1.

## Historischer Kontext

Um eine geeignete Lösung zu entwickeln, wurde am 1. Juni 1966 ein Wettbewerb ausgelobt, aus dem Ende Januar 1967 vom Preisgericht 44 Entwürfe bewertet und über die ersten vier Preise hinaus noch drei weitere Entwürfe angekauft wurden (Abb. 2).<sup>6</sup>

»Durch den Bauwettbewerb will der Auslober Vorentwürfe erhalten, die bei großer Wirtschaftlichkeit innerbetrieblich vorbildliche Lösungen erbringen und der besonderen Zweckbestimmung der Baumaße in der architektonischen Gestaltung Ausdruck verleihen. [...] Ausgehend von der geologischen und topographischen Situation besteht [...] die städtebauliche Konzeption, die Bebauung des Geländes in den westlichen und östlichen Randzonen massiert in mehrgeschossigen Baukörpern anzurufenn [...].«<sup>7</sup>

6 Vgl. Feige 1967 (wie Anm. 1), S. 69 f. – Architektenwettbewerb für das Sportforum der Christian-Albrechts-Universität Kiel, in: AB. Archiv des Badewesens 19.6 (1967), S. 249–252. – Miklavz Prosenc und Frieder Roskam: Turnen, Sport, Erholung (Architektur-Wettbewerbe, Bd. 56), Stuttgart 1968, S. 26–31. – Wettbewerb. Sportforum der Universität Kiel, in: sb. Internationale Fachzeitschrift für Sportstätten und Freizeitanlagen 5.1 (1971), S. 36–44.

7 Architektenwettbewerb (wie Anm. 6), S. 249.



↑ Abb. 3. Wettbewerb für das Sportforum II (1966), die ersten vier Plätze (angekauft). Oben: Klaus Nickels, Meinhard von Gerkan und Volkwin Marg, Mitte links: Friedrich Wilhelm Kraemer, Mitte rechts: Herbert Widling, Herhart Kettner und Claus Peter Käding, unten: Rüdiger Henschker. Aus: Prosenc/Roskam 1968 (wie Anm. 6), S. 26.

Zentrale Forderungen waren Hallen für verschiedene Sportarten, in denen auch eine 10-Meter-Sprungturmanlage sowie ein wettkampftaugliches 50-Meter-Schwimmbecken Platz finden sollten, was es bis dahin in Schleswig-Holstein nicht gab. Dies dürfte im Kontext der Sportförderung der 1960er Jahre mit der Ausweitung des Schwimmunterrichts an Schulen und dem Ausbau des Hochschulsports, nicht zuletzt auch vor dem Hintergrund der Olympischen Sommerspiele 1972, zu sehen sein. Siegreich war der Entwurf der Architekten Meinhard von Gerkan und Volkwin Marg in einer Kooperation mit Klaus Nickels unter fachlicher Beratung von Rolf Störmer, der seit 1971 mit den Mitarbeitern Volker Rudolph (Projektleitung), Klaus Kurzweg, Gerd Welm sowie Wolfgang Schmitz-Mohr (Planung) und Peter Frohne (Bauleitung) realisiert wurde (Abb. 3).

Bereits 1974 gingen die Sportstätten in Betrieb und wurden 1976 nach Fertigstellung des Institutshochhauses eingeweiht.<sup>8</sup> In der zeitgenössischen Fachliteratur fand der Bau große Resonanz,<sup>9</sup> 1979 wurden hier die Deutschen Hochschulmeisterschaften im Schwimmen ausgerichtet.<sup>10</sup> Grundlegend für die Gestaltung und technische Ausstattung waren die in der Bundesrepublik bis dahin sukzessive erarbeiteten Leitsätze für den Bau von Sport- und Schwimmstätten wie DIN 18032 für den *Bau von Sporthallen – Hallen und Räume für Sport und Mehrzwecknutzung*.<sup>11</sup> Doch wandten sich von Gerkan und Marg gegen jene, die »Sportstättenbau vorzugsweise als einen genormten Behälter« ansahen und versuchten daher, für »das Moment des Spiels und zur Entfaltung ungebundener Lebensfreude [...] eine geistige Gratwanderung zwischen den einengenden Bindungen des verbindlichen Programmes einerseits und den eigenen, teilweise ent-

<sup>8</sup> Vgl. Helmut Haag: Zur baulichen Konzeption und Funktion des Instituts für Sport und Sportwissenschaften der Christian-Albrechts-Universität Kiel (ISS), in: Christiana Albertina NF 5 (1976), S. 27–34.

<sup>9</sup> Vgl. Anm. 6 sowie Dietrich Fabian: Bäderbauten. Handbuch für Bäderbau und Badewesen. Anlage, Ausstattung, Betrieb und Wirtschaftlichkeit, München 1970, S. 366 f. – Friedemann Wild: Sporthallen und Sportanlagen für Schulen, Vereine und Betriebe (e+p Entwurf und Planung, Bd. 9), München 1971, S. 50–57. – Architektenporträt. Gerkan, Marg und Partner, in: db. deutsche bauzeitung. Fachzeitschrift für Architektur und Bautechnik 106.5 (1972), S. 469–486, hier S. 484. – Dietrich Fabian: Hallenbäder und Hallenfreibäder für Allgemeinheit, Schule und Sport (e+p Entwurf und Planung, Bd. 29), München 1975, S. 40–41. – Paolo Nestler und Peter M. Bode: Deutsche Kunst seit 1960, Bd. 4: Architektur, München 1976, S. 238 zeigt Abb. 203 ohne Text. – K. E. Krotz: Sportforum II der Universität Kiel, in: Die Bauverwaltung 49.8 (1976), S. 290–293. – Sportstätten als räumliches Kontinuum, in: Bauen + Wohnen 31.9 (1977), S. 341–344, <https://doi.org/10.5169/seals-335858>. – Volkwin Marg: Sportforum Kiel, in: db. deutsche bauzeitung. Fachzeitschrift für Architektur und Bautechnik 111.10 (1977), S. 30–35. – Sports complex in Kiel. The body beautiful, in: AJ. The Architects' Journal 166.38 (1977), S. 518–519 [D.S.]. – Volkwin Marg: university sports centre, in: Domus. Monthly Magazine of Architecture, Design, Art. 577 (1977), S. 14–16. – DBZ. Deutsche Bauzeitschrift 26.1 (1978), S. 25–28. – Volkwin Marg: Bemerkungen zur Architektur des Sportforums, in: Glasforum. Architektur, Raumkunst, Gebrauch 27.3 (1978), S. 30–34.

<sup>10</sup> Vgl. Deutsche Hochschulmeisterschaften 1979 im Schwimmen: 23./24. Juni 1979, Sportforum der Universität Kiel, Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Kiel 1979.

<sup>11</sup> Vgl. Rüdiger E. Weitzdörfer: Spielfeld- und Gerätemasse, 2. wesentlich erw. Aufl., Frankfurt am Main 1961. – Hallen-, Frei- u. Lehrschwimmbäder: Grundlagen für die Planung, bearb. v. Rolf Klass und Frieder Roskam, 2. Aufl. Köln 1961. – Sport- und Bäderbau, Tagung Köln vom 28. Mai bis 30. Mai 1963. Übungsstätten-Beratungsstelle des Deutschen Sportbundes, Zentrale Beratungsstelle für den Kommunalen Sportstättenbau, Köln 1963.

gegengesetzten konzeptionellen Absichten«.<sup>12</sup> Für internationale Wettkämpfe galt zudem das ausgehend von den Olympischen Spielen in Mexiko 1968 formulierte FINA-Regelwerk,<sup>13</sup> das für Kiel mit dem Baubeginn 1971 noch relevant gewesen sein muss. Der Diskurs um den Bau von Sportanlagen und die Ausweitung der Bautätigkeit in der Bundesrepublik ist in einem gesamtgesellschaftlichen Rahmen sportpolitischer Bestrebungen zu verstehen: Unter maßgeblicher Initiative der Deutschen Olympischen Gesellschaft (DOG) waren 1959 sowohl der ›Goldene Plan‹ als auch der ›Zweite Weg‹ des Deutschen Sportbundes (DSB) verabschiedet worden, worauf 1960 und 1967 jeweils ein Memorandum des ›Goldenen Plans‹ folgte.<sup>14</sup> Damit sollte die Zahl der Sportstätten erhöht und die körperliche Ertüchtigung im Sinne des Breitensports gefördert werden, nicht zuletzt um so auch neue Talente für den Spitzensport zu entdecken. Für den Hochschulsport bedeutete das eine deutliche Ausweitung des Angebots, das sich an alle Studierenden richtete und sich in Kiel dann bereits in den frühen 1960er Jahren mit der Expansion des Instituts und dem 1965 beschlossenen Neubau konkretisierte.<sup>15</sup>

## Bauplatz und Landschaftsbezug

Nach der Verlagerung der Universität ab 1946 aus dem Stadtzentrum an den Westring in die Gebäude der ehemaligen Electroakustik-Werke (ELAC) wuchs nicht nur die Zahl der Studierenden stetig, sondern führte diese in den 1960er Jahren parallel zur politisch forcierten Bildungsexpansion auch zur architektonisch-räumlichen Ausweitung der Fakultätsgebäude.<sup>16</sup> Vorgesehen war eine Erweiterung westlich des alten Produktionsstandortes, also jenseits des Mühlenweges, dem heutigen Olof-Palme-Damm (B 76), wo bereits Mitte der 1920er Jahre ein Sportplatz angelegt und 1956 wiedererrichtet worden war.<sup>17</sup> In diesem Bereich wurde zunächst

---

12 Gerkan, Marg und Partner. Architektur 1966–78, hg. v. Meinhard von Gerkan, Stuttgart 1978, S. 200 f.

13 Vgl. Fabian 1970 (wie Anm. 9), S. 481–491.

14 Vgl. Friedrich Mevert: ›Goldener Plan‹ und ›Zweiter Weg‹. Vor 50 Jahren wurden die Weichen für den Sport für alle in Deutschland gestellt, in: Olympisches Feuer 59 (2009), S. 48–51. – Der ›erste Weg‹ meint die traditionelle Trias aus Übung, Training und Wettkampf.

15 Vgl. Feige (1967 (wie Anm. 1), S. 69–72. – Haag 1976 (wie Anm. 8), S. 27–34.

16 Zur Baugeschichte des Campus vgl. die Beiträge in Beuckers 2010 (wie Anm. 4) sowie Hansen/Meyer 2011 (wie Anm. 4), ferner kurze Erwähnung bei Astrid Hansen: Wissen in Gebäuden: Zur Architektur der Christian-Albrechts-Universität seit 1945, in: Wissenschaft im Aufbruch. Beiträge zur Wiederbegründung der Kieler Universität nach 1945, hg. v. Christoph Cornelissen (Mitteilungen der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte, Bd. 88), Essen 2014, S. 160–181, hier S. 178 f., und Klaus Gereon Beuckers: Gebaute Bildungspolitik. Die architektonische Entwicklung der Christian-Albrechts-Universität, in: Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. 350 Jahre Wirken in Stadt, Land und Welt, hg. v. Oliver Auge, Kiel 2015, S. 175–215, hier S. 186–205, <https://doi.org/10.38071/publ-9361>.

17 Vgl. Beuckers 2015 (wie Anm. 16), S. 198 mit Anm. 68, S. 210.

der Neubau von Fakultätsblöcken projektiert, die mit den Sporthallen (Sportforum II) städtebaulich in Beziehung treten sollten.

Diese Konzeption wurde zugunsten des bestehenden Sportplatzes und angesichts des geplanten Ausbaus der B 503 (heute B 76) als autobahnähnlichen Zubringer zum Ausrichtungsort der Olympischen Sommerspiele (1972) in Kiel-Schilksee verworfen. Die Fakultätsblöcke wurden weiter westlich in Zeilenbauweise parallel zur Straße platziert.<sup>18</sup> Entgegen des ersten Entwurfs, der eine Ausrichtung der Baukörper diagonal zur Olshausenstraße vorsah und was vom Straßenraum aus betrachtet eine reizvollere Wirkung erzeugt hätte,<sup>19</sup> kam es schließlich zur orthogonalen Anordnung des Sportforums und Aufgabe des raumgreifenden terrassierten Parkplatzes. Die dazwischen liegenden Sport- und Grünflächen (Sportforum I) wurden durch das Landesbauamt Kiel II nach Entwürfen von Wolfgang Fädrich und Dietmar Leipold (1970) zu einer gestalteten Landschaft geformt.<sup>20</sup> Nun bildete die zu einem Teich angestaute Kopperpahler Au den Mittelpunkt, in den das Sportforum buchstäblich hineingesetzt wurde und in dem sich das Gebäude als auch die Umgebung spiegeln. Die Beziehung zu dieser neuen Wasserfläche wird durch eine kinetische Skulptur aus Edelstahl effektvoll inszeniert und vertikal akzentuiert, die 1977 nach Entwurf von Hermann Goepfert und Johannes Peter Hölzinger entstand, bei der das Wasser über eingelegte Kupferplatten hinabläuft und die Oberfläche des Teichs in Bewegung versetzt.<sup>21</sup>

## Das Bauwerk

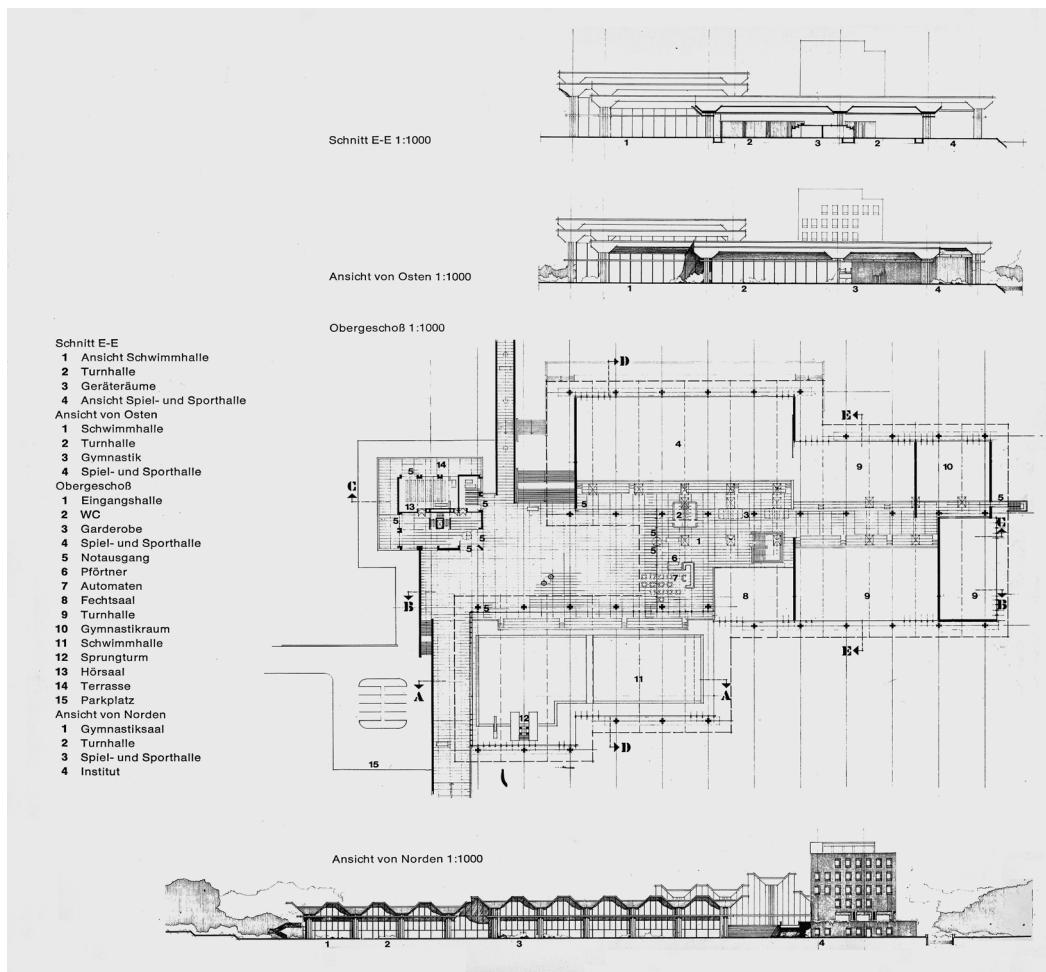
Von der durch das Gebäude laufenden Längsachse aus gesehen liegt das Sportforum parallel zur Olshausenstraße und ist dazu im rechten Winkel durch eine seitlich angeordnete Freitreppe sowie Rampe erschlossen, die auf das eckständig angeordnete Verwaltungs- und Hörsaalgebäude zuläuft und es zum Teich abgrenzt. An diesem Ende kreuzt im rechten Winkel die zweite Achse, die das Gebäude in Längsrichtung im Obergeschoss erschließt und von dort auf die angelehnten Tribünen führt (Abb. 4). Darunter befinden sich auf ›Rasenebene‹ die Umkleideräume und Verkehrswege, von denen aus die ebenerdig liegenden Hallen erschlossen werden (Abb. 5). Von den sieben Hallen öffnen sich vier zu den rückwärtig anschließenden Wiesen, davon eine nur zur Ostseite und zwei weitere zur Straßenseite hin, die mit einem deutlichen Versatz vor allem von der Schwimmhalle eingenommen wird (Abb. 6). Deren Becken weist im

<sup>18</sup> Vgl. Klaus Rose: Ausbau der Christian-Albrechts-Universität westlich des Mühlenweges, in: Christiana Albertina 11 (1971), S. 5–11.

<sup>19</sup> Vgl. Meyer 2010 (wie Anm. 3), S. 393 u. 398.

<sup>20</sup> Vgl. Meyer 2010 (wie Anm. 3), S. 399. – Margita M. Meyer: Plätze und Freiflächen, in: Meyer/Hansen 2011 (wie Anm. 4), S. 154–168, hier S. 164–168, verwies auf eine Moorlinse im Baugrund, die für die Neuausrichtung verantwortlich war.

<sup>21</sup> Vgl. Bastian Müller: Kunstobjekte auf dem Campus, in: Meyer/Hansen 2011 (wie Anm. 4), S. 141–153, hier S. 149 f.



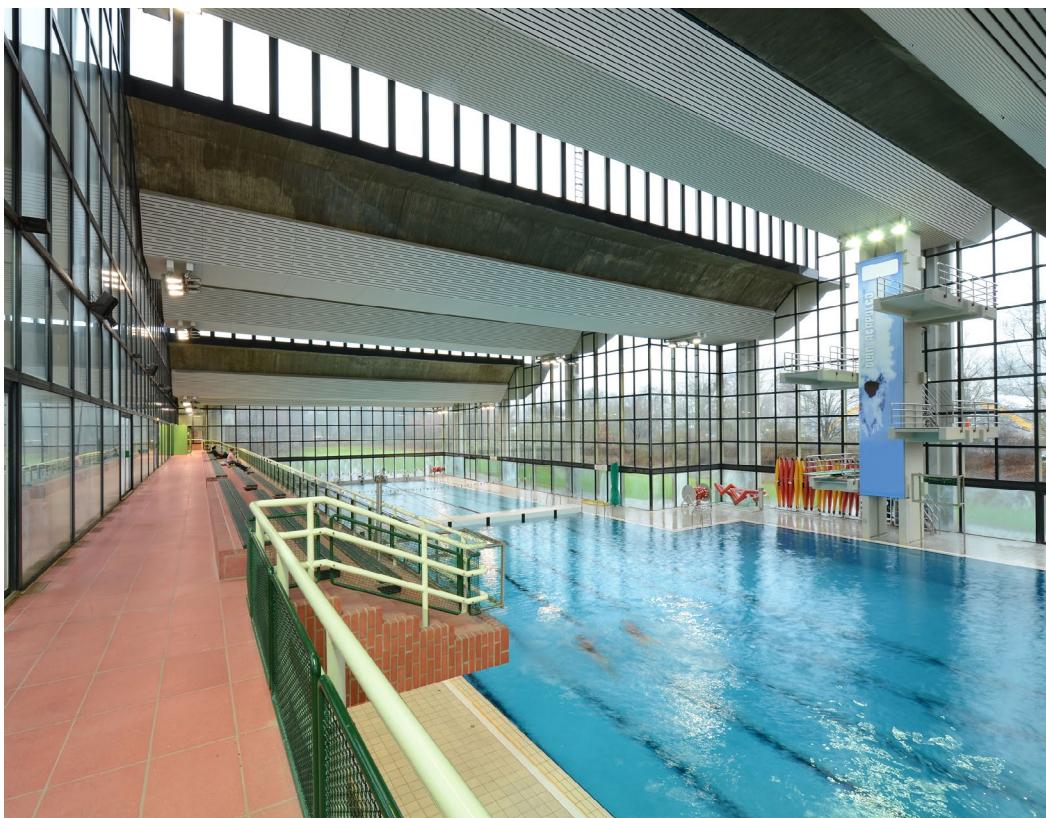
↑ Abb. 4. Sportforum Kiel in Grundriss und Ansicht. Aus: Wild 1971 (wie Anm. 9), S. 53.

Grundriss eine L-Form auf, die aus den 50-Meter-Schwimmbahnen mit dem seitlich separat angelehnten tieferen Sprungbecken resultiert, das am Außenbau durch das höher aufragende Dach deutlich betont wird. Die Becken lassen sich durch eine verschiebbare Trennwand beliebig teilen. Auf der Westseite findet sich im Erdgeschoss unterhalb des Forums ein Lehrbecken für Nichtschwimmer auf 8,5 x 12 m. Gegenüber dem ersten Entwurf wurden nur sechs statt der geforderten acht Schwimmbahnen realisiert, dagegen auf der Ostseite drei zusätzliche Sporthallen angefügt. Ursächlich war die erst im Nachgang beschlossene Mitbenutzung durch die Pädagogische Hochschule Kiel.<sup>22</sup> Das Raumkonzept umfasste schließlich:

22 Vgl. Zanlungo 2011 (wie Anm. 11), S. 133.



↑ Abb. 5. Sportforum Kiel, Ansicht der Sporthallen von Süden. Foto: Jürgen Haacks, Universität Kiel.



↑ Abb. 6. Innenaufnahme Schwimmhalle. Foto: Jürgen Haacks, Universität Kiel.



↑ Abb. 7. Sportforum, Tragwerkskonstruktion in Sichtbeton mit Abdrücken der Schalung. Aus: von Gerkan 1978 (wie Anm. 12), S. 205.

Sporthalle, Spielhalle, Kraftsportraum, Gymnastikhalle, Turnhalle sowie Fecht- und Boxhalle. Die einzelnen, auf unterschiedlichen Höhen nebeneinander aufgereihten, immer gleichen, und mit ›Flügeln‹ verbreiterten Betonhohlkastenträger überspannen alle beschriebenen Funktions-einheiten: Zur Straße treten sechs von ihnen nach vorn und sechs deutlich zurück, auf der Rückseite sechs etwas nach vorn und vier ein wenig zurück – geplant waren ursprünglich sieben hervortretend für die Schwimmhalle und vier zurücktretend für die Sporthallen.

Aber damit ist das Gebäude nur unzureichend erfasst: Entgegen der parallel angeordneten Träger bildet das Dach für sich genommen orthogonal dazu drei gegeneinander verschobene Längsachsen aus – mit einem mittig platzierten Einschnitt, der sich schon im Außenbereich von der Rampe kommend als Vorplatz artikuliert und damit die Idee eines Forums umsetzt. Dieser vor allem im Sommer auch außen genutzte Bereich ist nur durch die Drehtür des Foyers und die Glasfassade vom Innenraum getrennt, der mit einem Café-Angebot zum Verweilen einlädt. Vom Forum vermittelt eine Freitreppe zwischen Hochhaus und Sporthalle über eine Steganlage aus Sichtbeton zum rückwärtig gelegenen Sportplatz, daneben führt eine Freitreppe direkt ins Wasser. Die vom Hochhaus betonte Ecke der Gesamtanlage steht im Wasser und ist von zwei Spundwänden eingefasst. Ursprünglich sollte das Hochhaus wie die Tragwerkskonstruktion betonsichtig sein, wurde aber auf Wunsch der Hochschule mit dem regionaltypischen Ziegelmauerwerk verbündet.<sup>23</sup> Dabei setzte die Ästhetik auf einen Kontrast der rohen, materialsichtigen Konstruktion zur eingehängten Glasfassade und den umliegenden Rasenflächen, der durch das mittlerweile gegen Betonkorrosion aufgebrachte Oberflächenschutzsystem in Hellgrau verunklärt ist.

Über den Kontrast des Materials hinaus gilt das sicherlich auch für die charakteristische Form der insgesamt vierzehn Hohlkastenträger aus vorgespanntem Stahlbeton mit bis zu 37,5 m Spannweite, die auf Betonpfeilern mit kreuzförmigem Querschnitt lagern (Abb. 7). Das Profil des Trägers besteht aus einem trapezförmigen auf der kurzen Grundseite stehenden Hohlkasten, dessen Schenkel nach oben verlängert und am Ende horizontal umgeknickt sind. Die so entstehende Wanne dient zugleich der Dachentwässerung, deren Fallrohre versteckt in den Stützen geführt werden. Dabei erlaubt die an einen umgedrehten Hut mit Krempe erinnernde Form der Träger, die dort eingehängte Glasfassade weit nach oben zu ziehen. Ihre unterschiedliche Höhe insbesondere im Bereich der Schwimmhalle – aber auch im östlichen Teil der Sporthallen – ermöglicht Fensterbänder als Oberlicht. Für die Raumwirkung der Schwimmhalle ist die Ecksituation der Fassade zur Olshausenstraße wesentlich, die aus dem gewählten Tragwerk mit weit auskragenden Flügeln resultierend stützenlos ausgebildet ist und die Glasflächen aneinanderstoßen lässt. Da die Straße höher als das Schwimmbecken liegt und das Gelände zu diesem abfällt, breitet sich die – heute von einer Hecke eingefasste – Rasenfläche vor der Fassade aus. So entsteht der Eindruck eines Freibades, über dem die Betonträger zu schweben scheinen. Ähnlich ist der

---

<sup>23</sup> Vgl. Zanlungo 2011 (wie Anm. 11), S. 135.

Landschaftsbezug auch zu den zwei anderen Seiten auf die umliegenden Sportflächen gerichtet, die sich ebenerdig anschließen und auf der Rückseite zum Teil vom Wasser umgeben sind.

Das war gewollt, denn das »sportliche Geschehen begriffen wir als eine Betätigung, die eigentlich ihren Platz im Freien haben müßte. Schwimm- und Sporthallen waren für uns daher nur schützende Klimahüllen, die das räumliche Kontinuum außen und innen nicht begrenzen durften.«<sup>24</sup> Später beschrieben die Architekten ihren Ansatz so:

»Weite Räume zu schaffen und zu überdachen war unsere Wunschvorstellung von Anfang an. [...] Weit abseits des ursprünglichen Programms haben wir [...] die getrennten internen Übungshallen zusammengelegt, die Trennwände weggelassen und überall Publikumstribünen angelegt. Unter einem weit gespannten Beton-Faltwerk entstand ein Raumkontinuum.«<sup>25</sup>

Dieses Zitat illustriert die zentrale Idee des Gebäudes: Es wurde ein Hallenträgerwerksystem ausgewählt, unter dem weitgehend unabhängig von der baulichen Hülle alle Funktionen untergebracht werden konnten – Offenheit des Raums und das von allen Seiten in das Gebäude fallende Tageslicht kennzeichnen die Architektur. Doch wie entstand der Entwurf, welche Anregungen wurden verarbeitet und welche Bezüge lassen sich aufzeigen?

## Das Kieler Sportforum im Schaffen von GMP

Meinhard von Gerkan und Volkwin Marg fanden 1965 kurz nach Abschluss ihres Studiums (1964/65) in einem gemeinsamen Büro in Hamburg zusammen, das bis heute unter dem Namen GMP (Gerkan, Marg und Partner) firmiert und zu dem der am 1966 eingereichten Entwurf beteiligte Klaus Nickels nicht gehörte. Die Genese der Kieler Konzeption ist gut nachzuvollziehen:<sup>26</sup> Am Anfang stand ein Entwurf aus einem 1965 von der SPD überregional ausgelobten Wettbewerb für Hallenfreibäder, der allerdings nie realisiert wurde (Abb. 8).<sup>27</sup>

---

24 von Gerkan 1978 (wie Anm. 12), S. 31.

25 Unter großen Dächern. Von Gerkan, Marg und Partner, hg. v. Klaus-Dieter Weiss, Braunschweig 1995, S. 64.

26 Vgl. von Gerkan 1978 (wie Anm. 12), S. 198–230. – Weiss 1995 (wie Anm. 24), S. 74–77 u. 189. – Skizziert bei Oloew 2019 (wie Anm. 3), S. 259–261.

27 Vgl. SPD-Ideenwettbewerb ‚Hallenfreibad‘; in: Bauwelt 3 (1966), S. 75. – Architektur und Wohnform. AW 74.6 (1966), S. 384. – Sportforum der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands am 10. November 1964 in Bad Godesberg, Bonn 1964. – Chronik der deutschen Sozialdemokratie, Bd. 2: 1945 bis 1974, bearb. v. Franz Osterroth und Dieter Schuster, 3. neu bearb. und erw. Aufl. 2005, S. 252. – von Gerkan 1978 (wie Anm. 12), S. 209. – Oloew 2019 (wie Anm. 3), S. 258 f., ordnet den Entwurf nur Nickels zu und geht davon aus, dass die gemeinsame Urheberschaft im Nachhinein konstruiert wurde. Schon die zeitgenössischen Architekturzeitschriften nennen alle drei Architekten.

## Hallenfreibad – SPD

Im Jahre 1965 wurde von der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands für die ganze Bundesrepublik ein öffentlicher Ideenwettbewerb ausgeschrieben.

Die Preisträger erwarteten keine direkten Bauaufträge, vielmehr sollten die Entwürfe über Ausstellungen bauwillige Gemeinden dazu anregen, gut entworfene Hallenfreibäder zu bauen.

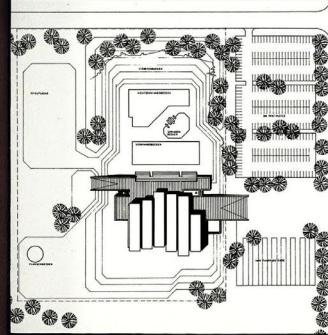
Obwohl dieses Projekt mit einem 1. Rang ausgezeichnet wurde, folgten ihm auch indirekt keine Planungsaufträge.

Bei den Sportbauentwürfen der Architekten von Gerkan + Marg war dieses Projekt jedoch eine Art Prototyp.

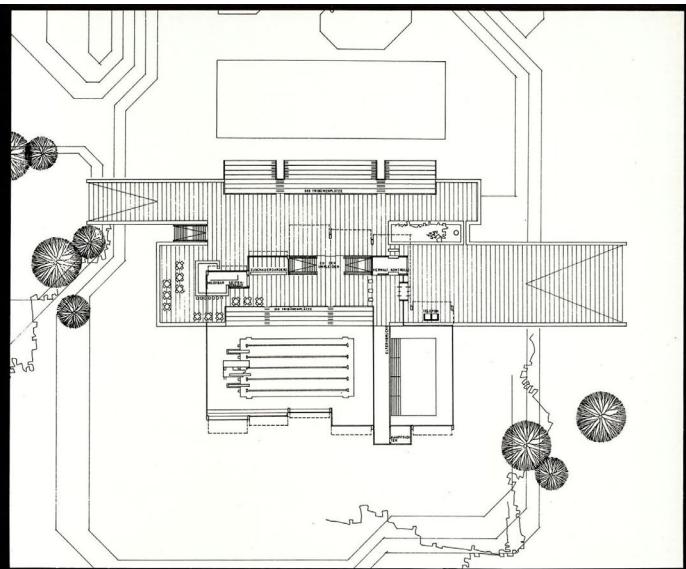
Zeitlich war es mit seinen typischen Charakteristiken zwar das zweite (nach einer Arbeit zusammen mit H. Westermann für ein Hallenfreibad in Braunschweig), in der Ausbildung der Merkmale jedoch das ausgeprägteste:

Alle Nebenräume sind kompakt im Sockelgeschoss einer „Brücke“ untergebracht, die sich über eine, aus der Topographie modellierte, „Bademulde“ legt. Das Dach ist als fünfte Fassade plastisch gegliedert und bringt mit seiner Konstruktion einen spielerischen Kontrast zu den streng genormten Formen der Becken.

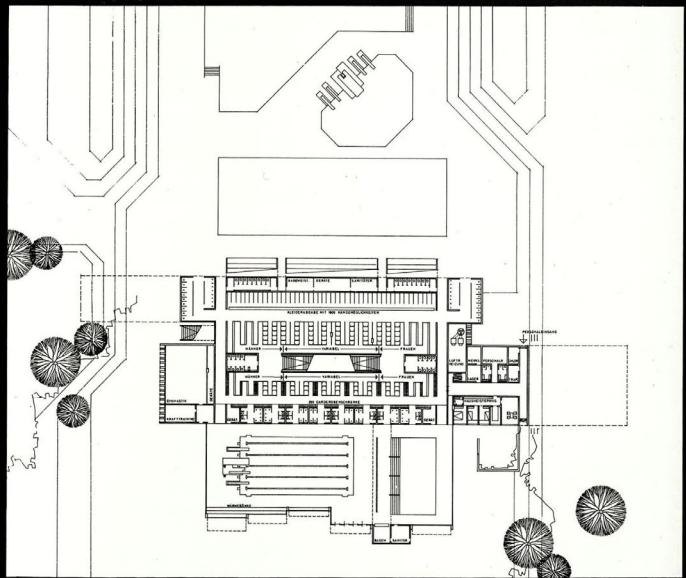
Der Zugang über Rampen von der oberen Ebene mit Einblick in die Bereiche des Geschehens ist ebenso charakteristisch für alle weiteren Sportbauten wie die Verzahnung von Innen- und Außenraum.



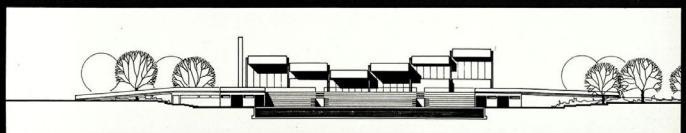
Lageplan



Grundriß Eingangsebene



Grundriß untere Ebene



Ansicht von Norden

↑ Abb. 8. Entwurf für den Wettbewerb der SPD für ein universell zu errichtendes Hallenfreibad von Klaus Nickels, Volkwin Marg und Meinhard von Gerkan (1965). Aus: von Gerkan 1978 (wie Anm. 12), S. 209.

Diesem Entwurf nach sollten die Gebäude in die Geländetopografie eingepasst, das Becken kostensparend ebenerdig angeordnet, so die eigentliche Schwimmhalle ins Obergeschoss verlegt und über eine Rampe mit Terrasse verschlossen werden. Darunter wurden die Umkleideräume platziert und so auch für das vorgelagerte Freibad nutzbar. Drinnen und Draußen wurden durch zwei Rampen und eine große Freitreppe zu einem Forum verbunden. Schon hier finden sich die gegenläufig angeordneten Wegeachsen und die Ausbildung einer zweigeschossigen Erschließung sowie die gestaffelte Höhe des Daches aus einzeln nebeneinander gestellten Elementen, wie sie dann den Kieler Bau prägen, der offenbar auf dem wohl von Klaus Nickels konzipierten Wettbewerbsentwurf ansetzte. Jedoch sollten diese dort noch flach gedeckt sein und offenbar nicht in Sichtbeton ausgeführt werden, sofern die Zeichnungen für den Wettbewerb in dieser Hinsicht aussagekräftig sind. Die Jury sah in der Dachlandschaft eine gewisse Inkonsistenz, da diese nicht allein über der Sprungturmanlage ansteigen sollte, sondern auch ohne funktionalen Bezug über dem Nichtschwimmerbecken.<sup>28</sup> In Kiel inszenierte man das Sprungbecken später dann als alleinige Höhendominante direkt zur Straße hin, das so städtebaulich in Erscheinung tritt. Eine gestufte Anordnung war bereits 1962 an zwei anderen, unverwirklicht gebliebenen Projekten vorgeschlagen worden: So für Heidelberg (1962/64) durch den in Stuttgart tätigen Architekten Günter Wilhelm in Zusammenarbeit mit Jürgen Schwarz<sup>29</sup> sowie für Berlin-Steglitz von Gerd Hänska als ein Zweiter Preis.<sup>30</sup> In beiden Fällen wurde die Position der Sprungturmanlage durch das abgestufte Dach markiert. Bei GMP folgte später eine modifizierte Fassung des Entwurfs für ein Gutachterverfahren für kombinierte Hallenfreibäder der Stadt Berlin (1970), ausgearbeitet in verschiedenen Varianten für drei Standorte in Tempelhof (Ankogelweg), Spandau (Weverstraße) sowie Gropiusstadt (Lippschitzallee), die nicht verwirklicht wurden.<sup>31</sup>

Auf das Projekt für die SPD folgte 1966 eine Weiterentwicklung dieser Konzeption im Rahmen eines Wettbewerbs für ein Bezirkshallenbad, das anlässlich der Bundesgartenschau 1971 in Köln entstehen sollte (Abb. 9).<sup>32</sup> Dabei beteiligten sich von Gerkan, Marg und Nickels als Arbeitsgemeinschaft mit Rolf Störmer, mit dem sie im Vorjahr schon einen Wettbewerb für das Sportzentrum in Diekirch mit Hallenfreibad gewonnen hatten. Der in Bremen wirkende Störmer war zu dieser Zeit mit der Alsterschwimmhalle in Hamburg an einem der ambitioniertesten

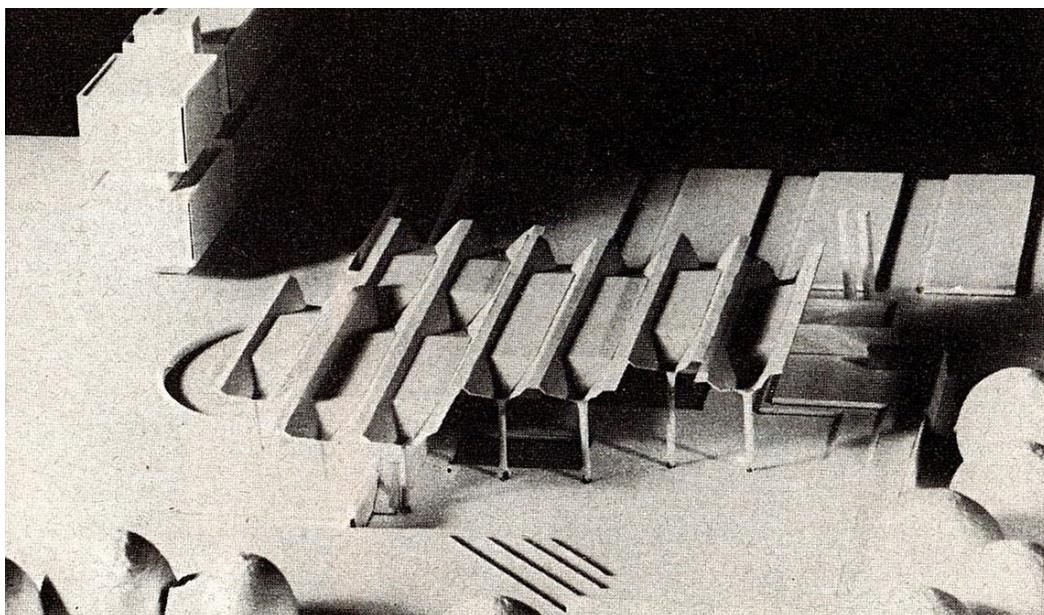
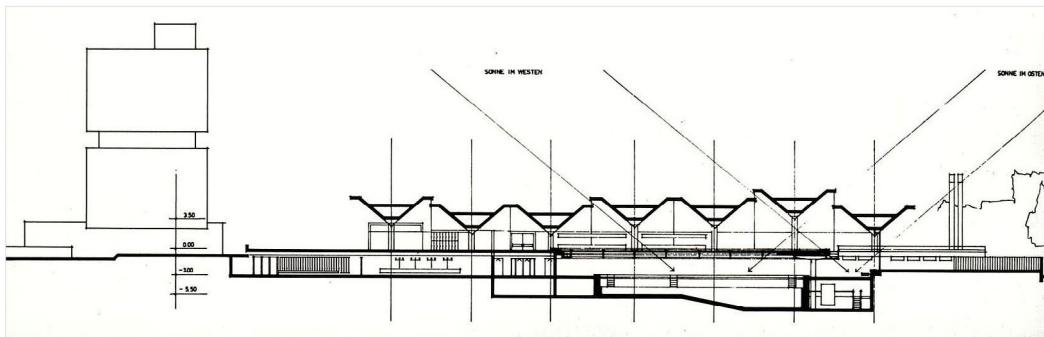
<sup>28</sup> Vgl. hierzu Oloew 2019 (wie Anm. 3), S. 259.

<sup>29</sup> Vgl. G. Wilhelm und J. Schwarz: Projekt für das Hallenbad Heidelberg, in: db. deutsche bauzeitung. Fachzeitschrift für Architektur und Bautechnik 10.1 (1967), S. 34–37. – G. Wilhelm und J. Schwarz: Erfahrungen bei Planung und Bau von Hallenbädern, in: Bauen + Wohnen 21.9 (1967), S. 332–341, <https://doi.org/10.5169/seals-332940>.

<sup>30</sup> Vgl. Projekt für eine Schwimmhalle in Berlin-Steglitz, in: db. deutsche bauzeitung. Fachzeitschrift für Architektur und Bautechnik 101.1 (1967), S. 38.

<sup>31</sup> Vgl. von Gerkan 1978 (wie Anm. 12), S. 230. – Oloew 2019 (wie Anm. 3), S. 260 f.

<sup>32</sup> Vgl. Architektur und Wohnform 74 (1966), S. 382. – Ideenwettbewerb. Neubau des Bezirkshallenbades Köln im Bereich des Grünguges Süd, in: DBZ. Deutsche Bauzeitschrift 15.4 (1967), S. 601–608, hier S. 601 f. – db. deutsche bauzeitung. Fachzeitschrift für Architektur und Bautechnik 106 (1972), S. 484. – von Gerkan 1978 (wie Anm. 12), S. 210 f. – Weiss 1995 (wie Anm. 25), S. 76 u. 189.



↑ Abb. 9. Köln, Entwurf (1966) für ein Gartenhallenbad zur Bundesgartenschau 1971 in Zeichnung und Modell von Klaus Nickels, Volkwin Marg und Meinhard von Gerkan unter Beteiligung von Rolf Störmer.

Vorhaben dieses Bautypus der 1960er Jahre in der Bundesrepublik beteiligt; er war etwa zwanzig Jahre älter und brachte Erfahrung in der Realisierung von Projekten mit – Volkwin Marg beschrieb ihn später als Wegbereiter.<sup>33</sup> Im Kölner Entwurf sind erstmals die unterschiedlich hohen und auf Stützen auskragenden Hohlkastenträger mit dazwischen eingelegten Fensterbändern zu finden, was quasi dem Prinzip eines Sheddachs folgt und sich in den anderen Ent-

33 Volkwin Marg: Meinhard von Gerkan zum 80. Geburtstag, in: Der Architekt. 19. Februar 2015, <http://derarchitektba.de/meinhard-von-gerkan-zum-80-geburtstag/> [12. Juni 2025]: »Aber bauen konnten wir noch gar nicht. Das lernen wir erst durch Rolf Störmer aus Bremen, der uns mit zwei Wettbewerben beauftragte, die wir auch gewannen.«



↑ Abb. 10. Diekirch, Centre Sportif, nach Entwurf von Meinhard von Gerkan mit Carsten Brockstedt für Rolf Störmer im Wettbewerb 1964, Realisierung 1965–70/75, Foto kurz nach Fertigstellung (vor 1978). Aus: von Gerkan 1978 (wie Anm. 12), S. 214.

würfen nicht findet. Nach Einschätzung des Preisgerichts sei so der »Charakter eines Schirmes über einer offenen Badelandschaft [...] gut herausgearbeitet.<sup>34</sup> Hallen- und Freibad rückten hier enger aneinander und sollten offenbar nur von einer Glasfassade getrennt werden. Die Erschließung ist auf die Rückseite verlegt, wodurch die Einbettung der Architektur in die Landschaft einen größeren Stellenwert gewinnt. Damit war schon die Rückseite der in Kiel schließlich realisierten Fassung mit dem an das Gebäude geführten Teich vorweggenommen. Wie in Kiel war neben dem Schwimmbad ein Hochhaus projektiert, bereits hier sollte für die Kastenträger auf Spannbeton gesetzt werden.

Eine konkret ausgebildete Fassadengestaltung als gerastertes Glaselement ist im Frühwerk von GMP zunächst nur im Centre Sportif im luxemburgischen Diekirch greifbar (Abb. 10). Dort lassen die stärkeren Querschnitte der Pfosten in Schwarz die Riegel in Silbergrau wie Lamellen zwischen den querrechteckigen Scheiben erscheinen, während in Kiel stärkere, in Grau gehaltene Doppel-T-Träger vor allem die Vertikale betonen und so die schmalen, Schwarz gefassten Winkelprofile der hochrechteckigen Scheiben zurücktreten lassen. Der Wettbewerbsentwurf (1964), den Meinhard von Gerkan mit Carsten Brockstedt für Rolf Störmer erarbeitet hat, datiert vor Kiel, wurde in zwei Bauabschnitten (bis 1970/75) errichtet und fand in der

34 DBZ 1967 (wie Anm. 32), S. 602.

Fachwelt große Beachtung.<sup>35</sup> Auch dort ist die zweigeschossige Konzeption anzutreffen, mit einer Rampe zur Erschließung der Terrasse als Forum, die in die Hallen überleitet und direkt den Einblick in die verschiedenen Bereiche ermöglicht. Im Erdgeschoss zwischen den Hallen liegen die Umkleideräume und daran angelehnt die Tribünen, von denen der Blick auf das Spielfeld oder die Sporthalle in die begrünte Umgebung gleiten kann. Diese ›Blickregie‹ verweist auf Kiel, ebenso finden sich Sichtbetonelemente zur Erschließung und Wegeführung in das Obergeschoss der auf planiertem Baugrund errichteten Hallen. Das Tragwerk wird außen durch stählerne Zweigelenkrahmen in Signalrot gefasst und dazwischen die aus Blech und Glaselementen gebildete Gebäudeaußenhülle eingespannt.

Die für Kiel charakteristische Erschließung der Hallen von oben, findet sich auch im Siegerentwurf der Stormarnhalle in Bad Oldesloe (1965), die Volkwin Marg und Meinhard von Gerkan) unter Beteiligung von Klaus Nickels mit Herbert Schmedtje entworfen haben – dort ermöglicht durch die Einbettung in die Geländetopografie.<sup>36</sup> Einen Dritten Preis errang der ebenfalls mit Herbert Schmedje erstellte Entwurf für eine Sporthalle in Bottrop (1966) – auch hier wurde das Gefälle des Geländes für die Konzeption zweier Ebenen genutzt:<sup>37</sup> Von zwei Seiten erfolgte oben der Zugang über eine Wegeachse, in der vorgelagert Umkleiden, WCs, Funktions- und Wohnräume liegen sollten. Darunter finden sich, an den Hang geschmiegt, die Tribünen in der Halle, deren Boden auf der tieferen Ebene liegt. Auch hier sind wesentliche Züge der Kieler Konzeption gegeben. Weniger offensichtliche Parallelen weist der von Hannes Westermann unter Mitarbeit von Volkwin und Anke Marg erarbeitete Entwurf (1965) für ein Hallenfreibad in Braunschweig-Gliesmarode auf (Zweiter Preis, nicht ausgeführt), mit großzügig gestaltetem Eingangsbereich über eine Freitreppe mit lang gezogener Erschließung aus den Obergeschoss und angelehnten Tribünen.<sup>38</sup> Ohne Bezüge ist der Erste Preis eines schließlich nicht realisierten Sport- und Kongresszentrums (1965) in Hamburg<sup>39</sup> und der Wettbewerbsentwurf eines Sportzentrums ohne Schwimmhalle für die Universität Bremen (1971).<sup>40</sup> Indes

---

35 Vgl. Wettbewerb Sportzentrum Diekirch/Luxemburg, in: Bauwelt 3 (1966), S. 76. – Dietrich Fabian: Sporthalle mit Hallenfreibad, Sporthalle und Stadion, Diekirch/Luxemburg. Internationaler Wettbewerb, in: Sport und Bäderbauten 6.1 (1966), S. 10–20. – Architektur und Wohnform 74 (1966), S. 383. – Fabian 1970 (wie Anm. 9), S. 278–281. – Meinhard von Gerkan: Hallenfreibad im Sportzentrum Diekirch/Luxemburg, in: Sport und Bäderbauten (1970), S. 493–497. – Sporthalle im Sportzentrum Diekirch/Luxemburg, in: Sport- Bäder, Freizeitbauten 17 (1977), S. 128–133. – von Gerkan 1978 (wie Anm. 12), S. 198. – Oloew (wie Anm. 3), S. 259–261.

36 Vgl. Wettbewerb. Sporthalle Bad Oldesloe, in: Sport und Bäderbauten. Erholungs-, Spiel- und Sportanlagen 6 (1966), S. 356–360. – Wild 1971 (wie Anm. 9), S. 25.

37 Vgl. von Gerkan 1978 (wie Anm. 12), S. 212.

38 Vgl. Dietrich Fabian: Hallenfreibadwettbewerb Braunschweig-Gliesmarode, in: Sport und Bäderbauten. Erholungs-, Spiel- und Sportanlagen 5.4 (1965), S. 275–285. – Ideenwettbewerb. Bezirks-Hallen-Freibad in Braunschweig-Gliesmarode, in: DBZ. Deutsche Bauzeitschrift 14 (1966), S. 262–264.

39 Vgl. Weiss 1995 (wie Anm. 12), S. 198.

40 Vgl. von Gerkan 1978 (wie Anm. 12), S. 198.

wurde 1971 für die ostholsteinische Kreisstadt Bad Oldesloe ein Wettbewerbsentwurf eingereicht, der dem Kölner Gartenbad ähnelt und mit den Hohlkastenträgern als Tragwerk des Hallendachs auch deutliche Parallelen zu Kiel aufgewiesen hätte, wäre er realisiert worden.<sup>41</sup> Schließlich charakterisierten die »profilierte Dachstruktur« und »bandartig[e] Oberlichter« den Entwurf für das Wilhelm-Hack-Museum (1973) in Ludwigshafen mit ebensolchen wannenförmigen Elementen,<sup>42</sup> ferner einen Entwurf für den Flughafen München II (1974),<sup>43</sup> als auch den Ersten Preis im Wettbewerb für die Nationalbibliothek in Teheran (1977/78),<sup>44</sup> allesamt nicht ausgeführt. Diese Aufzählung von Projekten verdeutlicht nicht nur den bedeutenden Anteil der Sport- und Schwimmstätten am frühen Schaffen GMPs, sondern die zentrale Stellung des Kieler Sportforums, in dem sich verschiedene Entwurfsideen verdichteten, und dass daher unter den frühen realisierten Bauten als Schlüsselwerk gelten muss.

## Zum Kontext der Mehrzweckhalle

Aus diesen Beispielen ist die Konzeption einer kombinierten Sport- und Schwimmhalle unter einem gemeinsamen Dach jedoch nicht herzuleiten, sondern sie entstand als Lösung zur Zielstellung des Wettbewerbs. Daher lohnt ein breit angelegter Rückblick, um deren Entstehungskontext einordnen und bewerten zu können.

Zeitgenössische Sportzentren in der Bundesrepublik und der DDR gleichermaßen wiesen bis dato zumeist eine Gruppierung von Einzelbauten gemäß ihrer Funktion auf, die aus unterschiedlichen und zum Teil nicht zusammenhängend geplanten Bauabschnitten resultierten, wobei eine Schwimmhalle seltener dazugehörte. Sie kamen damit nicht über die Vorkriegsentwicklung hinaus. Ein früher Ansatz zur Systematisierung und Ausbildung eines Gebäudekomplexes markiert das Deutsche Sportforum der 1920 gegründeten Deutschen Hochschule für Leibesübungen in Berlin, das nach einem im Wettbewerb gekürten Entwurf von Walter und Werner March (1926) bis zum Baustopp 1929 entstand.<sup>45</sup> In einer bis dahin nicht bekannten Konsequenz verband es Übungsstätten sowie Sportmedizin und Physiotherapie mit Hörsälen auf einem streng gegliederten Grundriss als Dreiflügelanlage in Formen der Neuen Sachlichkeit. Als erste Sporthochschule in Deutschland überhaupt stellte der Entwurf sicher-

---

<sup>41</sup> Vgl. von Gerkan 1978 (wie Anm. 12), S. 210.

<sup>42</sup> von Gerkan 1978 (wie Anm. 12), S. 190.

<sup>43</sup> Vgl. von Gerkan 1978 (wie Anm. 12), S. 81–83.

<sup>44</sup> Vgl. von Gerkan 1978 (wie Anm. 12), S. 193–196. Modell und Zeichnung unterscheiden sich, letztere sind entsprechend – ersteres zeigt geschwungene Formen.

<sup>45</sup> Vgl. Wolfgang Schäche und Norbert Szymanski: Das Reichssportfeld. Architektur im Spannungsfeld von Sport und Macht, Berlin 2001. – Stephan Brandt: Von der Pferderennbahn Grunewald zum Olympiastadion. 1907 bis 1945, Erfurt 2015. – Oloew 2019 (wie Anm. 3), S. 130 f.

lich eine Referenz dar, von deren strenger spiegelsymmetrischer Anordnung man sich aber bewusst absetzen wollte, da es mit dem An- und Umbau zum ›Reichssportfeld‹ für Olympia 1936 zum Schauplatz der NS-Propaganda geworden war.<sup>46</sup> So galt es ab 1954 auch, ein eigenes Sportforum in Ostberlin zu errichten, das am Weißenseer Weg in Lichtenberg mit der großen Dynamo-Sporthalle (1956/58) begonnen wurde und später auf 35 Anlagen erweitert wurde. In Leipzig wurde 1950 als nationales Prestigeprojekt die Deutsche Hochschule für Körperkultur eingerichtet, deren Neubauten 1954/57 nach Entwürfen von Hans Hopp und Kunz Nierade entstanden. Die beiden Projekte waren in Formen der ›Architektur der nationalen Tradition‹ neu sachlich oder neuklassizistisch gestaltet und somit retrospektiv. Dagegen galt es in Kiel, dem demokratischen Neuanfang und dem Versprechen der Bildungsexpansion gerecht zu werden und dafür strukturell wie formal einen geeigneten Ausdruck zu finden.

Für die Bundesrepublik war die 1947 in Köln etablierte Deutsche Sporthochschule als Nachfolgeinstitution der Berliner Hochschule wegweisend mit einer Vielzahl von Sportstätten für eine größere Studierendenschaft, die aber bei den bis 1964 fertiggestellten Neubauten keine geschlossene Gesamtanlage aufweist. Unter den zu dieser Zeit neu gegründeten Hochschulen galt die Pädagogische Hochschule und Staatliche Sportschule Ludwigsburg mit ihrem geschlossenen Campus und der Mehrzweckhalle (1964/66) als vorbildlich, die bei kleinerem Raumprogramm und separater Schwimmhalle nur Einzelbauten kennt.<sup>47</sup> Kleinere Baukomplexe mit Verdichtung von Sport- und Schwimmhalle wurden in den 1960er Jahren für Schulen errichtet – lassen sich für Kiel aber nicht als Vorbilder beanspruchen.<sup>48</sup>

Groß angelegte kombinierte Hallensportzentren – wie in Kiel – entstanden in den frühen 1960er Jahren in Großbritannien, Frankreich und den USA, galten in dieser Hinsicht als innovativ, wurden entsprechend publiziert, diskutiert und waren somit zur Zeit der Auslobung des Kieler Wettbewerbs rezipierbar.<sup>49</sup> Unter diesen treten das Centre nautique in Reims (1964–67)<sup>50</sup> oder der 1964 eröffnete Crystal Palace Sports Center in London hervor (Abb. 11 u. 12). Beide verbinden verschiedene Sportplätze und Schwimmbecken unter einem Dach und weisen eine zentrale Längsachse zur Erschließung (im Erd- und Obergeschoss) auf, an die die Tribünen angelehnt sind – sind also dem Kieler Entwurf verwandt.

---

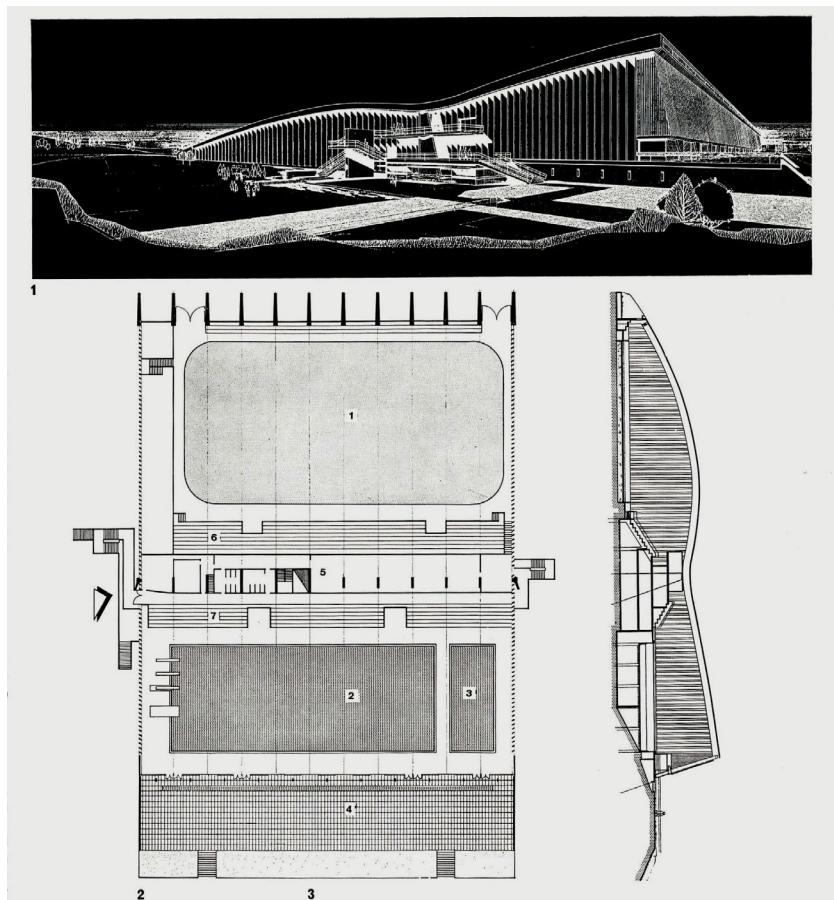
46 Ähnlich, aber mit neoklassizistischer Prägung deutlich monumentalier in seiner Erscheinung ist das Foro Italico (ehem. Foro Mussolini) in Rom (1928–38/59).

47 Vgl. Pädagogische Hochschule und Staatliche Sportschule Ludwigsburg, in: Bauen + Wohnen 20.11 (1966), S. 412–426, <https://doi.org/10.5169/seals-332622>.

48 Vgl. mit drei Beispielen Fabian 1970 (wie Anm. 9), S. 119 (Sensenstein), 121 (Kassel) u. 126 (Bad Zwischenahn).

49 Vgl. *Equipement sportif = L'architecture française*, janvier-février 281/282 (1966), S. 3–98.

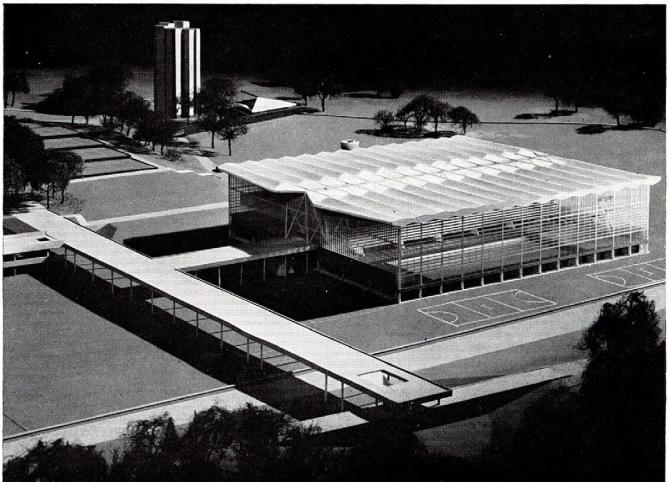
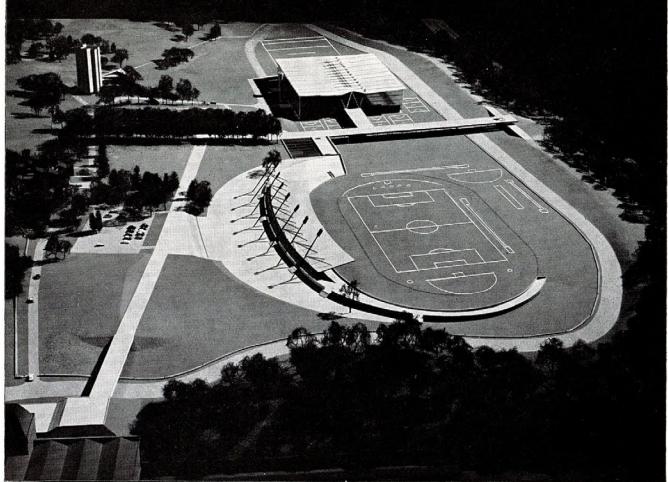
50 Vgl. Sportzentrum in Reims. J-C. Dondel, R. Dhuit, J. Herbé, in: db. deutsche bauzeitung. Fachzeitschrift für Architektur und Bautechnik 101.1 (1967), [o.S.]. – Georges Bregou: Le centre nautique de Reims, in: Bâtir. Revue technique de la Fédération Nationale du Bâtiment et des Activités Annexes 170 (1968), S. 22–33.



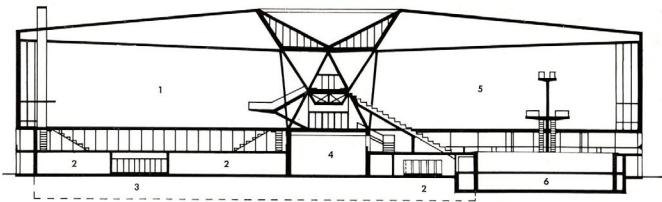
↑ Abb. 11. Reims, Piscine-patinoire olympique de Reims, kombinierte Eissport- und Schwimmhalle. Le Nautilud, Entwurf von Jean-Claude Dondel, Roger Dhuit, Jacques Herbé, errichtet 1964-67, Ansicht und Querschnitt. Aus: db. deutsche bauzeitung. Fachzeitschrift für Architektur und Bautechnik 101.1 (1967), [o.S.].

Für London entwarf 1962 das Architektenteam des Greater London Council (LCC Architects Department) unter Leitung von Norman Engleback und Beteiligung von M. J. Attenborough, B. G. Jones sowie J. Leslie Martin (damals tätig beim Stadtplanungsamt).<sup>51</sup> Auf dem traditionsreichen Ausstellungsgelände gelegen, ist die Architektur dem historischen Glaspalast der 1851 stattfindenden Weltausstellung verpflichtet und zu allen vier Seiten mit einer gerasterten Vor-

<sup>51</sup> Vgl. Dietrich Fabian: Moderne Schwimmstätten der Welt. Richtlinien und Beispiele für den Bau sportgerechter Anlagen, 5. erw. Aufl., Bremen 1963, S. 73. – Peter Culley und John Pascoe: Sports Facilities and Technologies, London 2009, S. 41, 53–63 u. 259 mit Literatur, <https://doi.org/10.4324/9780203876022>.



Hallenbad im Chrystal Palace Centre, London · J. L. Martin, Stadtplanungsmann · 1964 Inbetriebnahme · Beispiel Hallenbad in Kombination mit Sporthalle in Sportzentrum · Lage: Weltausstellungsgelände · Sporthalle 33×50 m, teilbar in drei Turnhallen · 20×50 m Schwimmerbecken, 8 Schwimmbahnen, getrenntes 20×15 m Springerbecken mit 1–10 m Sprunganlage, getrenntes Lehr-Nichtschwimmerbecken · 1700 feste Tribünenplatzte Querschnitt: 1 Sporthalle mit stationären und ausziehbaren Tribünen, 2 Umkleideräume, 3 Toiletten, 4 Squashhalle, 5 Schwimmhalle, 6 Reservebecken



↑ Abb. 12. London, Crystal Palace Sports Centre, nach Entwurf von Norman Engleback, M. J. Attenborough, B. G. Jones sowie J. Leslie Martin (1960–64). Aus: Fabian 1963 (wie Anm. 50), S. 73.

hangfassade verglast, während das Dach aus einem Betonfaltwerk besteht, das im Querschnitt flach liegende Rauten ausbildet. Unter einem Dach sind eine dreiteilige Sporthalle und drei Schwimmbecken verbunden, die Erschließung der Längsachse mittig angeordnet und zweigeschossig angelegt. Sie trennt die beide Hallen mit den im Erdgeschoss befindlichen Funktionsräumen und den zu beiden Seiten angelehnten Tribünen. Wie in Kiel ist dem Schwimmbecken (20 x 50 m) ein eigenes Becken für die Sprungturmanlage mit 1-Meter bis 10-Meter-Turm vorgelagert und so beide hintereinander in einer Achse angeordnet, zudem noch ein drittes Becken für Nichtschwimmer angefügt. Außen vorgelagert ist ein Stadion mit 400-Meter-Laufbahn und Tribünen, etwas abseits danebengelegen ein Hochhaus zur Unterbringung von 130 Athleten, das im Grundriss aus sechs Sechsecken gebildet ist. Von außen wird der Zugang über einen Steg und begehbarer Laubengang realisiert, der an eine Geländeaufschüttung als Rampe anschließt. Das erinnert an die Konzeptionen von Marg und von Gerkan, jedoch ist die ebenerdig gelegene Halle selbst nicht in das Gelände eingefügt und sind die Sportflächen durch die Glasfassade auch nicht auf die Landschaft bezogen.

Indes verwiesen GMP für die Einbettung in die Geländetopografie oder deren Inszenierung durch An- und Aufschüttung sowie große Freitreppe und Rampen auf die »archaischen geometrisierenden Erdarchitekturen der Indianer in Mexiko«.<sup>52</sup> In Kiel nicht sofort erkennbar, wird eine derart formulierte Herleitung konkreter in den beiden Entwürfen (1966) für Olympia 1972 in München – der Zweite Preis und ein Ankauf – greifbar. Ähnlich ist diesen der Erste Preis von Günther Behnisch und Frei Otto (1969/72, Wettbewerb 1967) im konsequenten Landschaftsbzug, der ebenso die Voralpen zwischen Wiesen, Gipfeln am Horizont und dem blauen Himmel als natürliche Elemente mit der Architektur spielerisch verband. Mit dieser »gebauten Utopie« – im Falle GMPs zumindest »entworfenen Utopie« – teilt das Kieler Sportforum eine gemeinsame Ideengeschichte – auch als Gegenentwurf zu Olympia 1936 in Berlin.<sup>53</sup>

## Konstruktion und Gestaltung des Hallentragwerks

Für die Kieler Universität konnten GMP nicht nur die Einbettung in die bis dahin weitgehend unbebaute Landschaft verwirklichen, sondern erstmals ihre für andere Schwimmhallen bereits formulierte Idee des gegliederten Dachs, das nun aber als Spannbetonkonstruktion ausgeführt wurde. Die schon für Köln vorgeschlagene Lösung erforderte ein anderes Tragwerk, das konstruktiv anders gelöst werden musste. Hierbei erscheint die auch in Kiel gewählte Trog- oder Wannenform ungleich spezifischer. Warum dieses Tragwerk so aussieht, ist die entscheidende Frage: Wer hatte wann welche Vorstellung? Hatten die Architekten eine klare

---

52 von Gerkan 1978 (wie Anm. 12), S. 202.

53 Vgl. Olympia München '72. Architektur + Landschaft als gebaute Utopie, hg. v. Elisabeth Spieker, Berlin 2022.

Vorstellung, welches statische System sie wollten oder nur eine vage Formvorstellung, die von der Anschauung anderer Bauwerke stammte? Welche Rolle hatte der Tragwerksplaner oder das ausführende Unternehmen? Diktierten gewissermaßen die statischen Erfordernisse die Form, welche die Architekten bereitwillig aufnahmen?

Volkwin Marg und Meinhard von Gerkan begründeten ihre Formfindung später unter Verweis auf den 1964 vorgestellten Entwurf von Jørn Utzon für das Schauspielhaus in Zürich, der Wolken als Himmelsdach formal umsetzen sollte (Abb. 13).<sup>54</sup> Dort ist die im Querschnitt gegebene Grundform eines liegenden, halbierten Zylinders nach oben offen und von unten dessen Rundung »eingedrückt« – was so dem schweren, harten Material des Stahlbetons eine gewisse Leichtigkeit gegeben hätte. Formal erinnert das an das Rathaus in Marl (1960/67) nach dem Entwurf von Johannes Hendrik van den Broek und Jacob Bakema, das dem Strukturalismus zugerechnet wird, konstruktiv aber anders gelöst wurde. Dort überbrücken Zweigelenkrahmen mit V-förmigen Querschnitt in Spannbeton eine Spannweite von 60 Metern. Der Entwurf wurde seinerzeit als programmatischer Aufbruch der auf Offenheit setzenden jungen Stadt gefeiert und breit diskutiert.<sup>55</sup> Bakema war auch für die seit 1958 im Bau befindliche Aula der Universität in Delft verantwortlich, die Volkwin Marg während seines Auslandstipendiums in Leiden 1960/61 gesehen haben dürfte, – ein skulptural gedachtes Raumschiff in Sichtbeton und sicherlich das Highlight einer kleinen Reihe von Faltwerkkonstruktionen, die man in den frühen 1960er Jahren in den Niederlanden studieren konnte.<sup>56</sup>

Mit der konzeptuellen Neuausrichtung für Köln und Kiel auf Kastenträger in Spannbetonbauweise und Ausbildung einer Faltwerkstruktur ist der Diskurs um Tragwerksysteme der 1950/60er Jahre im Schaffen von GMP dokumentiert, da andere Projekte des Büros auch andere Lösungen aufweisen, wie Raumfachwerke aus Stahlrohr bei drei Entwürfen (1978/79) für das Görlitzer Bad in Berlin, das Sporthallenbad Mannheim oder das Rebstockbad in Frankfurt.<sup>57</sup> Das Büro GMP nutzte alle technisch-konstruktiven Möglichkeiten, zumal Tragwerksplanung als Voraussetzung moderner Formgebung eine immer größere Bedeutung bekam, was das 1960 publizierte Lehrbuch *Strukturformen der modernen Architektur* von Curt Siegel unterstreicht.<sup>58</sup> Es sei hier nur an die zukunftsweisende Entwicklung der 1920er Jahre mit den innovativen Lamellentragwerken von Friedrich Zollinger und Hugo Junkers erinnert, die weite Räume stützenlos überspannen konnten oder die Erfindung des Faltwerks im Industrie- und

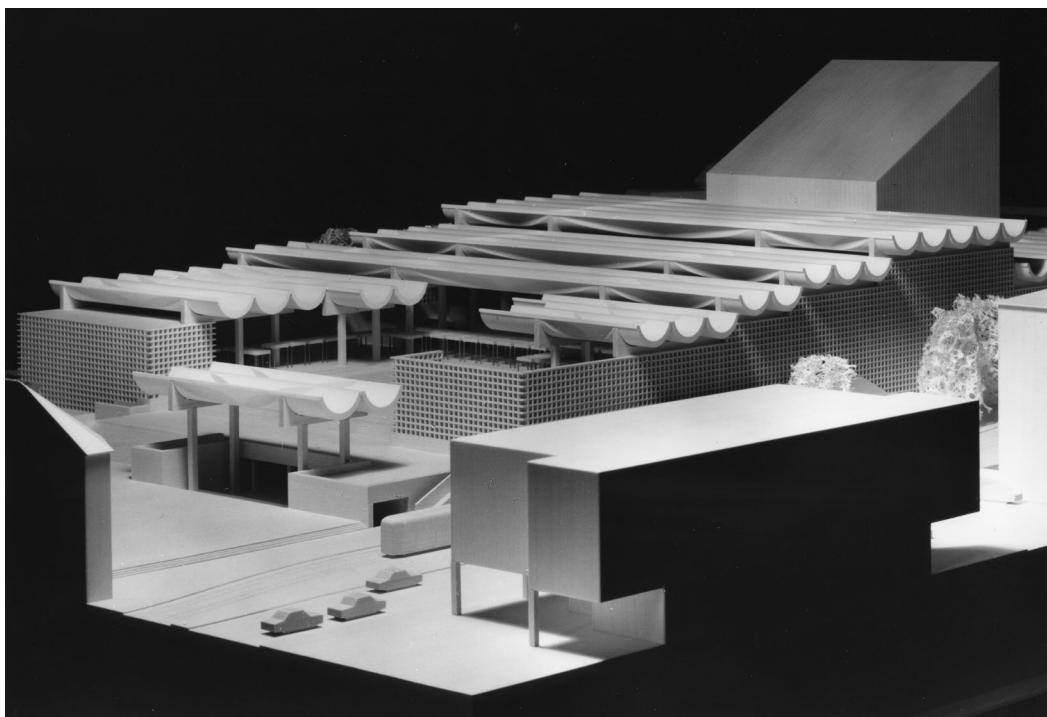
54 von Gerkan 1978 (wie Anm. 12), S. 202.

55 Vgl. Stefan Kleineschulte: Das Rathaus in Marl. Zur Bedeutung der Architektur für die politische Sinnstiftung auf kommunaler Ebene, Diss. Bochum 2003, insb. S. 57–79, zur Baugeschichte.

56 Vgl. Rafael García: Concrete folded plates in The Netherlands, in: Proceedings of the Second International Congress on Construction History, Bd. 2, hg. v. Malcolm Dunkeld u.a., Exeter 2006, S. 1189–1208.

57 Vgl. Weiss 1995 (wie Anm. 25), S. 78 f.

58 Vgl. Curt Siegel: *Strukturformen der modernen Architektur*, München 1960.



↑ Abb. 13. Zürich, Entwurf für das Schauspielhaus von Jørn Utzon (1963/64), nicht realisiert. Foto veröffentlicht unter der Lizenz CC BY-NC 4.0. Baugeschichtliches Archiv, Zürich, BAZ\_182058.

Brückenbau. Zu diesen räumlichen Tragwerken zählen auch Raumfachwerke aus Stahlrohr wie das Mero-System, zu sehen auf der Interbau 57 in Berlin mit dem Pavillon »die stadt von morgen« unter Beteiligung von Karl Otto, Frei Otto und Günther Günschel,<sup>59</sup> worauf Volkwin Marg später als anregende »Zukunftsperspektive« für seine Entwurfshaltung in einem Interview verwies.<sup>60</sup> Ebenso sind die geodätischen Kuppeln von Buckminster Fuller oder die Zeltstruktur Frei Ottos anzuführen, die beide auf der Expo 67 in Montreal gezeigt wurden.

Faltwerke und Schalen aus Beton wurden in der Nachkriegszeit in Nordamerika, Afrika und West- und Osteuropa rechnerisch und technisch modifiziert – auf der Expo 62 (»Century 21 Exposition«, über zehn Millionen Besucher) in Seattle in den USA waren sie omniprä-

59 Vgl. hierzu auch die zeitgenössische Rezeption nach der Ersten Internationalen Konferenz für räumliche Tragwerke vom 20.-23. September 1966 in London in der Bundesrepublik und der DDR: H. Küsgen: Räumliche Tragwerke, in: db. deutsche bauzeitung. Fachzeitschrift für Architektur und Bautechnik 101 (1967), S. 224-234. – Otto Petzelt: Raumtragwerke aus Stahl (Schriftenreihen der Bauforschung. Reihe Industriebau, Bd. 9), Berlin 1967.

60 »Unsere Kultur ist das größte Kapital, das wir haben«, in: Deutsche BauZeitschrift (21.11.2018), [https://www.dbz.de/artikel/dbz\\_Marg-3283781.html](https://www.dbz.de/artikel/dbz_Marg-3283781.html) [12. Mai 2025].



↑ Abb. 14. Fine Arts Pavillon auf der Expo Seattle World's Fair 1962 Century 21 Exhibition. Aus: Seattle World's Fair 1962. Century 21 Exposition. Official Souvenir Program, Washington 1962, S. 69.

sent.<sup>61</sup> Dort ist auf den Fine Arts-Pavillon nach Entwurf von Kirk, Wallace, McKinley & Associates zu verweisen, in dem die wichtigsten Vertreter der Kunst der 1950er Jahre in den USA ausgestellt wurden und der mit seiner wellenförmigen Dachlandschaft Aufsehen erregte und – wie in Kiel – Stützen mit kreuzförmigem Querschnitt besitzt (Abb. 14).<sup>62</sup> Jedoch handelt es sich offenbar um Einfeldträger auf Y-förmigem Auflager als Primärtragwerk, darunter hängend ein Sekundärtragwerk.

Der Verweis auf die USA ist auch über den Expo-Pavillon hinaus von Belang, weil dort in den frühen 1960er Jahren etliche innovative Flughafenterminals entstanden, die mindestens Meinhard von Gerkan gekannt haben muss. Seine 1964 eingereichte Diplomarbeit thematisierte einen Neubau für das Fluggast-Abfertigungsgebäude in Hannover-Langenhagen,<sup>63</sup> was

61 Vgl. Siegel 1960 (wie Anm. 57), S. 196–277. – Hermann Rühle, Eberhard Kühn, Karlheinz Weißbach und Dietrich Zeidler: Räumliche Dachtragwerke. Konstruktion und Ausführung Bd. 1: Beton, Holz, Keramik, Berlin 1969. – Charles B. Wilby: Concrete Folded Plate Roofs, Oxford 1998. – African Modernism. The Architecture of Independence, hg. v. Manuel Herz, Ingrid Schröder, Hans Fockety und Julia Jamrozik, Zürich 2018.

62 Vgl. An Architect's Guidebook to the Seattle World's Fair = Architecture/West 68 (1962), H. 4.

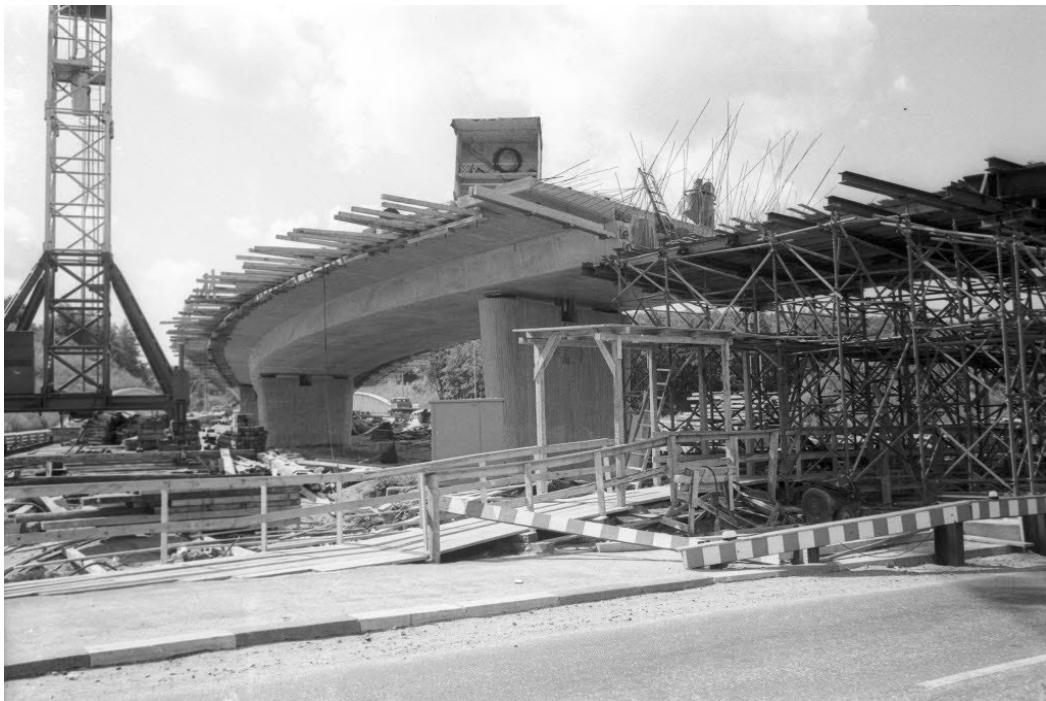
63 Meinhard von Gerkan: Fluggast-Abfertigungsgebäude in Hannover Langenhagen, in: Findbuch, GTAS TU Braunschweig 1964.



↑ Abb. 15a-d. Internationale Flughäfen: a) Terminal Airport Syracuse (1962 eröffnet), b) Minneapolis Airport (1962 eröffnet), c) Memphis Airport (1963 eröffnet), d) Dharhan Airport (1961 eröffnet). Postkarten, Sammlung C. Hopp.

schließlich 1965 im gemeinsamen Entwurf mit Volkwin Marg und Klaus Nickels für den Flughafen Berlin Tegel mündete und den weltweiten Erfolg des Büros GMP begründen sollte. So weist beispielsweise der Hancock Municipal Airport in Syracuse, 1962 eröffnet, ein Faltwerk auf Y-Stützen mit kreuzförmigem Querschnitt auf (Abb. 15a), ähnlich ist das Dach des 1962 eröffnete Minneapolis Airport, während der Wartebereich zur Straße hin von gereiht angeordneten, trichterförmigen Membran- oder Schalentragwerken überspannt werden (Abb. 15b). Ein solches Tragwerk findet sich monumentalisiert in der Zugangsseite des Terminalgebäudes in Memphis nach Entwurf von Roy Harrover (1963 eröffnet), wo Innen und Außen über das Dach verbunden sind – also Vorplatz und Haltebuchten mit der Empfangs- und Abfertigungshalle, die nur durch die eingespannte Glasfassade getrennt sind (Abb. 15c). Schirmartig aufgespannt ist das Tragwerk des 1961 fertiggestellten Terminals in Dhahran (Saudia-Arabien) auf der ehemaligen US-Luftwaffenbasis von Minoru Yamasaki (Abb. 15d).

Die Frage nach formalen Anregungen oder Ähnlichkeiten macht deutlich, dass die Dachstruktur auch anders hätte hergestellt werden können, beispielweise mit vorgefertigten Faltwerkelementen, die einem Primärtragwerk aufgelegt wurden. So bleibt festzustellen, dass das



↑ Abb. 16. Theodor Heuss Ring (B76), Umbau zum Barkauer Kreuz. Foto 1970: Friedrich Magnussen, veröffentlicht unter der Lizenz CC BY-SA 3.0 DE. Stadtarchiv Kiel, Fotoarchiv, Sig. 47.452.

Kieler Hallentragwerk aus konstruktiver Sicht mit den in sich gefalteten Kastenträgern eine typische Konstruktion aus dem Brückenbau darstellt (Abb. 16),<sup>64</sup> die gereiht nebeneinander gestellt wurden (Abb. 17).

Statt einer ›Fahrbahn‹ als oberer, horizontaler Aussteifung liegt diese eingetieft zwischen den Schenkeln und bildet so den statisch erforderlichen Hohlkasten aus, in dem die Fortluftführung untergebracht ist.<sup>65</sup> Dabei bilden nur die gleichhohen Träger ein zusammenhängendes Faltwerk aus.<sup>66</sup> Das Profil der Träger schließt an den kurzen Enden nicht gerade ab,

64 Ernst Gruber: Hohlträger als Faltwerke, in: Abhandlungen der Internationalen Vereinigung für Brückenbau und Hochbau 7 (1943/44), S. 139–177.

65 Vgl. dazu auch Krotz 1976 (wie Anm. 9), S. 292 f.

66 Vgl. Joachim Born: Faltwerke. Ihre Theorie und Berechnung, Stuttgart 1954. – Karl Girkmann: Die Flächentragwerke, Wien 1956, <https://doi.org/10.1007/978-3-7091-4386-5>; hier S. 555–582, zu Faltwerken: »Unter einem Faltwerk verstehen wir ein räumliches Flächentragwerk, das aus dünnen, ebenen Platten besteht. Die einzelnen Platten, die bei Ausführungen in Stahlbeton monolithisch miteinander verbunden sind, besitzen die Form eines Rechteckes oder Trapezes bzw. Dreieckes und wir haben demnach zwischen prismatischen und pyramidenartigen Faltwerken zu unterscheiden.« (S. 555). – David Dowrick: Folded plate roofs, in: The Arup Journal 1.1 (1967), S. 2–15, <https://www.arup.com/globalassets/downloads/arup-journal/the-arup-journal-1967-issue-1.pdf> [18. Juli 2025], wo das Prinzip als box beam benannt ist.



↑ Abb. 17. Sportforum, Baustelle an der Olshausenstraße, Schalung des Tragwerks, offene Lüftungsöffnungen zeigen den Hohlkasten des Trägers. Foto 1973: Friedrich Magnussen, veröffentlicht unter der Lizenz [CC BY-SA 3.0 DE](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/de/). Stadtarchiv Kiel, Fotoarchiv, Sig. 18.259.

sondern kragt dem Neigungswinkel der Seiten entsprechend nach vorn aus, verharrt dabei aber unter deren höchstem Punkt, und erscheint so auch in der Ansicht trichterförmig, zumal die im Auflagerbereich ohnehin eingedrückt sind. So gesehen darf die Gestaltung des Tragwerks nicht als Formalismus missverstanden werden, sondern lässt sich in erster Linie aus statischen Erfordernissen erklären und nur in zweiter Linie als künstlerisches Element begreifen. Dabei könnte die Wahl dieses Tragwerks bewusst getroffen worden sein, um unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten überhaupt erst unterschiedlich hohe und daher gar nicht miteinander verbundene Dachteile realisieren zu können, welche die Fensterbänder ermöglichten. Die aus rationalen Erwägungen getroffene Wahl eines erprobten Tragwerksystems versprach nicht nur Kostensicherheit, sondern brachte mit der Werk- und Materialgerechtigkeit industriellen Bauens auch eine eigene Ästhetik zum Ausdruck, die letztlich doch auch den Gestaltungswillen motiviert haben dürfte.

Die kontinuierlich im 45-Grad-Winkel gefalteten Betondachflächen kehren zudem als serielle Form in der Spundwand wieder, die das Gebäude auf der Westseite hart zur Wasserkante des Teiches abgrenzt. Hier wird im Modus der Formanwendung offenbar, wie die Elemente Erde, Wasser und Luft in Verbindung stehen (Abb. 1). Für die Tragwerksplanung zeichnete das schon damals renommierte Hamburger Büro von Rolf Windels und Karl Peters verantwortlich (heute

WTM Engineers), das beispielsweise den Hamburger Elbtunnel verantwortete, über weitreichende Erfahrung verfügte und so zum Gelingen des Projektes beitrug. Für die Ausführung wurde die Beton- und Monierbau AG aus Düsseldorf mit der Ausführung unter Bauleitung von Willi Thiede beauftragt,<sup>67</sup> die neben weitaus ambitionierteren Vorhaben zahlreiche Brücken in der Bundesrepublik und den Nachbarländern baute, zudem in Kiel das Hochhaus der beruflichen Schule am Westring (1965/66) oder die Erweiterung des Landesfunkhauses (1971).

Doch wie lässt sich diese Architektur fassen, lässt sie sich einer Stilrichtung zuordnen? Die markante Kubatur mit den bauzeitlich prägenden Sichtbetonelementen mag Assoziationen zum *beton brut* oder Brutalismus wecken (Abb. 7),<sup>68</sup> wie es beispielsweise für das Olympiazentrum in Kiel-Schilksee mit hohem Anteil an der Fassadenwirkung gerechtfertigt erscheint,<sup>69</sup> doch besitzt die eingestellte Glasfassade hier eine ungleich größere Wirkung. Mit Blick auf die unmittelbar vorangehenden Neubauten der Kieler Universität auf dem Neuen Forum am Westring erweist sich der Gebrauch von Sichtbeton als Zeitphänomen. Daher erscheint eine Einordnung in die verschiedenen Ausprägungen des Brutalismus unzureichend, zumal der Begriff unterschiedlichste Strömungen vereint, daher als ästhetisches Prinzip und nicht als Stilphänomen beschrieben werden sollte. Eher noch kommt der rohe Beton im Inneren zur Geltung, wird dort aber durch verschiedene andere Materialien – nicht zuletzt gebranntem Ton in Form von Ziegeln und Bodenplatten – abgemildert und war in ein Farbkonzept eingebunden.<sup>70</sup> So sind die Bodenbeläge in den Hallen in einem organischen Grünton gehalten, der bewusst auf die umliegende Landschaft verweist (Abb. 18).

Und dieser Bezug scheint für das Verständnis grundlegend: Das Sportforum musste nicht in eine bestehende Bebauung integriert werden, sondern durfte für sich und zusammen mit der Landschaft geplant werden. Die Konzentration der Sport- und Spielflächen unter einem Dach, gruppiert zu einem Forum als Zentrum bildet dabei den Dreh- und Angelpunkt für die Sportplätze unter freiem Himmel. Die in Kiel entstandene Architektur ist in ihrer Konzeption und Struktur sowohl funktionalistisch als auch rationalistisch geprägt, gleichzeitig in ihrer plastisch

---

<sup>67</sup> Vgl. Ulrich Kaiser: Sportforum II, Kiel, in: Der Monierbauer. Mitteilungen für Betriebsangehörige und Freunde des Hauses 2 (1974), S. 24–26.

<sup>68</sup> Zur kontrovers diskutierten Begriffsgeschichte vgl. Oliver Elser: Just what is it that makes Brutalism today so appealing? Eine neue Definition aus internationaler Perspektive, in: SOS Brutalismus. Eine internationale Bestandsaufnahme, Ausst. Kat. Deutsches Architekturmuseum Frankfurt, Zürich 2017, S. 14–19, sowie Rejean Legault: Die Flugbahnen des Brutalismus England, Deutschland und darüber hinaus, in: ebd., S. 20–25.

<sup>69</sup> Vgl. dazu zuletzt Bastian Müller: Ein Beispiel für demokratisches Bauen. Das Olympiazentrum Kiel-Schilksee, in: DenkMal! Zeitschrift für Denkmalpflege in Schleswig-Holstein 29 (2023/24), S. 5–17. – Bastian Müller / Nils Meyer: Aufbruchsstimmung. Das Olympiazentrum in Kiel-Schilksee von 1972, Entstehungsgeschichte, Denkmalwert und architekturhistorischer Kontext, in: Beuckers/Schneider/Sadowski 2025 (wie Anm. 3), S. 277–289.

<sup>70</sup> Vgl. Manuela Weber: Zum bauzeitlichen Farbkonzept des Sportforums der Christian-Albrecht-Universität zu Kiel und zugehörigem Verwaltungsgebäude (»Turm«), in: DenkMal! Zeitschrift für Denkmalpflege in Schleswig-Holstein 17 (2010), S. 105. – Zanlungo 2011 (wie Anm. 11), S. 137–139.



↑ Abb. 18. Sportforum, Innenraum der Sporthallen, die auf die im Norden gelegenen Sportflächen weisen. Foto: Jürgen Haacks, Universität Kiel.

gegliederten Kubatur von hohem formalem Eigenwert. Schließlich wurde das Sportforum 1974 mit dem BDA-Preis Schleswig-Holstein ausgezeichnet und 1979 vergab der Architekturpreis-Beton eine lobende Erwähnung und hob dabei hervor: »Das Bauwerk besticht durch seine große Klarheit und formale Brillanz. Ordnung und Phantasie wurden diszipliniert verbunden.«<sup>71</sup>

## Fazit

Trotz Modernisierungs- und Instandsetzungsmaßnahmen ist das ab 1970 bis 1974/76 errichtete Sportforum bis heute – fünfzig Jahre nach seiner Inbetriebnahme – weitgehend authentisch erhalten und für den Hochschulsport in Nutzung. Es dokumentiert den Zeitgeist einer Epoche im Aufbruch. Zur Zeit der Planung hatte die Universität eine Studierendenzahl von 6.000, die bei der wenige Jahre später erfolgten Eröffnung schon deutlich überschritten war. Für die heute etwa 25.000 Studierenden braucht der Sportbetrieb räumliche Erweiterungen. Dennoch

71 Vgl. BDA-Preis Schleswig-Holstein, 1974, hg. v. Bund Deutscher Architekten im Lande Schleswig-Holstein, Neu-münster 1976, o.S. – Beton Prisma. Beiträge zur Architektur 38 (1979), S. 14–15.

war das offene Konzept weitsichtig geplant. Das lag nicht zuletzt daran, dass sich die Architekten Meinhard von Gerkan, Volkwin Marg und Klaus Nickels schon vor dem Kieler Entwurf intensiv mit den Bauaufgaben Schwimmbad und Sportzentrum auseinandergesetzt hatten, bevor sie diese in einer kombinierten Form vereinten. Die Formulierung der Wettbewerbsaufgabe wurde so konsequent in eine offene Struktur überführt.

Da die räumlichen Zuordnungen der unterschiedlichen Hallen des Kieler Sportforums zueinander auch ohne ein alles überspannendes Tragwerk denkbar sind und in der Auslobung nicht gefordert war, ist die Betrachtung der typologischen Entwicklung des Bautyps Sportzentrum allgemein und im Werk von GMP von der Betrachtung des Tragwerks zu trennen. So ist das unterschiedlich hoch angelegte Dach aus Betonkastenträgern auf Stützen losgelöst von der hiesigen Funktion auch für ganz andere Bautypologien denkbar – augenfällig am oben angeführten Entwurf für das Wilhelm-Hack-Museum in Ludwigshafen, den Flughafen München II oder die Nationalbibliothek in Teheran. Dieser universalistische Ansatz wird durch das dem Brückenbau entlehnte Tragwerk unterstrichen und ist in dem nur wenig früher eingereichten Entwurf für das Kölner Bezirkshallenbad (1966) vorgeprägt, darüber hinaus das Konzept unterschiedlicher Höhenniveaus auf ältere Entwürfe zurückzuführen. Die der Konstruktion inhärente Bedeutung für die Baugestalt, also ihre formale Erscheinung, ist bisher nicht gebührend gewürdigt worden.

Dabei ist die kombinierte Hallenanlage der westeuropäischen Entwicklung in Großbritannien und Frankreich verpflichtet – u.a. dem Crystal Palace Sports Center in London (1964) mit seinen kreuzenden Wegeachsen, der Erschließung des zweigeschossigen Gebäudes von oben und den beiderseits angelehnten Tribünen. Allerdings geht die Idee des Forums als Kontakt- und Kommunikationsraum bei GMP noch darüber hinaus und mag aus der intensiven Auseinandersetzung mit der Bauaufgabe Flughafen zur Vorbereitung des Entwurfs in Berlin-Tegel entstammen, wo Strukturen des Ordnens für die Verkehrswege maßgeblich zur Lösung der Bauaufgabe beigetragen haben, der bis zu seiner Schließung (2020) als »Flughafen der kurzen Wege« galt.

Es bleibt bemerkenswert, dass die junge Architektengemeinschaft sogleich viele Wettbewerbe erfolgreich bestritt, komplexe Planungsaufgaben wie Sportzentren souverän löste und dabei auf internationalem Niveau zu verorten ist, wie die prämierten Entwürfe für Diekirch (1964/65) oder Olympia '72 in München (1966) beweisen. Hier ist zwar die Kooperation mit Rolf Störmer anzuführen, doch scheint ein tiefergehendes Interesse im Büro GMP an Tragkonstruktion offensichtlich und zieht sich durch das gesamte Schaffen weit über die hier angeführten Beispiele hinaus bis in die Gegenwart. Kiel markiert dabei einen Anfangspunkt unter Rückgriff auf ein konventionelles System, das – innovativ kombiniert – eine grundsätzlich moderne Haltung im Umgang mit Konstruktionsweise, Material und deren Struktur deutlich macht und den Zeitgeist der Epoche im positiven Sinne verkörpert. So entstand mit der eigenwilligen Kubatur eine bewegte, wellenförmige Dachlandschaft, die der Dynamik von Sport und Spiel Ausdruck verleiht.

---

## Autor

**Dr. Cornelius Hopp,**

geboren 1985, Studium der der Kunstgeschichte, Soziologie und Neuesten Geschichte in Kiel, Magister 2012, Promotion 2020. Von 2019 bis 2020 wiss. Volontariat im Landesamt für Denkmalpflege Schleswig-Holstein, 2020 bis 2024 wiss. Mitarbeiter am Landesamt für Denkmalpflege Hessen und seit 2025 wiss. Referent am Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt, Lehrbeauftragter am Kunsthistorischen Institut der CAU.

---

 **Open Access //** Der Artikel ist unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung 4.0 International veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile des Werks von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können.

# Leuchtende Dreiecke bis zum Himmel

## Die Beton-Glas-Fenster der Kieler Universitätskirche

Die Universitätskirche der Christian-Albrechts-Universität am Westring begeht 2025 mit einer Ringvorlesung den 60. Jahrestag ihrer Einweihung.<sup>1</sup> Die beiden zur Straße hin und nach oben spitz zulaufenden Fronten, der aus einem gleichschenkligen Dreieck gebildete Aufriss und vor allem ihre auch von außen erkennbaren Glasfassaden weisen den Bau schon auf den ersten Blick als eine Kirche aus. Sie sind mit ihrer Strukturierung in regelmäßig angelegte, dreieckige, polychrome Felder markant, was insbesondere im architektonischen Umfeld der Betonbauten der Universität vor Augen tritt. Die Fensterfronten bestimmen das Erscheinungsbild der Kirche und bilden ihre drei Wände (Abb. 1).

Die Kieler Universitätskirche ist ein Stahlbetonbau auf dem Grundriss eines gleichschenkligen Dreiecks mit einem nach Osten aufsteigendem Dach.<sup>2</sup> Diese Figur des Dreiecks liegt dem gesamten Entwurf zugrunde und wiederholt sich auch in den beiden Seiten des Baus sowie – in kleiner Form – in den Einfassungen der Glasfassade.

Bereits 1959 gründete sich auf Anregung der beiden Kieler Historiker Karl-Dietrich Erdmann (1910–1990, Professor für Neuere Geschichte) und Friedrich Vittinghoff (1910–1999, Professor für Alte Geschichte) der ›Bauverein Universitätskirche Kiel e.V.‹, der als private Initiative die

---

1 Vgl. Flyer zu den Jubiläumsgottesdiensten, [https://www.uni-kiel.de/fileadmin/user\\_upload/veranstaltungen/ringvorlesungen/20250506\\_CAU\\_GOTTESDIENSTE\\_SOSE\\_FLYER\\_25.pdf](https://www.uni-kiel.de/fileadmin/user_upload/veranstaltungen/ringvorlesungen/20250506_CAU_GOTTESDIENSTE_SOSE_FLYER_25.pdf) [18. Juli 2025].

2 Zum Bau vgl. Horst Braunert: Die Universitätskirche. Gedanken zum Plan einer Verwirklichung, in: Christiana Albertina. Forschungsbericht und Halbjahresschrift der Universität Kiel 1 (1966), S. 17–19. – Lena Eppinger: Das neue Forum und seine Bauten, in: Universität als Denkmal. Der Campus der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, hg. v. Nils Meyer und Astrid Hansen (Beiträge zur Denkmalpflege in Schleswig-Holstein, Bd. 1), Kiel 2011, S. 88–118, hier S. 115–118. – Anna Minta: Sakralbaukunst auf dem Kieler Campus. Konzepte und Konflikte, in: Christiana Albertina. Forschungen und Berichte aus der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel 72 (2011), S. 5–19. – Vgl. auch Klaus Gereon Beuckers: Gebaute Bildungspolitik. Die architektonische Entwicklung der Christian-Albrechts-Universität, in: Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. 350 Jahre Wirken in Stadt, Land und Welt, hg. v. Oliver Auge, Kiel 2015, S. 175–215, hier S. 197 f., <https://doi.org/10.38071/publ-9361>.



↑ Abb. 1. Universitätskirche Kiel (1964/65), Außenansicht. Foto 2025: Stefani Isabel Pejml.

Mittel für den Bau einer Universitätskirche auf dem neuen Campus der CAU organisierte. 1961 erfolgte unter der Leitung des Braunschweiger Architekten Dieter Oesterlen (1911–1994) ein Bauwettbewerb, aus dem die Architekten Ernst und Herbert Weidling sowie Erhard Kettner als Sieger hervorgingen.<sup>3</sup> Nach mehreren Umplanungen, in deren Zuge erst die heutige, markante Form entwickelt wurde,<sup>4</sup> erfolgte die bauliche Umsetzung ab 1964; die Einweihung fand am 28. November 1965 zum 300. Jubiläum der Universitätsgründung statt.

Neu erbaute Universitätskirchen sind in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg selten. Anna Minta, die sich bisher am ausführlichsten mit der Entwurfsgeschichte der Kieler Kirche beschäftigt hat, hat lediglich die Gotteshäuser der katholischen Hochschulgemeinden in Mainz (St. Albertus, 1959/61, Architekten: Carl Otto Vorlaender und Paul Wagner) und Köln (heute St. Johannes XXIII., 1964/69, Architekten: Heinz Buchmann und Josef Rikus) sowie der evangelischen Hochschulgemeinde in Mainz (1967/69, Architekt: Ernst Gisel) ausfindig machen

3 Vgl. Wie ein leuchtendes Prisma, in: Kieler Nachrichten vom 26. Juli 1961.

4 Vgl. Minta 2011 (wie Anm. 2), S. 9 f.



↑ Abb. 2. Universitätskirche Kiel (1964/65), Foyer und Glockenturm (1965/69). Foto 2025: Stefani Isabel Pejml.

können, die in ihren Architekturen keine näheren Bezüge zu der Kieler Kirche aufweisen.<sup>5</sup> Insbesondere St. Albertus besitzt allerdings eine vollflächige Seitenverglasung aus Beton-Glas-Elementen.

Die durch ihre äußere Form an ein Segel erinnernde, dreieckige Kieler Kirche ist heute Teil eines Gebäudeensembles auf dem Campus am Westring. Steil ragt ihre Spitze bis fast an die Straße, während die Rückseite als dritte Fensterfront wesentlich niedriger ist (Abb. 2).

Ein freistehender Glockenturm vor dem Eingangsbereich vervollständigt den Kirchenbau, tritt optisch aber weitgehend zurück, sodass die Kirche selbst wie ein Abschluss der Campusbauten wirkt. 1965/69 wurde im Zuge der neu entstehenden Ladenzeile, welche die Kirche mit dem Audimax verbindet, durch den Architekten Wilhelm Neveling, der 1961 als drittplatzierte aus dem Kirchenwettbewerb hervorgegangen war und 1965/69 das benachbarte Audimax erbaut hat, ein quadratischer, eingeschossiger und flachgedeckter Anbau ergänzt.<sup>6</sup>

5 Minta 2011 (wie Anm. 2), S. 16 f. – Vgl. auch Beuckers 2015 (wie Anm. 2), S. 197.

6 Vgl. Minta 2011 (wie Anm. 2), S. 11. – Zur Wettbewerbsplatzierung vgl. Alice Kriegel: Wilhelm Neveling 1908–1978.

Er bildet das Foyer zur Kirche und bietet Platz für eine Sakristei. Die in acht vertikalen Registern angelegten Fenster des Anbaus greifen in ihrer dreieckigen Form die Gestaltung des Kirchenbaus auf, nehmen sich durch ihre klare Verglasung jedoch zurück.

## Der Kircheninnenraum

Im Inneren der Kirche ist die dreieckige Grundform noch ausgeprägter erlebbar als von außen. Der gesamte Bau wird durch ein Streben nach oben dominiert: Alle Fluchtpunkte laufen in die obere, zur Straße gewandten Spitze im Osten des Baus. Außen befindet sich an dieser Stelle ein kleines Kreuz, im Innern ein Nagelkreuz, das über dem Altar hängt. In der Spitze ist der Altarraum angeordnet. Die Form des Dreiecks findet sich nicht nur im Grundriss, dem Aufriss und den einzelnen Glasfeldern wieder, sondern wird auch in den Seitenwänden, Betonverstrebungen sowie Lampen aufgegriffen und zieht sich bis zum Christogramm durch (Abb. 3).

Das Interieur der Kirche ist im Detail aufeinander abgestimmt, so findet sich die Oberflächenschraffur der Fenstergläser auch auf den dreieckigen Glasscheiben der Lampen.

Bestimmendes Gestaltungselement sind sowohl außen als auch im Inneren der Kirche die vollflächigen Beton-Glas-Fenster.<sup>7</sup> Sie sind wandbildend und opak, wodurch ein völliger Ausschluss der Außenwelt im Kircheninneren entsteht und der Innenraum bei trübem Wetter durch künstliches Licht erhellt werden muss. Die Kirche bildet so einen optischen Rückzugsort vom geschäftigen Treiben des Campuslebens und der nahegelegenen Hauptstraße und grenzt sich durch ihre Farbintensität von den Betonfarben und dem Weiß der Universitätsbauten ab.

Die einzelnen Scheiben strahlen in einem Farbspektrum aus verschiedenen Blau-, Grün-, Braun-, Gelb-, Grau-, Rosa- und Violetttonen. Sie bilden eine willkürlich erscheinende Collage aus unterschiedlich intensiv leuchtenden, gleichschenkligen Farbdreiecken. Obwohl die blauen Fensterscheiben sich zahlenmäßig nicht besonders hervorheben, ist der Innenraum der Kirche durch die Farbmischung vor allem in blaues Licht getaucht. Die durchgefärberten, doppelt gelegten Glasscheiben sind von gleicher Dicke und Größe, ihre Oberfläche ist leicht schraffiert, die Schraffur in verschiedene Richtungen ausgerichtet. Durch diese wird das Licht zusätzlich gebrochen und das opake Erscheinungsbild verstärkt (Abb. 4).

Die tragende Stahlkonstruktion der Kirche ist mit Betonformsteinen ausgefacht. Die Anordnung der Fenster folgt einem sich wiederholenden Raster aus gleichschenkligen Dreiecken, das durch vertikal aufstrebende Stahlträger und diagonal verlaufene Betonpfeiler unterschiedlicher

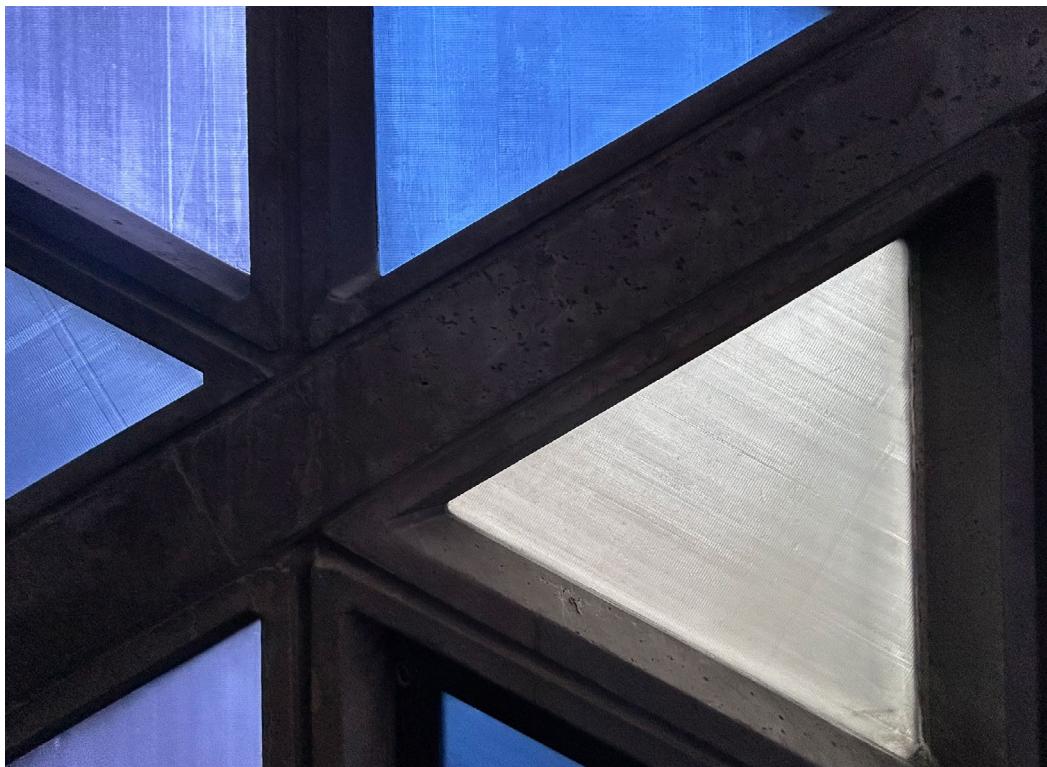
---

Architekt der Zweiten Moderne in Schleswig-Holstein, 3 Bde., Diss. Kiel 2024, WV 7.19, Bd. 3, S. 3, zu Audimax und Ladenzeile WV 1.20, Bd. 1, S. 65-108.

<sup>7</sup> Vgl. Axel Lohr und Jan Petersen: Kirchenglasmalereien in Hamburg und Schleswig-Holstein, Kiel 2023, S. 281.



↑ Abb. 3. Universitätskirche Kiel (1964/65), Innenansicht. Foto 2025: Stefani Isabel Pejml.

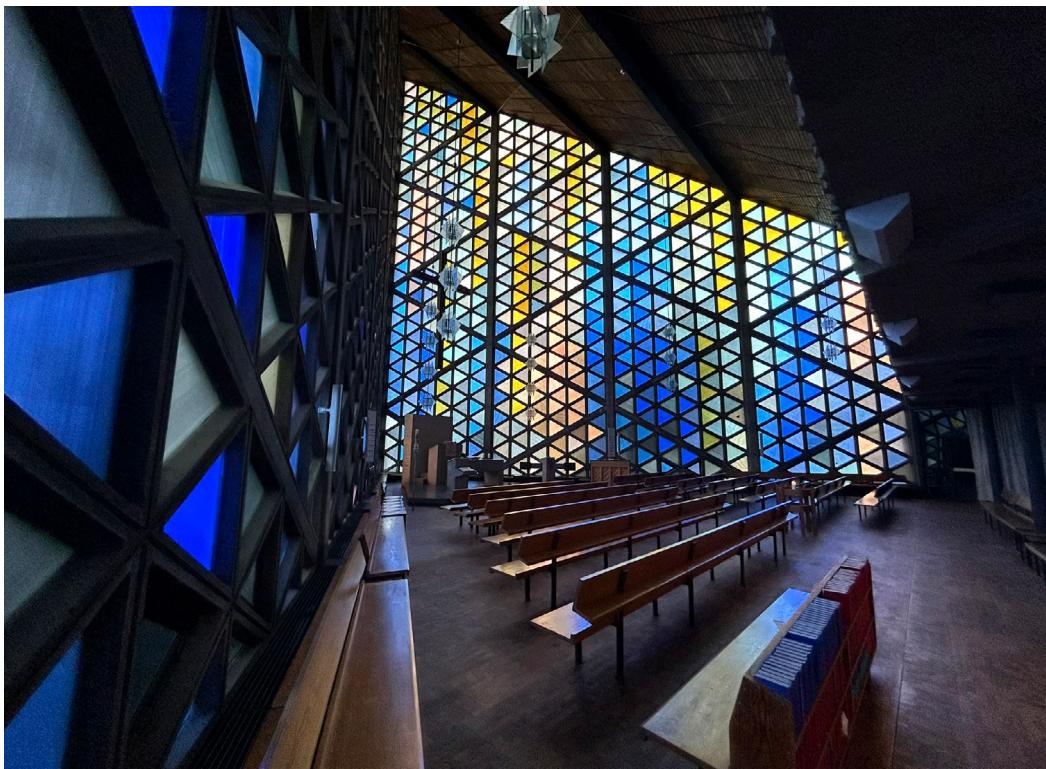


↑ Abb. 4. Universitätskirche Kiel (1964/65), Fensterdetail. Foto 2025: Stefani Isabel Pejml.

Dicke regelmäßig durchbrochen wird. Die einzelnen Glasfelder sind in ebenfalls dreieckigen Großfeldern gefasst, die jeweils 35 Glasflächen zusammenfügen. Die diagonal verlaufenden Pfeiler erzeugen ihrerseits eine dreieckige Gliederung der Fensterfronten (Abb. 5). Die gesamte Struktur ist also in allen Gliederungsebenen durchdacht und geometrisch durchkonstruiert.

## Beton-Glas-Fenster

Beton-Glas-Fenster entstehen durch Einsetzen von Dickgläsern, Glasbrocken oder, wie im Fall der Kieler Universitätskirche, Flachglas, in eine die Statik tragendes, armiertes Betongerüst. Die erhebliche Tragfähigkeit dieser Technik ermöglicht die Verglasung von großen Flächen, wie in Kiel der gesamten Seiten der Kirche. Diese Glasplatten – im Französischen *Dalle de Verre* – haben vor allem zwei Eigenschaften: Sie beeinflussen den Lichteinfall in das Gebäude stark und sie strukturieren die Optik der gesamten Architektur. Ihre Gestaltungsfreiheit ist dabei enorm, aber durch die Materialeigenschaften müssen die Betonstreben zwischen den Gläsern



↑ Abb. 5. Universitätskirche Kiel (1964/65), Fenstergliederung der Universitätskirche, Kiel. Foto 2025: Stefani Isabel Pejml.

dicker sein, als es metallene Gerüste und vor allem Bleiruten bei der klassischen Glasmalerei sind. Die Linien der Betonstreben müssen nicht zwingend motivbildend sein, werden aber, wie in Kiel, zum bestimmenden Element der Fenstergestaltung.

Die Betonstreben in der Universitätskirche sind relativ dick und gleichmäßig breit. Sie besitzen eine abgestufte Struktur: Während die schmalen, in gleichschenkligen Dreiecken die Gläser rahmenden Streben außen geweißt sind, sind die breiteren Betonstreben, die in vier Bahnen die Seitenwände vertikal strukturieren, in einem Dunkelgrau gestrichen. Dadurch konzentriert sich das optische Erscheinungsbild auf die geweißten Dreiecke und die Außenfassaden wirken wie Netzgeflechte. Die Betonstege besitzen zudem keinen einfach rechteckigen Querschnitt, sondern senkrecht gekerbte, rechteckige Nute, in denen die Glasscheiben eingefasst sind. Im Inneren der Kirche sind die Betonelemente materialsichtig belassen und legen so die Ästhetik des Sichtbetons als wesentliche Erscheinungsform des Inneren fest, die auch die Materialität der Orgelempore und die Kirchenausstattung bei Altar, Triptychon und Kanzel prägt. Im Kontrast hierzu stehen warme Töne des holzverkleideten Daches, des Fußbodens und der Sitzbänke, die mit braun- und rosafarbenen Fensterscheiben korrespondieren.

Die seriellen, geometrischen Farbfelder sprechen eine klare, reduzierte Formensprache, die der Ästhetik der Konkreten Kunst entspricht. Der 1924 durch den niederländischen Maler und Architekten Theo van Doesberg (1883–1931) geprägte Begriff postuliert eine ungegenständliche Kunst in Abgrenzung von figürlich-gegenständlicher Darstellung. Farbe, Form und Linie werden genutzt, um »nicht-Sichtbares sichtbar zu machen«,<sup>8</sup> um eine selbständige Realitätsebene fern der Abbildhaftigkeit zu generieren. Im Fall der Fenster der Kieler Universitätskirche setzt die serielle Struktur der Dreiecke als Rasterform und die ungeteilte Flächigkeit der einzelnen Scheiben einen narrationsfreien Farbraum. Das Innere wird allein durch den bunt gefärbten Lichteinfall gestaltet, die Farbwirkung überträgt sich dabei von den Wandflächen in den Raum und prägt diesen, je nach Tageslicht und Sonnenstand, als ein farbiges Gesamtvolumen, in das die Besuchenden eintauchen. Die Farbe verweist dabei weder auf einen konkreten Inhalt, noch auf eine festgelegte Atmosphäre, sondern steht für sich selbst, ist selbstreferentiell. Die kleine Kirche erhält durch das gefärbte Licht eine besondere, fast mystische Stimmung, in der Immaterielles sichtbar gemacht zu werden scheint.

## Einflüsse

Beton-Glas-Fenster haben in modernen Sakralbauten von Kiel und Schleswig-Holstein keine weite Verbreitung gefunden, waren Mitte der 1960er Jahre jedoch keineswegs neu. Ihre Blütephase erstreckt sich in Deutschland von den 1950er bis zu Beginn der 1970er Jahre. Die Notwendigkeit, durch den Krieg zerstörte Kirchen wiederaufzubauen, bot ausreichend Gelegenheit, verschiedene Spielarten der Farbverglasung umzusetzen;<sup>9</sup> die Beton-Glas-Fenster wirken zudem aufgrund ihrer Materialität und ihres Bruches mit der klassischen Glasmalerei, die aus dem Mittelalter kommend im Historismus des 19. Jahrhunderts wieder zu einer Blüte geführt worden war, dezidiert modern und zeitgenössisch. Sie korrespondierten mit der Materialität der Architektur der Zeit, die sich mit dem *beton brut*, das – insbesondere durch die École de Paris um Le Corbusier vertreten – die unverkleidete Sichtbarkeit des Gussbetons als ästhetische Form propagierte, und im Stil des von hier begrifflich geprägten Brutalismus auch die Bauten des Kieler Campus bestimmt.

Während Industriebauten in Deutschland bereits ab den 1910er Jahren die Ästhetik von Beton als Stilelement nutzten, griff der Sakralbau diese Gestaltungsform anfangs vor allem

---

<sup>8</sup> Was ist konkrete Kunst?, in: Museum für konkrete Kunst, Ingolstadt, <https://www.mkk-ingolstadt.de/ueber-uns/was-ist-konkrete-kunst/> [8. Juni 2025]. – Die Idee Konkret, Ausst. Kat. Museum für Konkrete Kunst Ingolstadt, hg. v. Tobias Hoffmann, Köln 2012. – Konkret Kunst, Ausst. Kat. Museum Pfalzgalerie Kaiserslautern, hg. v. Sören Fischer und Dieter Scheid, Kaiserslautern 2023. – Zu Theo van Doesburg vgl. Theo van Doesburg. Oeuvre Catalogue, hg. v. Els Hoek, Utrecht 2000.

<sup>9</sup> Vgl. Ulrike Hoffmann-Goswin: Sakrale Glasmalerei der 1960er bis 1980er Jahre in Deutschland. Bildthemen, Gestaltung und Funktion, Regensburg 2019, S. 282.

in Frankreich auf.<sup>10</sup> Zwei frühe Bauten sind die von Auguste Perret (1874–1954) entworfene Kirche Notre-Dame du Raincy (1922/23) und Hans Mosers (1860–1936) St. Antonius in Basel (1925/27).<sup>11</sup> Gleichzeitig arbeitete in Deutschland beispielsweise Albert Bosslet (1880–1957) bei St. Marien in Ludwigshafen (1926) mit einem spektakulären, offenen Sichtbetontragwerk, wie auch der wohl wichtigste Kirchenarchitekt der 1920er Jahre, Dominikus Böhm, mit frei sichtbaren Betontragkonstruktionen beispielsweise in St. Peter und Paul in Dettingen (1923) oder St. Johannes Baptist in Neu-Ulm (1927).<sup>12</sup> So innovativ und demonstrativ sie mit dem Material Beton umgingen, so wenig nutzten sie Beton-Glas-Fenster. Für die Idee einer vollflächigen Verglasung dürfte die Stahlkirche zur Presseausstellung 1928 in Köln (später umgesetzt nach Essen) von Otto Bartning, die rundum ganz in gefachtes Glas aufgelöste Wände besaß, von großer Bedeutung gewesen sein.<sup>13</sup> Ihre in einer Stahl-Glas-Konstruktion gefundene Ästhetik wirkte auf die Beton-Glas-Fenster. Prägend für deren Entwicklung war die 1951 geweihte Kirche Sacré-Cœur in Audincourt von Maurice Novarina (1907–2002), deren Fensterfries von Fernand Léger (1881–1955) gestaltet wurde.<sup>14</sup> Wie Raincy und Basel, wo die Seitenschiffwände ganz in Beton-Glas-Flächen aufgelöst sind, wird auch Sacré-Cœur wesentlich durch die Fenster geprägt, die den gesamten Innenraum dominieren und aus Betongefachen zur Halterung von Farbscheiben bestehen. Ihre Lichtwände erschaffen durch den intensiv gefärbten Lichteinfall eine erhabene Stimmung und einen abgeschlossenen Innenraum.

Die Kieler Architekten Kettner und Weidling waren Schüler des Karlsruher Architekten Egon Eiermann (1904–1970).<sup>15</sup> Der von Eiermann entworfene Neubau der im Zweiten Weltkrieg zerstörten Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin (1959/63) ist bis heute eine Ikone der deutschen Nachkriegsmoderne und fand bereits in seiner Bauzeit erhebliche Resonanz (Abb. 6). Das um die Turmruine des Vorgängerbau gruppierende Ensemble aus vier modernen Gebäuden besteht aus einem rechteckigen Foyer, der oktogonalen

10 Vgl. Hoffmann-Goswin 2019 (wie Anm. 9), S. 263.

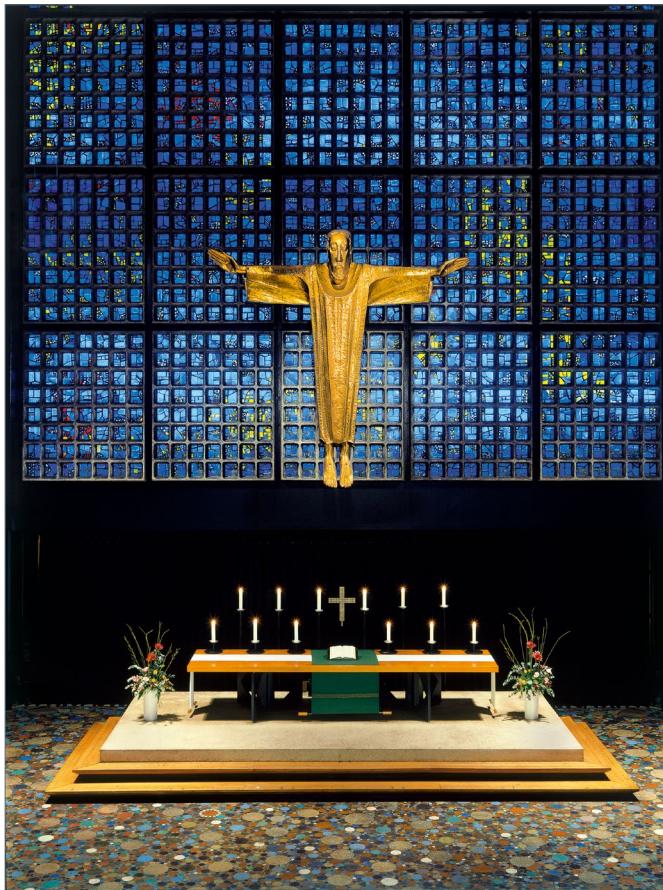
11 Vgl. Chris Gerbing: Leuchtende Wände in Beton. Die Matthäuskirche in Pforzheim (1951–1953) von Egon Eiermann: Ihre Vorbilder, ihre Vorbildfunktion, Regensburg 2013, S. 41.

12 Vgl. Holger Brülls: Neue Dome. Wiederaufnahme romanischer Bauformen und antimoderne Kulturkritik im Kirchenbau der Weimarer Republik und der NS-Zeit, Berlin 1994, S. 74 (Bosselt) u. 104 (Böhm). – Sakralbauten der Architektenfamilie Böhm, hg. v. Hartmut Junker und Stefanie Lieb, Regensburg 2019, S. 23 und 45.

13 Auf die Pressa-Kirche verweist bereits Minta 2011 (wie Anm. 2), S. 13. – Zur Kirche selbst vgl. Martin Röttger: Ein großes Zelt im Feuermeer der Großstadt. Kirchenbau in der Endphase der Weimarer Republik, in: Zwischen Tradition und Moderne. Die protestantische Bautätigkeit im Ruhrgebiet, hg. v. Traugott Jähnichen, Bochum 1994, S. 122–136. – Elisabeth Wynhoff: Die Stahlkirche Otto Bartnings auf der PRESSA 1928, in: Kunst und Kirche 63 (2000), S. 233. – Johann Hinrich Claussen: gebautes Wort aus Stahl und Glas. 100 Jahre Bauhaus (II): Die Kölner ›Stahlkirche‹ von Otto Bartning, in: Zeitzeichen. Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik 2019, S. 48–50.

14 Vgl. Hoffmann-Goswin 2019 (wie Anm. 9), S. 263.

15 Vgl. Andreas Hertzberg: Die Universitätskirche, in: Kirche in Kiel. 750 Jahre Kiel. 750 Jahre St. Nikolai, hg. v. Karl-Behrnd Hasselmann, Neumünster 1991, S. 142–143, hier S. 143.



◀ Abb. 6. Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin (1959/63). Foto: Katharina Dorn, die Nutzungsrechte liegen beim Förderverein Freunde der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche e.V.

neuen Kirche, einem hexagonalen neuen Glockenturm und einer rechteckigen Gemeindekapelle.<sup>16</sup> Die Wände wurden vollständig als kleinteilige, verglaste Betongefache erbaut. Eiermann entwarf eine doppelte Glaswand mit einem Zwischenraum von 2,70 Metern, den er künstlich beleuchten ließ. Dies führte dazu, dass die Fenster nicht nur Licht von außen hereinließen, sondern auch Licht aus dem Inneren nach außen drang, was einen »laternenartigen Effekt« bewirkt und die Kirche zu einem städtebaulichen Fixpunkt macht.<sup>17</sup> Das Glas wurde durch den Chartreser Glaskünstler Gabriel Loire (1904–1996) nach Eiermanns Entwürfen hergestellt, die vorherrschende Farbe der Scheiben ist Blau.<sup>18</sup>

16 Vgl. Egon Eiermann. Die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, hg. v. Kristin Freireiss, Berlin 1994.

17 Wolfgang Pehnt: Die Grenzen der Regeln. Egon Eiermanns Gedächtniskirche in ihrer Zeit, in: Egon Eiermann. Die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, hg. v. Kristin Freireiss, Berlin 1994, S. 7–15, hier S. 13.

18 Zu Loire vgl. Hans Joachim Schröder: Der Glasmaler Gabriel Loire, in: Das Münster 40 (1987), S. 89–100.



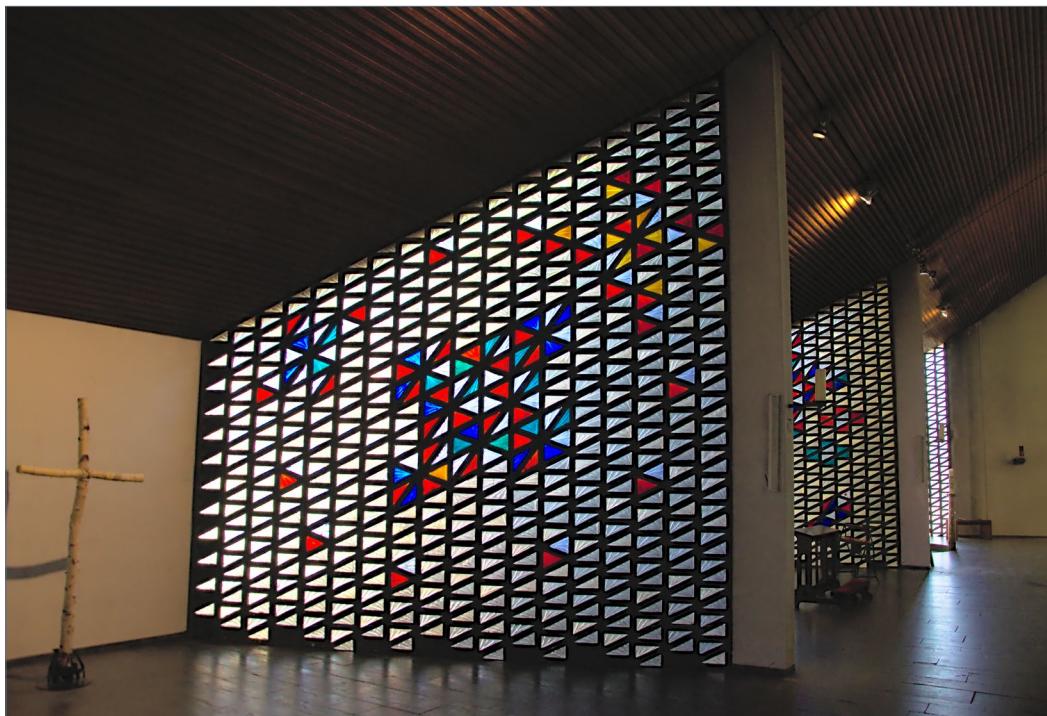
↑ Abb. 7. Matthäuskirche in Pforzheim (1952/53), Innenansicht. Foto: Chris Gerbing.

Kettner und Weidling dürften von der Berliner Kirche für ihren Entwurf der Kieler Universitätskirche beeinflusst worden sein, mit der sie sowohl das verwendete Beton-Glas-Fenster als auch die streng gerasterte geometrische Struktur der Wandflächen verbindet. Allerdings unterscheidet sich die Art des Glases: Während Eiermann zahlreiche unregelmäßige, mehrere zentimeterdicke Dickglas-Bruchstücke in eine quadratische Rahmung aus Beton einsetzen ließ, wie es sich oft in sakralen Glas-Beton-Fenstern insbesondere Frankreichs findet, bestehen die Fenstersegmente in der Kieler Universitätskirche aus nur jeweils einer einzelnen, wesentlich dünneren dreieckigen Glasscheibe, die einen deutlich besseren Lichttransfer ermöglicht. Schon aufgrund der Abmessungen des kleineren Kieler Baus, vor allem aber aufgrund der anderen städtebaulichen Situation, verzichteten die Architekten in Kiel auf die doppelte Glaswand. Den Eindruck der lichtdurchlässigen und dennoch massiven Wand erreichen jedoch beide Bauten. Auch ein Strahlen durch die Fenster aus dem Inneren heraus haben beide Kirchen gemein.

Den Schritt zu dieser Form der Gestaltung war Eiermann bereits 1952/53 mit der Matthäuskirche in Pforzheim gegangen (Abb. 7).<sup>19</sup> Chris Gerbing nennt sie »den ersten nennenswerten Bau der Nachkriegsmoderne in Deutschland, in dem die in Frankreich entwickelte *Dalle de Verre*-Technik zur Anwendung kam und von hier aus ihren Siegeszug antrat.«<sup>20</sup> Die Matthäuskirche

19 Vgl. Minta 2011 (wie Anm. 2), S.14.

20 Gerbing 2013 (wie Anm. 11), S. 50.



↑ Abb. 8. St. Martinus in Neuss-Uedesheim (1960), Innenansicht der seitlichen Kirchenerweiterung. Forschungsstelle Glasmalerei des 20. Jh. e.V. .

steht noch ganz unter dem Eindruck von Industriebauten der Nachkriegsmoderne; ihr Grundriss ist schlicht und die verwendete Stahlbeton-Bauweise deutlich erkennbar. Das markanteste Merkmal sind jedoch – wie auch bei der Kieler Universitätskirche – die vielfarbigen Fensterfronten, die alle vier Wände der Saalkirche bilden. Die Beton-Glas-Wände bestehen aus vierseitigen Betonformsteinen, die zwischen Betonbindern sitzen und so angeordnet sind, dass sie wiederum viereckige Löcher für Glasscheiben auslassen. Die Dickglasstücke, deren Bruchkanten (wie später in Berlin) sichtbar sind und durch ihre unregelmäßige Oberfläche den Effekt der prismatischen Transluzenz verstärken, geben dem Bau einen industriellen Charakter, während die Flachgläser in Kiel eine deutlich geglättete und weniger rohe Ästhetik besitzen.

In den 1950er Jahren wurden verglaste Betongefache, aus denen sich ganze Wände zusammensetzen ließen, zu einem wichtigen Gestaltungsmerkmal des modernen Kirchenbaus. Der Kieler Lösung besonders nahe stehen – wenn auch nicht aus Dreiecken, sondern aus hochgezogenen Sechsecken gebildet – die Glasfassade der Salvatorkirche in Köln-Weidenpesch von Theodor Kenner (1958) oder die aus einem teppichartigen, verglasten Betongitter gebildeten Obergaden und Fassadenstücke von der Bruder Klaus-Kirche in Köln-Mülheim von

Fritz Schaller (1957), um nur zwei Beispiele zu nennen.<sup>21</sup> In flachen Dreiecken gerastert und aufgrund der dreieckigen Grundrissstruktur Kiel sehr vergleichbar sind die Erweiterungen von St. Martinus in Neuß-Uedesheim von Karl Schweflinghaus aus dem Jahr 1960 (Abb. 8).<sup>22</sup> Die Glasfenster von Günther Grote (1960) binden jedoch figurative Elemente ein.<sup>23</sup>

Die Kieler Architekten griffen solche Entwicklungen im Kirchenbau auf und setzten sie durch die konsequente Nutzung des gleichschenkligen Dreiecks sowohl für die Grundrissbildung als auch die Seitenwände und dann das Raster der Beton-Glas-Fassaden in eine besonders homogene und einheitliche Form. Der farbige Wechsel der Scheiben, bei denen in das blau-weiße Gesamtbild immer wieder gelbe Bahnen und südlich neben dem Altar sogar ein ganzes gelbes Feld vertikal eingezogen sind, bricht im Inneren die strenge, serielle Struktur der Betonmodule durch Akzentsetzungen und Variation des Lichtes.

## Beton-Glas-Fenster in Schleswig-Holstein

Kirchbauten ähnlicher Größe und Gestaltung wie die der Kieler Universitätskirche entstanden vorwiegend im ländlichen Raum Schleswig-Holsteins durch das 1961 von der Landeskirche durch einen eigens gegründeten Verein ausgeschriebene Kapellenbauprogramm, um die durch die Ansiedlung von Geflohenen und veränderte Siedlungsstrukturen in der Nachkriegszeit entstandene kirchliche Versorgungslücke vor allem in Dörfern zu schließen.<sup>24</sup> Doch auch im städtischen Raum Schleswig-Holsteins wurden in den 1950/60er Jahren moderne Kirchen errichtet. Hierzu gehört die 1961 von dem Architektenpaar Barbara und Wolfgang Vogt entworfene Bugenhagenkirche im Kieler Stadtteil Ellerbek, deren von dem Künstlerpaar Alfred Roß und Dagmar Schulze-Roß geschaffene Fenster ebenfalls aus Beton-Glas bestehen, jedoch einer organischen und figürlichen Formensprache folgen. Diese Fenster sind, wie die im selben Jahr entstandenen Fenster in Eiermanns Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, aus ungleichmäßigen Dallglas-Bruchstücken zusammengesetzt (Abb. 9).<sup>25</sup>

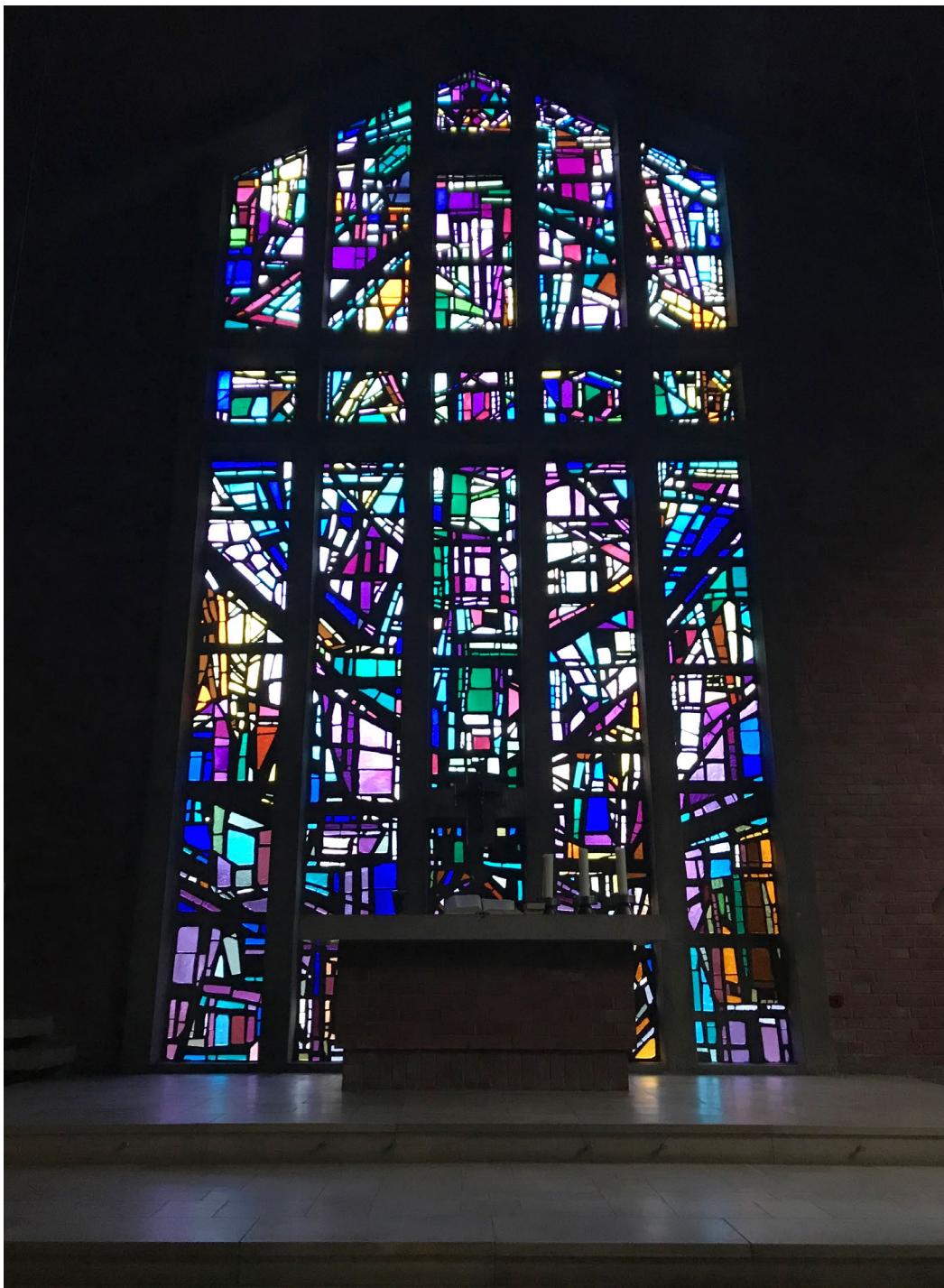
21 Vgl. Karl Josef Bollenbeck: Neue Kirchen im Erzbistum Köln 1955–1995, 2 Bde., Köln 1995, Bd. 2, S. 551 mit Abb. 081-0 (Weidenpesch) und S. 531 mit Abb. 132-0 (Mülheim).

22 Vgl. Bollenbeck 1995 (wie Anm. 22), Bd. 2, S. 551 mit Abb. 391-0.

23 Vgl. Forschungsstelle Glasmalerei des 20. Jahrhunderts e. V., Neuss-Uedesheim, Kath. Kirche St. Martinus, <https://www.glasmalerei-ev-web.de/pages/b594/b594.shtml> [24. Mai 2025].

24 Vgl. Dirk Jonkanski: Kapellenbauprogramm und Denkmalpflege. Erfassung und Bewertung, in: ...viele kleine Kirchen. Das Kapellenbauprogramm der 1960er Jahre in Schleswig-Holstein, hg. v. Matthias Ludwig (Beiträge zur Denkmalpflege in Schleswig-Holstein, Bd. 2), Kiel 2011, S. 195–205. – Kriegel 2024 (wie Anm. 6), S. 155–162.

25 Vgl. Lohr/Petersen 2023 (wie Anm. 7), S. 282. – Stefani Isabel Pejml: Glasmalereien von Dagmar Schulze-Roß (1926–2012) und Alfred Roß (1927–2007) bis Anfang der 1970er Jahre, in: Moderne am Meer II. Künstlerische Positionen im dritten Viertel des 20. Jahrhunderts in Schleswig-Holstein, hg. v. Klaus Gereon Beuckers, Ulrich Schneider und Thorsten Sadowsky, Petersberg 2025, S. 137–146, hier S. 143.



↑ Abb. 9. Bugenhagenkirche in Kiel (1961), Altarfenster. Foto 2021: Stefani Isabel Pejml.

Es folgten weitere Beton-Glas-Fenster insbesondere von Alfred Roß, wie in der Johanneskirche in Krempenerheide.<sup>26</sup>

Die Gestaltung der Fenster der Kieler Universitätskirche ist ein singuläres Beispiel innerhalb der sakralen Glaskunst der Nachkriegsmoderne in Schleswig-Holstein. Der Verzicht auf Glasmalerei ermöglichte es den Architekten, hier auf die Einbeziehung spezialisierter Glasmalerinnen und Glasmaler zu verzichten, während für einen großen Teil der Kirchen und Kapellen sonst die Fenstergestaltung extern vergeben wurde. Die üblicherweise durch figürliche oder abstrahierende, seit den 1960er Jahren im Norden teilweise auch ungegenständliche künstlerische Gattung der Farbglasfenster wurde so zu einem Architektenwerk. Dem entspricht auch die sehr konsequente geometrische Strenge und reduzierte Gestaltungsweise der rasterartigen Struktur. Weidling und Kettner ist es mit der Universitätskirche gelungen, einen höchst signifikanten Bau zu errichten, dessen Verglasung nicht nur die damals in Schleswig-Holstein neue und kaum verbreitete Technik des Beton-Glas-Fensters nutzt, sondern ihr eine ganz eigene Prägung verleiht.

---

## Autorin

**Stefani Isabel Pejml M.A.,**

geboren 1986, Studium der Kunstgeschichte und Klassischen Archäologie in Kiel, Bachelor 2016, Master 2022. Seit 2022 Promotionsstudentin, Thema: Dagmar Schulze-Roß (1926–2012) und Alfred Roß (1927–2007). Werkverzeichnis und kunsthistorische Einordnung der Malerei und Glasmalerei. Seit 2024 Assistenz der Geschäftsführung in der Sparkassenstiftung Schleswig-Holstein.

E-Mail: [StefiPejml@gmail.com](mailto:StefiPejml@gmail.com)

---

**⑧ Open Access //** Der Artikel ist unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung 4.0 International veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile des Werks von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können.

---

26 Vgl. Lohr/Petersen 2023 (wie Anm. 7), S. 491.



## »Zum Heil des Vaterlandes und zum Nutzen von Kunst und Wissenschaft«

Glückwünsche aus Kiel nach Zagreb aus Anlass der dortigen Universitätsgründung 1874

— Im Herbst 2024 feierte die Universität Zagreb in Kroatien den 150. Jahrestag ihrer Gründung im Jahre 1874. Zu diesem Anlass fand neben anderen Veranstaltungen am 28. und 29. November 2024 eine Konferenz ›150 godina Odsjeka za povijest / 150 godina nastave i istraživanja povijesti na Filozofskom fakultetu Sveučilišta u Zagrebu‹ (150 Jahre Abteilung für Geschichte / 150 Jahre Lehre und Geschichtsforschung an der Philosophischen Fakultät der Universität Zagreb) statt.<sup>1</sup>

### Die Gründung der Universität Zagreb 1874 und ihre Vorgeschichte

Die Universität Zagreb war keine Gründung *ex nihilo*, sie konnte im Moment ihrer Eröffnung 1874 auf eine längere Vorgeschichte als Stätte akademischen Lebens zurückblicken.<sup>2</sup> 1669 hatten die seit 1606 in Zagreb präsenten Jesuiten eine Akademie gegründet. Auch dieses Datum

---

1 Vgl. Ludwig Steindorff: Za blagostanje domovine i u korist umjetnosti i znanosti. Pozdravno pismo iz Kiela u Zagreb 1874. g. [Zum Heil des Vaterlandes und zum Nutzen von Kunst und Wissenschaft. Das Grußschreiben aus Kiel nach Zagreb 1874], in: Radovi Zavoda za hrvatsku povijest Filozofskoga fakulteta Sveučilišta u Zagrebu 56 (2024) oder 57 (2025). - Mit der Universität Zagreb ist der Autor eng verbunden, seitdem er 1976/77 dort als Student, 1978/80 als Doktorand und 1993 als DAAD-Gastdozent tätig war. Hinzu kommen etliche Archivaufenthalte, Konferenzen sowie Exkursionen mit Studierenden, die unter anderem Zagreb zum Ziel hatten.

2 Das Folgende nach Tihana Luetić: Die Geschichte der Universität Zagreb von ihrer Gründung bis heute, Zagreb 2002, S. 5–30 u. 38. – Solche jesuitischen Vorgeschichten von Universitäten gibt es mehrfach. Vgl. dazu beispielhaft zuletzt 400 Jahre akademisches Leben in Passau. Vom Jesuitenkolleg zur modernen Hochschule, hg. v. Britta Kägler und Christian Handschuh, Regensburg 2024.

hat man 1969 in großem Stil gefeiert und eine zweibändige Festschrift verfasst.<sup>3</sup> Nach der Auflösung der ›Societas Iesu‹ in den Habsburgischen Landen 1773 nahm nach kurzem Zwischenspiel 1776 eine Königliche Akademie mit theologischer, juristischer und philosophischer Fakultät ihre Tätigkeit auf. Die theologische Fakultät wurde allerdings schon 1784 ausgegliedert und in das Priesterseminar beim Bistum Zagreb eingebunden. Im Zuge der im Kaisertum Österreich im Anschluss an die Revolution 1848/49 durchgeführten Thunschen Hochschulreformen<sup>4</sup> wurde die Akademie in Zagreb geschlossen, das Philosophiestudium in die 7. und 8. Klasse des städtischen Gymnasiums verlagert. Aus der juristischen Fakultät ging die 1850 gegründete Juristische Akademie hervor, die 1868 den juristischen Fakultäten in Österreich-Ungarn gleichgestellt wurde, ohne allerdings über ein Promotionsrecht zu verfügen.

Als Impuls, der schließlich zur Gründung der modernen Universität mit kroatischer Sprache in Forschung und Lehre führte, gilt die Rede, die der kulturpolitisch stark engagierte Bischof von Đakovo, Juraj Strossmayer, nach dem Ende des 1850 proklamierten Neoabsolutismus<sup>5</sup> 1861 im *Sabor*, dem kroatischen Landtag, hielt und in der er ausführte, die Gründung einer Akademie und einer Universität mit Unterricht in der nationalen Sprache entsprächen dem Willen der Nation. Allerdings wurde das Projekt damals von der Wiener Regierung noch abgelehnt, es fehle einfach die Nachfrage. Dennoch begann die Sammlung von Stiftungskapital, und die Gründung der Südlawischen Akademie der Wissenschaften und Künste in Zagreb 1867 gab dem Projekt einer Universitätsgründung neuen Auftrieb. Schließlich setzte der Monarch am 8. April 1869 den Gesetzesartikel über die Gründung einer Universität in Zagreb in Kraft, die ›Franz-Joseph-Universität‹ heißen sollte. Es waren erst einmal drei Fakultäten vorgesehen, die theologische als Ausgliederung aus dem Priesterseminar, die juristische in Tradition der juristischen Akademie und schließlich die philosophische Fakultät. Die medizinische Fakultät nahm nach Vorstufen ihre Arbeit erst 1917 auf.

Der lange Weg bis zur Gründung der Universität Zagreb näherte sich dem Ende, als der kroatische Landtag am 15. Oktober 1873 den *Gesetzesartikel über den Aufbau der Franz-Josefs-Universität in Zagreb* annahm. Banus Ivan Mažuranić, Statthalter und Chef der Landesregierung, informierte den *Sabor* am 13. Januar 1874, der Monarch habe den Gesetzesartikel am 5. Januar sanktioniert. So konnte man mit den Vorbereitungen für die Eröffnung und für den Anfang der Arbeit der neuen Universität beginnen:

---

<sup>3</sup> Spomenica u povodu 300-godišnjice Sveučilišta u Zagrebu, hg. v. Jaroslav Šidak, 2 Bde., Zagreb 1969.

<sup>4</sup> Zu den Thunschen Reformen vgl. Anm. 37.

<sup>5</sup> Für den weiteren Kontext hier und im Folgenden vgl. Ludwig Steindorff: Geschichte Kroatiens. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Regensburg 2020, S. 107–137. Der Band enthält eine umfangreiche, nach Epochen gegliederte Bibliographie vor allem westsprachiger Literatur.

»Als bekannt wurde, dass die Universität im Herbst dieses Jahres ins Leben treten würde, unternahm man ab dem Monat Juli alle notwendigen Vorbereitungen für das feierliche Begehen der Universitätseröffnung, indem die akademischen und staatlichen Ausschüsse gemeinsam wirkten.«

Schließlich am 8. August 1874 verfügte die Regierungsabteilung für Kultus und Unterrichts-wesen den Termin der feierlichen Eröffnung, nämlich Montag, den 19. Oktober des Jahres.<sup>6</sup>

Es ist erstaunlich, wie die Organisatoren es innerhalb von etwas mehr als drei Monaten schafften, alle Elemente der Feierlichkeiten von der Messe in der Kathedrale über den Eröffnungsakt im Saal des Landtages und das Bankett im Kasino in der Unterstadt in der Ilica-Straße, das Fackelwerk vor der Residenz des Banus in der Oberstadt bis zu den Geselligkeiten für die Jugend auf der Schießstätte im Park Tuškanac in die Wege zu leiten.<sup>7</sup>

Zur Vorbereitung der Festlichkeiten gehörte auch die Versendung von Einladungen an fast alle europäischen Universitäten wie auch Hochschulen und gelehrte Gesellschaften im slawischen Sprachraum, man möge seine Vertreter zur Feier entsenden. Der Einladung folgten schließlich sieben Universitäten, nämlich Berlin, Bologna, Budapest, Graz, Koloszvár (Klausenburg/Cluj), Krakau und Prag, wie auch neun andere wissenschaftliche Einrichtungen, unter ihnen die Hohe Schule in Belgrad und die slowenische Kulturgesellschaft Matica slovenska aus Ljubljana.<sup>8</sup>

## Die Grüße aus Kiel

Auch die Kieler Universität erhielt eine Einladung zu der Feier (Abb. 1). Es handelte sich dabei um ein auf den 1. September 1874 datiertes vorgedrucktes Blatt mit kroatischem Text in der linken Spalte, lateinischem in der rechten. Mit Hand ist der Adressat geschrieben: *Venerabili senatui universitatis Kiloniensis*, »An den ehrwürdigen Senat der Universität Kiel«.

Innerhalb des Textes ist nur der Sitz der eingeladenen Einrichtung per Hand eingetragen, auf Kroatisch substantivisch im Lokativ *u Kielu*, »in Kiel«, auf Latein adjektivisch *Kiloniensis*.<sup>9</sup>

6 Spomenica na svetčano otvaranje kralj. sveučilišta Franje Josipa I. u Zagrebu, prvoga hrvatskoga, dana 19. listopada 1874., Zagreb 1875, S. 48–50, 75, <https://digitalnezbirke.kg兹.hr/?pr=iiif.v.a&id=18456> [3. Juni 2025], S. 75: »Kako je postalo izvjestno, da će sveučilište u jeseni te godine stupiti u život, činjući, počam od mjeseca srpnja, sve potrebne priprave za svetčanu proslavu otvaranja. sveučilišta zajednički djelujući odbori akademicički i pravni.« – Zusammengefasst bei Jaroslav Šidak: Sveučilište do kraja prvoga svjetskog rata, in: Spomenica 1969 (wie Anm. 4), Bd. 1, S. 98–100.

7 Vgl. Spomenica 1875 (wie Anm. 6), S. 197–200. – Katarina Šimić Jagunić: Sveučilište u Zagrebu 1874–1910. godine i komparacija s drugim sveučilištima u Monarhiji (u Beču i Budimpeštu). Magistarski rad, Zagreb 2011, S. 33–34.

8 Das Verzeichnis der Gäste in Spomenica 1875 (wie Anm. 6), S. 78–79; abgedruckt sind zudem 16 Grußworte von Gästen beim Bankett von den Gästen (S. 114–123); die Hälfte der Gratulanten nutzte zumindest in Teilen ihrer Ansprachen das Lateinische.

9 Landesarchiv Schleswig-Holstein [im Folgenden LASH], Abteilung 47, Nr. 868, Blatt 141. – Dr. Jörg Rathjen, im Landes-

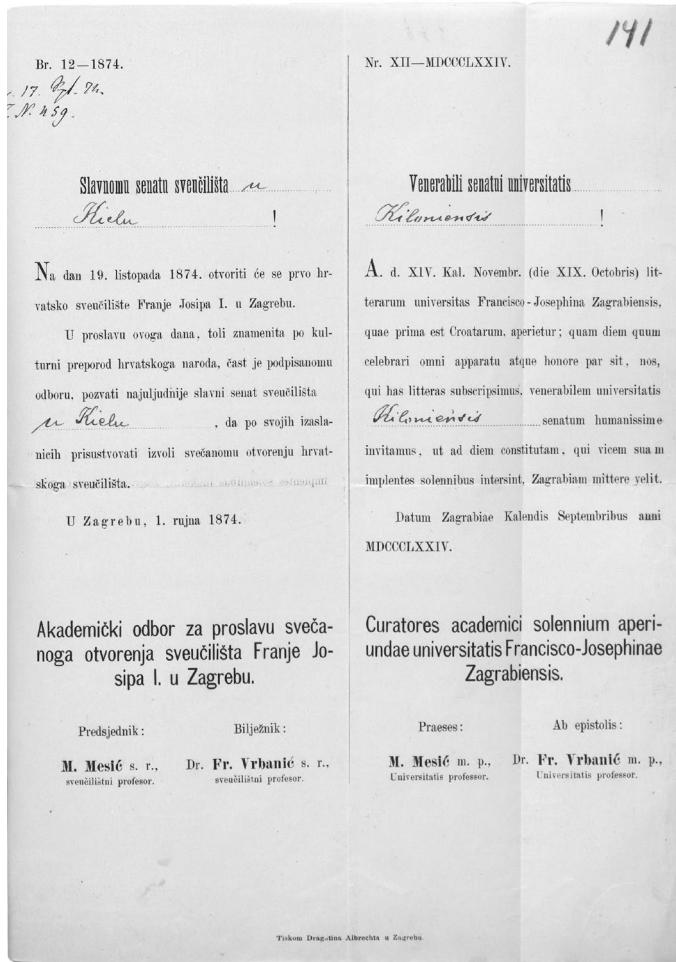


Abb. 1. Einladung zur Eröffnungsfeier, LASH, Abt. 47, No. 868, Bl. 141.

Der Brief war im Namen des »Akademischen Ausschusses zum Fest aus Anlass der feierlichen Eröffnung der Franz-Joseph-I.-Universität in Zagreb«<sup>10</sup> mit eingedruckten Buchstaben vom zukünftigen ersten Rektor, dem Historiker Matija Mesić, und dem Juristen Frano Urbanić unterschrieben. Es fällt ins Auge, dass sich der kroatische und der lateinische Text an einer Stelle inhaltlich klar unterscheiden. Das Syntagma *U proslavu ovoga dana, toli znamenita po kulturni preporeod hrvatskoga naroda*, »Zur Feier dieses Tages, der von so großer Bedeutung für die kul-

archiv zuständig für das dort liegende Universitätsarchiv, sei für die schnelle Ermittlung und Bereitstellung der für diesen Beitrag relevanten Archivalien gedankt.

<sup>10</sup> Auf Kroatisch im Brief: »Akademički odbor za proslavu svečanoga otvorenja sveučilišta Franje Josipa I. u Zagrebu«, auf Lateinisch: »Curatores academicci solennium aperiundae universitatis Francisco-Josephinae Zagradiensis.«

turelle Wiedergeburt des kroatischen Volkes ist«, hat im lateinischen Text keine Entsprechung, dort heißt es einfach: *quam diem quum celebrari omni apparatu atque honore par sit*, »da es gilt, diesen Tag mit aller Pracht und Ehre zu feiern«. Man kann sicher sein, dass niemand im damaligen Kiel den Unterschied bemerkt hat: Nur der kroatische Text betont die Bedeutung der Universität für den Aufbau der Nation.

Der Brief ist laut einem Vermerk oben links auf dem Blatt am 17. September 1874 in Kiel eingetroffen. Elf Tage später, am 28. September, wandte sich der Kieler Rektor Georg Karl Neuner, vom Fach her Jurist<sup>11</sup>, in einem in Kurrentschrift geschriebenen Rundschreiben *ad plenum*, an alle ordentlichen Professoren,<sup>12</sup> es sei eine Einladung »von der neu errichteten Franz-Joseph-Universität in Zágráb (kroatische Benennung für Agram) in Kroatien« zur Eröffnungsfeier am 19. Oktober eingetroffen. Neuner nutzte also den ungarischen Namen der Stadt im irrgen Glauben, das sei der kroatische. Aber niemand werde von der Einladung wohl Gebrauch machen, »weil sich keiner der Herrn Collegen zu einer so weiten Reise in ein außer-deutsches Land, zumal zu Anfang eines Semesters entschließen wird«, zudem gebe es auch keine entsprechenden Finanzierungsmöglichkeiten. Neuner fuhr fort:

»Dagegen wird ein Antwortschreiben zu erlassen sein, worin unter Danksagung für die ergangene Einladung und unter dem Bemerkten, daß wir zu unserem Bedauern derselben keine Folge geben können, das ebend. Konsistorium seine Glückwünsche zur Eröffnung der neuen Universität ausdrückt, und zwar in lateinischer Sprache, da in solcher auch die Einladung ergangen ist.«

Der Kollege Lübbert – Professor für lateinische Philologie – habe »ein Antwortschreiben in diesem Sinne« entworfen, das diesem Rundschreiben »mit dem Antrag der Genehmigung desselben zur Absendung« beigefügt sei.

Abschließend schrieb Neuner an das Kollegium, er habe sich auf der Post erkundigt, wie der Brief zu adressieren sei: »Zágráb s. Agram / Croatién«. Die Information der Post war korrekt. Denn entsprechend dem ungarisch-kroatischen Ausgleich von 1868 gehörte die Post ebenso wie das Eisenbahnwesen zu den »gemeinsamen Angelegenheiten« innerhalb der ungarischen Reichshälfte, und die ungarische Regierung bestand deshalb im Postverkehr auf der Nutzung der ungarischen Namen.<sup>13</sup>

---

11 Zu den im Wintersemester 1874/75 in Kiel tätigen Professoren und deren Fächern vgl. Verzeichniß der Vorlesungen, welche im Winterhalbjahre 1874–75 an der Königl. Christian-Albrechts-Universität zu Kiel gehalten werden sollen, Kiel 1874, [https://dibiki.ub.uni-kiel.de/viewer/image/PPN1025534204/65/LOG\\_0046/](https://dibiki.ub.uni-kiel.de/viewer/image/PPN1025534204/65/LOG_0046/) [28. Mai 2025].

12 LASH (wie Anm. 9), Abt. 47, Nr. 868, Bl. 140

13 Der österreichisch-ungarische Ausgleich von 1867 und der ungarisch-kroatische Ausgleich von 1868 schufen den bis Ende der Monarchie gültigen Verfassungsrahmen. Ersterer war strikt symmetrisch, letzterer asymmetrisch. Kroatien verfügte über Autonomie nur im Bereich von Polizeiwesen, Kultus und Justiz; vgl. Steindorff 2020 (wie Anm. 5), S. 122–123.

Die Unsicherheit in der Frage der Adressierung zeugt davon, wie vage die Kenntnisse der Kieler Kollegen vom Südosten Österreich-Ungarns waren. Eduard Lübbert hatte dem Konzept des lateinischen Briefes ein besonderes Anschreiben beigelegt, man solle auf jeden Fall »Agram« auf den Briefumschlag schreiben, denn die Adresse »Zagrabu« sei auf der Post gewiss unbekannt.<sup>14</sup> Er hatte also nicht verstanden, dass es sich im Fall des *Syntagma u Zagrebu* im kroatischen Text der Einladung um den Lokativ des kroatischen Stadtnamens Zagreb handelte.

Unter den weiteren Archivalien im Zusammenhang der Vorbereitung des Glückwunsches findet sich auch ein kleiner Zettel.<sup>15</sup> Hier überlegt Lübbert, ob »Zagrabu« vielleicht ein anderer Name für Agram oder ein Ort in der Nähe von Agram sei. Darunter hatte jemand, wahrscheinlich ein Postbediensteter, mit dickem Bleistift geschrieben, »Zágráb« sei der kroatische Name für Agram, wie man aus dem Poststempel auf dem Briefumschlag, in dem die Einladung lag, erkennen könne.

Der Mediziner Victor Hensen schlug in einer Anmerkung unterhalb von Neuners Rundschreiben vor, man solle doch erst »Agram« und dahinter »Zágráb« schreiben. Schließlich wies Rektor Neuner auf einem besonderen Blatt in Kurrentschrift darauf hin: »Die (mit lateinischen Buchstaben zu schreibende) Adresse auf dem Couvert lautet:« Dann folgt in lateinischen Buchstaben »An den Senat der Franz-Joseph-Universität zu Zágráb s. Agram (Kroatien).«<sup>16</sup>

Das Rundschreiben des Rektor *ad plenum*, dem die Einladung aus Zagreb und das Konzept für das Glückwunschschriften aus der Feder des Kollegen Lübbert beigelegt waren,<sup>17</sup> wurde nun an alle Ordinarien mit der Bitte um Billigung weitergereicht. Neben der Unterschrift des Rektors findet man insgesamt 18 Unterschriften aus allen vier Fakultäten; nur ein Name ist nicht zu entziffern. 18 Kollegen der insgesamt 37 ordentlichen Professoren sind nicht durch ihre Unterschrift vertreten – wahrscheinlich einfach, weil sie das Rundschreiben auf seinem Weg durch die Fakultäten gar nicht rechtzeitig erreicht hatte.

Der Gräzist Peter Wilhelm Forchhammer setzte seiner Unterschrift die Bemerkung hinzu, man solle auch die weite Entfernung und den Beginn des Wintersemesters erwähnen. Der Orientalist Georg Hoffman wies darauf hin, die Form *Kilionensis* sei falsch, es müsse *Kiliensis* oder *Kiloniensis* heißen. Die Zagreber hatten in ihrem Einladungsschreiben die bekanntere der korrekten Varianten genutzt. Offensichtlich aus dem lateinischen Namen für die Stadt Kiel ist auch der polnische Stadtname *Kilonia* abgeleitet. Wahrscheinlich wusste Lübbert die Finessen der lateinischen Adjektivierung des Stadtnamens noch nicht, da er erst am Anfang des Wintersemesters 1874/75 aus Gießen gekommen war, um den Lehrstuhl in Kiel zu übernehmen. Auf seiner Vorlage für das

<sup>14</sup> LASH (wie Anm. 9), Abt. 47, Nr. 868, Bl. 142. – Primär ist der slawische, damit auch kroatische Name Zagreb; daraus abgeleitet deutsch Agram, ungarisch Zágráb, italienisch Zagabria. – Erst in den vergangenen Jahrzehnten ist es im Deutschen üblich geworden, statt der deutschen Ableitung »Agram« die im Land selbst gebräuchliche Bezeichnung »Zagreb« zu verwenden.

<sup>15</sup> LASH, Ab. 47, Nr. 868, Zettel ohne Nummer zwischen Blatt 140 und 141.

<sup>16</sup> LASH, Abt. 47, Nr. 868, Bl. 144.

<sup>17</sup> LASH, Abt. 47, Nr. 868, Bl. 143.

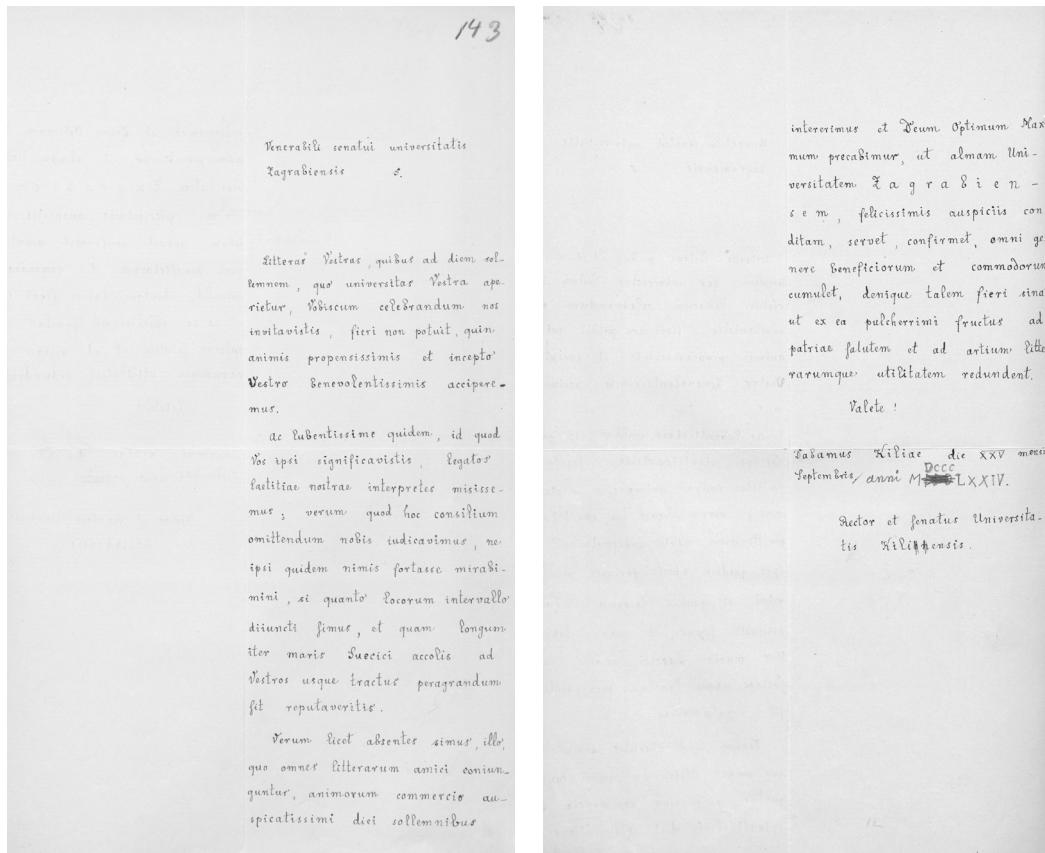


Abb. 2 und 3. Vorlage für das Glückwunschk schreiben der Universität Kiel. LASH, Abt. 47, No. 868, Bl. 143r sowie LASH, Abt. 47, No. 868, Bl. 143v.

Glückwunschk schreiben, die ebenso erhalten ist (Abb. 2. und 3.), sind die überflüssigen Buchstaben, wahrscheinlich von der Hand Forchhammers, durchgestrichen: *Kilonensis*.<sup>18</sup>

Die Reinschrift des Glückwunschk schreibens, die aus Kiel nach Zagreb versandt wurde, wurde zusammen mit zahlreichen anderen Glückwünschen aus ganz Europa in dem Band *Spomenica na svetčano otvaranje kralj. sveučilišta Franje Josipa I. u Zagrebu, prvoga hrvatskoga, dana 19. listopada 1874* (Buch zur Erinnerung an die feierliche Eröffnung der Franz-Joseph-Universität in Zagreb, der ersten kroatischen, am 19. Oktober 1874) abgedruckt. Der Band erschien im Jahr nach der Feier.<sup>19</sup> Aus dem Abdruck der Reinschrift ist zu ersehen, dass

18 LASH, Abt. 47, Nr. 868, Bl. 143-143v.

19 Spomenica 1875 (wie Anm. 6), S. 148. Diese Publikation gab den Anlass zur Anfrage im Landesarchiv Schleswig-Holstein, ob es im dort verwahrten Kieler Universitätsarchiv Unterlagen zu diesem Vorgang gibt.

Forchhammers Vorschlag, auf den Anfang des Wintersemesters zu verweisen, nicht berücksichtigt worden ist; hingegen die Korrektur der Adjektivierung Stadtnamens ist durchgeführt: Jetzt steht eine der korrekten Varianten: *Kiliensis*.

Entsprechend dem Vorschlag von Rektor Neuner bestätigten Rektor und Senat der Kieler Universität in ihrem Glückwunschschreiben den freudigen Empfang der Einladung zur Feier. Wie es in der Antwort heißt, hätten sie sehr gerne *laetitiae nostrae interpretes*, »Übermittler unserer Freude«, geschickt, aber schließlich sei man zu dem Schluss gelangt, man müsse von diesem Plan Abstand nehmen. Man bitte um Verständnis dafür, aber *maris Suecici accolis*<sup>20</sup>, »für Anwohner des schwedischen Meeres«, sei der Weg doch sehr weit.

Des Weiteren heißt es:

»Zwar abwesend, werden wir dort, wo alle Freunde der Wissenschaft zusammenkommen, durch geistigen Austausch den Feierlichkeiten dieses höchst glücklichen Tages beiwohnen und den allgütigen hoherhabenen Gott bitten, er möge die fruchtbringende Universität in Zagreb, die unter glücklichsten Vorzeichen gegründet wurde, bewahren und festigen, sie mit aller Art von Wohltaten und Vergünstigungen überhäufen. Schließlich möge er sie so werden lassen, dass aus ihr die schönsten Früchte zum Heil des Vaterlandes und zum Nutzen von Kunst und Wissenschaft reichlich hervorgehen.«<sup>21</sup>

Im Vergleich zu manchen Glückwunschschreiben anderer Universitäten ist dieser Brief relativ kurz und inhaltlich bescheiden, aber dennoch ist auch hier klar gesagt, was die Gründung der Universität nach damaligen Maßstäben bedeutete. Die neue Universität wurde sogleich als gleichberechtigt in die große Gemeinschaft von Universitäten von Frankreich bis ins Russische Reich, von Skandinavien bis Italien aufgenommen.

Wie man auch an den Glückwünschen aus Kiel sieht, spielte Latein eine große Rolle als neutrale *lingua franca* der Wissenschaft. Von 56 Glückwünschen sind 19 auf Latein verfasst, sieben haben einen lateinischen Abschnitt am Anfang oder am Ende neben einem anderen Textteil in der Nationalsprache. Die anderen Grüße bedienen sich der jeweiligen Nationalsprache in der Hoffnung und Erwartung, dass sie der Empfänger versteht oder sich Kenner dieser Sprache in Zagreb finden.

---

20 »*maris Sueciei accolis*«. – Es überrascht, dass der Schreiber nicht den üblichen Terminus *mare Balticum* verwendet. Vielleicht wollte er damit nicht nur die große Entfernung hervorheben, sondern auch betonen, dass das Meer bei Kiel seit 1864 kein dänisches Meer war.

21 »*Verum licet absentes simus, illo, quo omnes litterarum amici coniunguntur, animorum commercio auspiciatissimi diei sollemnibus intererimus et Deum Optimum Maximum precabimur, ut aliam Universitatem Zagrabensem, felicissimis auspiciis conditam, servet, confirmet, omni genere beneficiorum et commodorum cumulet, denique talem fieri sinat, ut ex ea pulcherrimi fructus ad patriae salutem et ad artium litterarumque utilitatem redundant.*«

Vertreten sind neben dem Latein – aufgezählt in alphabetischer Reihenfolge – Dänisch, Deutsch, Französisch, Italienisch, Polnisch, Russisch, Slowenisch, Spanisch, Tschechisch und Ungarisch. Nur einmal wird Französisch im Sinne einer internationalen Sprache genutzt, und zwar im Brief der Universität Kopenhagen neben Abschnitten in Dänisch und Latein.<sup>22</sup> Es überrascht, dass es keinen einzigen Glückwunsch aus dem Vereinigten Königreich gibt.

Mit der Anrufung Gottes um Beistand bleiben die Kieler Glückwünsche wie auch viele andere in der Tradition religiöser Begründung. Dieser göttliche Beistand erweise sich nach den Worten des Kieler Grußes in einer soliden materiellen Grundlage und im Rückhalt durch Staat und Gesellschaft.

## Die Universität: für den Staat und vor allem für die Nation

An der Kieler Grußadresse interessiert vielleicht am meisten, was über den zweifachen Zweck der Gründung der Universität gesagt ist, nämlich dass aus ihr *pulcherrimi fructus ad patriae salutem et ad artium litterarumque utilitatem*, »die schönsten Früchte zum Heil des Vaterlandes und zum Nutzen von Kunst und Wissenschaft« reichlich hervorgehen.<sup>23</sup> Und unter diese Früchte gilt es, auch die Historiographie zu rechnen.

Das Syntagma *ad patriae salutem* ist hier mit »zum Heil des Vaterlandes« übersetzt. Aber um welches Vaterland geht es? Die Ambivalenz ist wohl beabsichtigt: *patria* im Sinne Kroatiens und der kroatischen Nation und zugleich im größeren Rahmen der ganzen Österreichisch-Ungarischen Monarchie. Noch klarer kommt das im Trinkspruch des Gasts aus Berlin auf dem Bankett im Kasino, des Prorektors und angesehenen Juristen Rudolph Gneist<sup>24</sup>, zum Ausdruck. Er sprach auf Deutsch, die Universität diene als

»eine Stätte, aus welcher vor Allem die gelehrten und Volksschulen Ihres Landes zu gründen und zu nähren sind, um ein harmonisches Ganzes aus der Nation zu bilden. – Eine Stätte, welche durch Werke des Friedens die grosse europäische Culturaufgabe der vereinigten Monarchie zu vollenden bestimmt ist.«<sup>25</sup>

Diese Ambivalenz zwischen Monarchie und Nation betraf auch die Aufgaben der Geschichtswissenschaft. Wie im Gesetz über den Aufbau der Universität Zagreb vom 5. Januar 1874 vorgesehen, wurden zwei Lehrstühle für Geschichte errichtet, der eine *za poviest obću*, »für allgemeine

22 Vgl. Spomenica 1875 (wie Anm. 6), S. 129–167.

23 Aus dieser Passage in Übersetzung ist die Überschrift dieses Beitrages genommen.

24 Gelegenheit zu Grußworten war während des Banketts gegeben, vgl. Spomenica 1875 (wie Anm. 6), S. 198.

25 Spomenica 1875 (wie Anm. 6), S. 118.

Geschichte«, der andere *za poviest hrvatsku s osobitim obzirom na austrijsku i ugarsku poviest*, »für kroatische Geschichte mit besonderer Berücksichtigung der österreichischen und ungarischen Geschichte«.<sup>26</sup> Die kroatische Geschichte wurde damit in den Rahmen des Gesamtstaates gestellt. Dieser Akzent war nicht von Anfang an so vorgesehen.

In der Eingabe des *Sabor*, des kroatischen Landtages, an den Monarchen vom 29. Dezember 1866, er möge die Gründung einer Universität billigen, war noch ein Lehrstuhl für die ›Geschichte des dreieinigen Königreiches mit Berücksichtigung der benachbarten südslawischen Länder‹ vorgesehen.<sup>27</sup> Derzeit ist unklar, in welchem Kontext es zur Änderung der Denomination zu Lasten der südslawischen Projekte und zum Nutzen des bestehenden staatlichen Rahmens kam. Im Vorschlag des Landtagsausschusses für den *Gesetzesartikel über die Gründung einer Universität in der Hauptstadt Zagreb* vom 11. März 1869 wie auch im vom Monarchen dann sanktionierten und am 10. April 1869 im Landtag verlesenen Gesetzesartikel ist nur allgemein davon die Rede, es sollten »diejenigen Lehrstühle, die mit der Fakultätslehre in engerem Bund stehen, nämlich philosophische, historische und philologische«, eingerichtet werden.<sup>28</sup> Aber auch hier finden sich Unterschiede in den Perspektiven: Während in der Begründung des Landtags für den Gesetzesartikel von den kulturellen Errungenschaften *u našem narodu*, »in unserem Volk«, und von den zukünftigen Bedürfnissen der Nation die Rede ist,<sup>29</sup> nennt der Monarch als Begründung für die Sanktionierung des Gesetzesartikel: »damit wir den geistigen Fortschritt der uns lieben Königreiche Kroatien und Slawonien fördern«.<sup>30</sup> Er geht also vom staatsrechtlichen Rahmen mit klaren Grenzen innerhalb des ungarischen Reichsteils der Monarchie aus und vermeidet damit jegliche Konnotation im Sinne nationaler Identitätsstiftung.

Eine andere Sache ist es, wenn man auf das zukünftige Wirken der Südslawischen Akademie der Wissenschaften und Künste und der Universität blickt. Hier hat sich die Selbstidentifikation als nationale Einrichtung als viel stärker erwiesen gegenüber der Identifikation mit der Monarchie in ihrer Gesamtheit. Gerade die Lehrstühle für Geschichte haben die ihnen gestellte

26 Spomenica 1875 (wie Anm. 6), S. 59. Vgl. auch: Zakonski članak Sabora Kraljevina Dalmacije, Hrvatske i Slavonije od 5. siječnja 1874. ob ustrojstvu Sveučilišta Franje Josipa I u Zagrebu, in: Spomenica 1969 (wie Anm. 4), Bd. 1, S. 341–356, hier S. 349.

27 Spomenica 1875 (wie Anm. 6), S. 25: »poviest trojedne kraljevine sa obzirom na susjedne zemlje jugoslavenske«. – »Dreieiniges Königreich« mit den historischen Landesteilen Kroatien, Slawonien und Dalmatien, wobei Dalmatien nur deklarativ in der Intitulatio erscheint. Es gehörte von 1815 bis 1918 zum österreichischen Reichsteil, während Kroatien-Slawonien zum ungarischen Reichsteil gehörte.

28 Spomenica 1875 (wie Anm. 6), S. 37 u. 41 gleichlautend »one stolice učiteljske, koje su sa fakultetnim naukom u užem savezu, naime filosofičke, historičke i filologičke«.

29 Spomenica 1875 (wie Anm. 6), S. 38. – Hier werden als bisherige wichtigste Erfolge die Gründung der Kulturgesellschaft »Matica Ilirska«, wörtlich »Illyrische Bienenkönigin«, 1842 und der Südslawischen Akademie der Wissenschaften und Künste 1867 genannt. Erstere wurde am 29. November 1874, kurz nach der Universitätsgründung, in »Matica hrvatska«, »Kroatische Bienenkönigin«, umbenannt und besteht unter diesem Namen noch heute.

30 Spomenica 1875 (wie Anm. 6), S. 41: »da promaknemo duševni napredak milih nam kraljevina Hrvatske i Slavonije«. Außerdem erscheint der Name Dalmatien nicht (vgl. Anm. 26)!

Hauptaufgabe erfolgreich gemeistert, nämlich im Einklang mit den universal gültigen Methoden und Grundsätzen des Faches und im Austausch mit den Historiographien anderer Länder ein Narrativ der kroatischen Geschichte aufzubauen und zu pflegen – eben das Narrativ, das in seinen Grundstrukturen noch heute als anerkannt gilt.

Es überrascht dabei, in welch großem Maße die damaligen programmatischen Reden auf die Rolle der Universität beim Ausbau der eigenen Nation konzentriert waren, wie wenig die Rolle der Universität innerhalb der Monarchie angesprochen ist. So war in der oben erwähnten Rede von Bischof Strossmayer im Landtag 1861, in der er sich für die Gründung der Universität als Vorbedingung wissenschaftlicher Arbeit in der Nationalsprache einsetzte,<sup>31</sup> in der Rede des katholischen Geistlichen, Historikers und Kulturpolitikers Franjo Rački aus Anlass der Eröffnung der Akademie in Zagreb 1867<sup>32</sup> und in der Rede des ersten Rektors, des Historikers Matija Mesić, bei der Eröffnung der Universität 1874<sup>33</sup> dies noch ganz anders.

Nach den Worten von Mesić war die Eröffnung der Universität ständeübergreifend ein großer Tag »für das ganze kroatische Volk«. »Die kroatische Jugend [...] ist in großem Maße fähig zu Bildung und Bildungsarbeit.«<sup>34</sup> Dabei ist die Aufgabe der Universität weiterhin ähnlich gedacht wie bei Strossmayer 1861 und Rački 1867: Das neue aufgeklärte Leben soll auch »die diejenigen unserer hier im slawischen Süden lebenden Stammesgenossen erleuchten, die durch unglückliche Zeitumstände, doch nicht durch ihre Schuld in ihrer Entwicklung zurückgeblieben sind.«<sup>35</sup> Hier ist offensichtlich an die Gebiete unter osmanischer Herrschaft, vor allem Bosnien-Herzegowina, gedacht.

Auch der Guest aus Berlin, Rudolph Gneist, schrieb in seinem Grußwort der Österreichisch-Ungarischen Monarchie und ihren Völkern eine zivilisatorische Mission für die Gebiete unter osmanischer Herrschaft zu:

---

31 Juraj Strossmayer: Govor J. J. Strossmayera u Hrvatskom saboru od 29. travnja 1861., in: Spomenica 1969 (wie Anm. 4), Bd. 1, S. 336–340.

32 Franjo Rački: Besjeda predsjednikova, in: Rad JAZU 1 (1867), S. 44–53, <http://urn.nsk.hr/urn:nbn:hr:275:099580>. – Die Rede erschien wegen ihrer nationalen Programmatik auszugweise in französischer Übersetzung bei Louis Léger: *Le monde slave: Études politiques et littéraires*, Paris 1897, S. 70–73, <https://archive.org/details/lemondeslavetu-00legeuoft/page/72/mode/2up> [2. Juni 2025].

33 Matija Mesić: Govor prvog rektora M. Mesić prilikom otvorenja Sveučilišta 19. listopada 1874, in: Spomenica 1969 (wie Anm. 4), Bd. 1, S. 357–374.

34 Mesić 1874 (wie Anm. 33), S. 357: »*vaskoliki hrvatski narod*«; S. 372: »*Mlađež je hrvatska [...] u velikoj mjeri sposobna za naobrazbu i prosvjetnu radnju*«.

35 Mesić 1874 (wie Anm. 33), S. 372: »*obasjati i one suplemenika naših, ovdje na jugu slovinskom prebivajućih, koji su ne-sgdom vremena, a ne krivnjom svojom zaostali u svom razvitku*«, ähnlich Strossmayer 1861 (wie Anm. 31), S. 340–341. – Rački 1867 (wie Anm. 32), S. 47 u. 53. – Auch Luetić 2002 (wie Anm. 3), S. 33 betont diesen Aspekt in der Rede von Mesić.

»Von dieser stolzen Bergfeste wird wiederum ein tapferes treues Volk die Segnungen christlicher Cultur und milderer Sitte weiter und weiter tragen nach Osten und Süden. Auch die Mehrheit der Sprachen ist dieser Aufgabe kein Hinderniss, wenn sie getragen wird vom Geiste der wahren Wissenschaft, vom allbefruchtenden Einfluss der classischen Sprache und Cultur.«<sup>36</sup>

Rektor Mesić erwähnte in seiner Ansprache ein einziges Mal den Gesamtstaat:

»Diese unsere Universität ist so eingerichtet und aufgebaut, wie die Universitäten Mitteleuropas und insbesondere die Universitäten unserer Monarchie aufgebaut sind,<sup>37</sup> demnach hat sie auch den gleichen Zweck wie diese: Sie soll wahre Wissenschaft pflegen und zuverlässige Wissensbestände hervorbringen, und daneben soll sie, ohne dass dabei diese ersten Aufgaben Schaden nehmen, ihre Schüler für bestimmte Berufe befähigen, für die man eine höhere wissenschaftliche Bildung erwartet.«<sup>38</sup>

Außer der einmaligen Nennung des Staates, »der Monarchie«, geht es bei allen anderen Erwähnungen um das Verhältnis zwischen Nation und dem Monarchen selbst. Dieser hatte nach den Worten von Mesić damit, dass er 1866 im Grundsatz die Vorbereitung der Universitätsgründung billigte, »den geistigen Fortschritt unseres Volkes« vorangetrieben, »wobei er insbesondere wollte, dass er diesem eine organische Entwicklung des gesamten kulturellen Lebens ermögliche.« Zum Schluss dankte Mesić

»dem König und Herrscher Franz Joseph I., der in seiner väterlichen Fürsorge für den Fortschritt der ihm treuen und ergebenen Nation mit seinem erhabenen Wort aussprach:

---

36 Spomenica 1875 (wie Anm. 6), S. 118.

37 Der Aufbau der neuen Universität in Zagreb folgte dem Aufbau der österreichischen Universitäten auf der Grundlage der 1849/50 durchgeführten Reformen unter Minister Leo von Thun und Hohenstein, die viel gemeinsam hatten mit den Reformen in Preußen und anderen deutschen Staaten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Während die Funktion der Universitäten vorher auf die Unterweisung und auf die Vorbereitung für bestimmte Berufe konzentriert war, war nun das Ziel die Verwissenschaftlichung des Lehrbetriebes unter der Prämisse der Freiheit von Lehre und Forschung. Vgl. Christof Aichner und Brigitte Mazohl: »Für Geist und Licht! ... Das Dunkel schwand!« Die Thun-Hohensteinschen Universitätsreformen, in: Die Thun-Hohenstein'schen Universitätsreformen 1849-1860. Konzeption, Umsetzung, Nachwirkungen, hg. v. Christof Aichner und Brigitte Mazohl, Wien 2017, S. 13-27, hier S. 18-19, <https://doi.org/10.7767/9783205205524-002>. Ähnlich mit Bezug auf Kiel Karl Jordan: Geschichtswissenschaft, in: Geschichte der Philosophischen Fakultät. Teil 2. Hg. v. Karl Jordan und Erich Hoffmann (Geschichte der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel 1665-1965, Bd. V,2), Neumünster 1969, S. 7-101, hier S. 62 u. 65.

38 Mesić 1874 (wie Anm. 33), S. 370: »To je naše sveučilište onako uređeno i ustrojeno, kao što su ustrojena sveučilišta srednje Evrope, a poime (poimenice) sveučilišta naše monarkije, te prema tomu imade i svrhu i s njimi jednaku: da goji pravu znanost i uzgaja valjane značaje, a uza to, da bez uštrba te svoje prve zadaće usposabljuje svoje učenike za njeka zvanja, za koje se hoće više znanstveno obrazovanje.«

Hier im slawischen Süden, in seinem dazu berufenen und befähigten Land sollen großartige Tempel der Wissenschaft, die nach seinem Namen benannt sein sollen, entstehen.«<sup>39</sup>

Die Kieler Professoren hatten in ihrem Glückwunschschriften neben die Früchte der Arbeit der Universität für das Heil des Vaterlandes auch die Früchte »zum Nutzen von Kunst und Wissenschaft« genannt.<sup>40</sup> Ähnliche Formulierungen begegnen in der Rede von Rektor Mesić, in anderen Glückwunschschriften und in Ansprachen beim Bankett. Stets geht es um die Universalität von Wissenschaft und wissenschaftlicher Erkenntnis. Wie Mesić sagt, sei er Rektor im »Heiligtum der Wissenschaft und der Geistesarbeit« geworden. »Da die Wissenschaft nicht die Besonderheit eines Volkes ist, vielmehr allgemeiner Schatz der ganzen Menschheit, wird unsere Universität auf großen Resultaten aufbauen [...]. Allerdings wird es dabei die besondere Aufgabe der Gelehrten sein, sich dem individuellen Charakter und Wesen seines Volkes zuwenden [...].«<sup>41</sup>

Die Kollegen aus Graz hoben in ihrem auf Deutsch verfassten Gratulationsschriften hervor: »Denn wie die Wissenschaft keine räumlichen Grenzen kennt, so sind auch ihre Pflegestätten nicht der Nation, die sie geschaffen, sondern der civilisirten Menschheit eigen.«<sup>42</sup>

Als ob alle diese damaligen Überlegungen über die zweifache Aufgabe der Universität zusammengefasst sind in dem bekannten Essay von Carl Jaspers *Die Idee der Universität* aus dem Jahr 1923:

»Die Universitäten als Institutionen sind staatliche Anstalten oder, wenn sie private Stiftungen sind, doch immer einer Nation angehörig. Die Universität ist immer, wo sie wirklich ist, Ausdruck eines Volkes. Sie erstrebt Wahrheit, sie will Allgemeingültiges erkennen, sie will der Menschheit dienen, Menschentum schlechthin repräsentieren. Humanitas – wie oft und tief auch die Bedeutung dieses Begriffs sich gewandelt hat – ist zu ihrem Wesen gehörig. Darum ist zwar jede Universität eine zu einem Volk gehörige nationale, aber sie strebt darüber hinaus gerade Übernationales zu erfassen und zu verwirklichen.«<sup>43</sup>

<sup>39</sup> Mesić 1874 (wie Anm. 33), S. 369: »duševni napredak našega naroda, hoteći navlastito, da mu osigura organički razvoj cjelokupnoga kulturnoga života; S. 373: kralju i vladaru Franji Josipu I., koji je u svojoj otčinskoj brizi za napredak vjernog si i odanoga naroda uvišenom rieči svojom izrekao: da se ovdje na jugu slovenskom, a u zemlji Njegovoj za to zvanoj i sposobnoj, podignu velebni hramovi znanosti, koji se Njegovim imenom ozvati imaju.«

<sup>40</sup> Ganz ähnlich in dem auf Deutsch verfassten Glückwunschschriften aus Greifswald, nur in anderer Reihenfolge: »im Dienste der Wissenschaft und des Vaterlandes«, Spomenica 1875 (wie Anm. 6), S. 141. – Die Erwähnung auch der Kunst neben der Wissenschaft im Kieler Schreiben ist eine Ausnahme in der Reihe der vielen Glückwünsche!

<sup>41</sup> Mesić 1874 (wie Anm. 33), S. 357: »u tom svetištu znanosti i umnoga rada; S. 370: Nebudući nauka osebinom jednoga samo naroda, nego obćenitom blagom svega ljudstva, gradit će naše sveučilište na velikih rezultatih [...]. Nu pri tom će ipak osobitom zadaćom biti umnikom, da se osvrću na individualnu narav i čud naroda svoga [...].«

<sup>42</sup> Spomenica 1875 (wie Anm. 6), S. 140.

<sup>43</sup> Karl Jaspers: *Die Idee der Universität* [1923], in: Karl Jaspers: *Schriften zur Universitätsgeschichte*, hg. v. Oliver Him-

## Historische Seminare in Kiel und in Zagreb

Kehren wir noch einmal nach Kiel zurück: Seit der Gründungszeit der Universität 1665 gab es im Rahmen der Philosophischen Fakultät einen Lehrstuhl für Geschichte. Ab 1840 bestanden zwei Lehrstühle, anfangs ohne weitere Spezifizierung der Denomination. Ab 1866 war einer der Lehrstühle ausdrücklich für »Alte Geschichte«, nämlich die Antike, vorgesehen. Anders als in Zagreb mit der dortigen Differenzierung nach Nationalgeschichte oder Geschichte des eigenen Staates einerseits und allgemeiner Geschichte andererseits erfolgte die Differenzierung in Kiel nach Epochen. Zwar war die Regionalgeschichte Schleswig-Holsteins stets ein in Lehre und Forschung an der Christiana Albertina präsentes Thema gewesen, aber ein regional definierter Lehrstuhl, die »Professur für Schleswig-Holsteinische Geschichte, Nordische- und Reformationsgeschichte«, wurde bekanntlich erst 1924 eingerichtet.<sup>44</sup> Im Jahr der Einrichtung der Lehrstühle in Zagreb 1874 war Christian August Volquardsen Professor für Alte Geschichte, und er hatte durch seine Unterschrift auf dem Rundschreiben von Rektor Neuner die Versendung des Glückwunschkreibens nach Zagreb mitgebilligt. Es fehlt auf dem Rundschreiben die Unterschrift von Volquardsens Kollegen Carl Schirren, der erst in diesem Semester den Lehrstuhl für mittelalterliche und neue Geschichte übernehmen sollte.<sup>45</sup>

Ende 2022 wurde in Kiel der 150. Jahrestag der Gründung des Historischen Seminars gefeiert.<sup>46</sup> – Noch bevor Seminare Einrichtungen innerhalb der Fakultät wurden, bildeten sie neben der klassischen frontalen Vorlesung eine besondere Art des Unterrichtes, für die man auch die Bezeichnung ›Übung‹ nutzte. Das Kieler Seminar wurde 1872 auf Initiative des damaligen Professors für mittelalterliche und neuere Geschichte Rudolf Usinger gegründet, der die Institution des Seminars schon an seiner vorigen Wirkungsstätte Greifswald kennengelernt hatte. Im handgeschriebenen Statut von 1872 heißt es: »§ 1 Das historische Seminar hat den doppelten Zweck, in die Methode der kritischen Geschichtsforschung einzuführen und künftige Lehrer an höheren Schulen für den Unterricht im historischen Fach vorzubereiten.« Parallel

---

mel (Karl Jaspers. Gesamtausgabe Bd. 1/21), Basel 2016, S. 1–67, hier S. 65–66. – Mit Blick auf die Gegebenheiten in Deutschland seit der Reichsgründung 1871 geht Jaspers von der Prämisse des verwirklichten Nationalstaates aus.

44 Vgl. Jordan 1969 (wie Anm. 37), S. 44 u. 60. – Oliver Auge: Vom Grenzkampf bis zu globalen Bezügen in der Geschichte Schleswig-Holsteins. Landes- und Regionalgeschichte an der CAU, in: Impulse der Kieler Geschichtsforschung einst und heute für die deutschsprachige Geschichtswissenschaft. Zum 150-jährigen Bestehen des Historischen Seminars der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, hg. v. Oliver Auge und Gerald Schwedler, Kiel 2022, S. 147–181, hier S. 153–158, <https://doi.org/10.38072/978-3-928794-80-0/p7>.

45 Carl Schirren stammte aus Estland, damals innerhalb des Russischen Reiches. Da er sich politisch unbeliebt gemacht hatte, verlor er 1869 seine Professur in Dorpat (estn. Tartu) und emigrierte mit seiner Familie nach Deutschland, zuerst nach Dresden, dann 1874 nach Kiel. Vgl. Jordan 1969 (wie Anm. 37), S. 69–71.

46 Aus diesem Anlass erschien eine Kollektivmonographie, die sich allerdings nur in der Einleitung kurz der Gründung des Seminars widmet. Der größte Teil der Beiträge ist dem Wirken der einzelnen Abteilungen und Professuren gewidmet, wie beispielsweise Ludwig Steindorff: Osteuropäische Geschichte an der Christian-Albrechts-Universität, in: Auge/Schwedler 2022 (wie Anm. 44), S. 233–256, <https://doi.org/10.38072/978-3-928794-80-0/p10>.

zu den Lehrstühlen hatte das Seminar zwei Abteilungen, eine für alte und eine »für moderne Geschichte« (§ 2). Im gedruckten Statut von 1882 heißt es stattdessen »neuere Geschichte«, faktisch beim Zuschnitt der Professuren auch die mittelalterliche Geschichte umfassend. In jeder Abteilung sollten bei den in der Regel wöchentlichen Treffen »wissenschaftliche Untersuchungen angestellt werden. Außerdem wird durch Vorträge, welche auch unabhängig von den regelmäßigen Uebungen stattfinden können, der praktischen Ausbildung für den künftigen Geschichtsunterricht gleichfalls Rechnung getragen werden (§ 6, Abs. 1).«

»Nach Übereinkunft der beiden Dirigenten« konnten die besten Leistungen mit insgesamt 100 Taler in einem Semester ausgezeichnet werden. Ein Student durfte in einem Semester maximal 50 Taler erhalten (§ 7).<sup>47</sup> Laut Statut von 1882 hatte jeder Professor seine eigenen Mittel für Auszeichnungen. Die bisherige Praxis der Entscheidung in Absprache hatte aller Wahrscheinlichkeit nach zu Verstimmungen geführt. 1884 wurden solche Auszeichnungen in ganz Preußen abgeschafft.

Wie man aus den Vorlesungsverzeichnissen ersehen kann, boten die Kieler Professoren ab dem Wintersemester 1872/73 regelmäßig neben den Vorlesungen ein Seminar an. Laut Statut von 1882 verfügte das Seminar über Mittel zum Aufbau einer eigenen Bibliothek, erstmals wurden dafür 1875 Mittel bereitgestellt.<sup>48</sup>

Fast gleichzeitig mit der Seminargründung in Kiel 1872 sprach man auch in Zagreb schon im Vorfeld der Universitätsgründung über die Notwendigkeit, ein Seminar zu organisieren. Der Gesetzgebungsausschuss des *Sabor* nahm am 11. September 1872 den Vorschlag des Unterausschusses für Schulwesen unter dem Vorsitz des oben erwähnten Franjo Rački an, wie die neue Universität zu organisieren sei. Dort wurde unter anderem verlangt: »Eine vollständige philosophische Fakultät mit Seminaren für die Lernenden ist auch für die Aufzucht von Lehrern an Mittelschulen im Vaterland notwendig.«<sup>49</sup>

Auf der Sitzung des *Sabor* am 22. September desselben Jahres kam Rački noch einmal auf den Aufbau der Universität zurück und verwies darauf, die neugegründete Universität in Straßburg sei in eine philosophische Fakultät im engeren Sinne und in eine mathematisch-

---

47 Handschriftlicher Text des Statuts von 1872: LASH (wie Anm. 9), Abt. 47, Nr. 1835, Bl. 4r-4v. – Text des Statuts von 1882: Reglement für das historische Seminar an der Königlichen Universität zu Kiel. 1882, in: Centralblatt für die gesammte Unterrichtsverwaltung in Preußen. Berlin 1882, S. 533, <https://mdz-nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bvb:12-bsb11681879-7>.

48 Zum ganzen Kontext vgl. Jordan 1969 (wie Anm. 37), S. 40, 63 u. 65.

49 Spomenica 1875 (wie Anm. 6), S. 44: »Podpun mudroslovni fakultet sa sjemeništi za pripravnike nužan je i za uzgoj učitelja za srednje škole u domovini.« – Rački gebraucht hier für Seminar, lateinisch seminarium im Sinne von »Pflanzstätte«, die kroatische Lehnübersetzung *sjemenište*. Das hat sich nicht durchgesetzt. *Sjemenište* ist im modernen Kroatischen die Bezeichnung nur für das Priesterseminar, ansonsten verwendet man das Fremdwort »seminar«. – »U domovini« ließe sich statt »im Vaterland« auch mit »in der Heimat« übersetzen.

naturwissenschaftliche aufgeteilt.<sup>50</sup> So eine Aufteilung wurde in Zagreb 1946 realisiert,<sup>51</sup> in Kiel erst 1963!<sup>52</sup> – Auf alle verschiedenen Vorschläge antwortete der Jurist Pavao Muhić in seiner Eigenschaft als Regierungsvertreter und Vorsteher der Abteilung für Kultus und Unterricht bei der Landesregierung abschließend, man müsse sich an den sanktionierten Gesetzesartikel über den Aufbau der Universität vom 8. April 1869 halten.<sup>53</sup> Und dabei blieb es.

Erst 1886 wurden an der Philosophischen Fakultät in Zagreb Seminare eingerichtet: für ›Klassische Philologie‹, für ›Allgemeine und österreichisch-ungarische Geschichte, insbesondere für kroatische Geschichte und Hilfswissenschaften‹, für ›kroatische Sprache und Mathematik‹. Die Begründung, die sich in der im Jahr 1900 veröffentlichten Gedenkschrift aus Anlass des 25-jährigen Bestehens der Universität Zagreb findet, ähnelt sehr derjenigen aus Kiel für das Historische Seminar 1872: »Der Zweck von Seminaren ist, die Mitglieder des Seminars durch praktische Übungen einzuweisen und hinzuführen zu selbständiger wissenschaftlicher Arbeit und sie so zu befähigen, als treffliche Gymnasiallehrer zu wirken.«<sup>54</sup>

Die Einrichtung der zwei Lehrstühle für Geschichte mit spezifizierten Denominationen und die spätere Seminagründung fügten sich dabei ein in den damaligen Trend zur Professionalisierung der Historiographie und zum Aufbau entsprechender Institutionen.

Die Gründung der Universität Zagreb als Ganzes diente zum einen als Beitrag zur Modernisierung von Staat und Gesellschaft im Rahmen des bestehenden politischen Systems. Zum anderen wirkte die neue Universität mit Lehre und Forschung in der Nationalsprache als wichtiger Faktor für die Affirmation der kroatischen Nation, und hierbei kam gerade der Geschichtswissenschaft eine zentrale Aufgabe zu.<sup>55</sup>

---

50 Spomenica 1875 (wie Anm. 6), S. 47. – Das war nicht ganz korrekt. Sehr wohl bestanden weiterhin nur theologische, juristische, medizinische und philosophische Fakultät, letztere war jedoch in zwei Abteilungen geteilt: »a) *Humanistische Abteilung* i b) *Mathematisch-naturwissenschaftliche Abteilung*«, vgl. Amtliches Verzeichniss des Personals und der Studirenden der Universität Strassburg für das Sommer-Halbjahr 1874, Strassburg 1874, S. 6-7, <https://mdz-nbn-re-solving.de/urn:nbn:de:bvb:12-bsb11184308-6>. – So wurde es auch in Zagreb entsprechend dem Gesetz über den Aufbau der Universität von 1874 gehandhabt: »D. Na mudroslavnom fakultetu I. Odjela filosofičko-historičkoga [...] II. Odjela mat. Prirodoslovnoga«, »An der Philosophischen Fakultät I. An der philosophisch-historischen Abteilung [...] II. An der mathematisch naturwissenschaftlichen Abteilung«: Spomenica 1875 (wie Anm. 6), S. 59. – Zakonski članak 1874 (wie Anm. 26), S. 349-350.

51 A. Milušević, H. Sirotković und Sl. Lang: *Sveučilište od oslobođenja do uvođenja društvenog upravljanja (1945-1954)*, in: Spomenica 1969 (wie Anm. 4), Bd. 1, S. 185-239, hier S. 191-192. – Luetić 2002 (wie Anm. 3), S. 83-84.

52 Vgl. Jordan 1965 (wie Anm. 37), S. 61.

53 Spomenica 1875 (wie Anm. 6), S. 48.

54 Spomenica o 25-godišnjem postojanju Sveučilišta Franje Josipa I. u Zagrebu, hg. v. Akademički senat Kr. sveučilišta, Zagreb 1900, S. 16 u. 52, <https://digitalnebirke.kgz.hr/?pr=iiif.v.a&id=18291> [30. Mai 2025]. S. 52: »Svrha je seminarima praktičnim vježbama upućivati članove seminarske i uvoditi u samostalan znanstveni rad te ih tako osposobljivati za vrsne gimnazijalne učitelje.«

55 Vgl. Gustav Otruba: Die Universitäten in der Hochschulorganisation der Donaumonarchie. Nationale Erziehungsstätten im Vielvölkerreich 1860 bis 1914, in: Student und Hochschule im 19. Jahrhundert. Studien und Materialien, hg. v. Karsten Bahnson u.a. (Studien zum Wandel von Gesellschaft und Bildung im Neunzehnten Jahrhundert, Bd. 12), Göttingen 1975,

## Nationalbewegung und Universität in Zagreb und Kiel

Mit der Gründung der Akademie 1867 und der Universität 1874 schuf sich die kroatische Nation eine weiter gesicherte Stellung innerhalb des alten Imperiums der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, zugleich machte sie einen großen Schritt in Richtung Gleichberechtigung mit anderen Nationen, die sich im 19. Jahrhundert ausbildeten und teilweise schon über eigene Nationalstaaten verfügten. Sowohl das Akademiegebäude als auch das Hauptgebäude der Universität – beide auf dem für die Zgreber Unterstadt so prägenden ›Grünen Hufeisen‹ gelegen – sind zum zweifachen Symbol geworden: Zum einen tragen sie bei zum Bild von Zagreb als einer Stadt, die gerade bezogen auf das lange 19. Jahrhundert anderen Metropolen innerhalb Österreich-Ungarns in Vielem ähnelt, zum anderen stehen sie für sich selbst als Symbole des erfolgreichen Aufbaus der Nation.<sup>56</sup> An der kontinuierlichen Spannung zwischen altem Imperium und untereinander zugleich konkurrierenden Nationen ist Österreich-Ungarn schließlich im Zuge des Ersten Weltkrieges zerbrochen.

Als die Kieler Professoren 1874 ihr Glückwunschschriften nach Zagreb sandten, war für sie selbst, anders als für ihre Zgreber Kollegen, kaum mehr ein Unterschied zwischen Nation und Staat gegeben. Vaterland und Staat waren im 1871 proklamierten Deutschen Reich weitgehend zum Nationalstaat verschmolzen. Doch noch kurz vorher, in der Zeit des Vormärz, während der Revolution 1848/49 und noch bis zum Ende der Zugehörigkeit von Schleswig-Holstein zum dänischen Gesamtstaat 1864, war gerade in Kiel der Interessengegensatz zwischen gegebener Staatlichkeit und Anliegen der Nationalbewegung ähnlich wie in Zagreb gegeben: »Das Ringen um die Einheit Schleswig-Holsteins und seinen Platz in einem deutschen Nationalstaat hat der Kieler Geschichtswissenschaft in diesem halben Jahrhundert [bis zur Einbeziehung Schleswig-Holsteins in das Königreich Preußen 1866] die stärksten Impulse gegeben.«<sup>57</sup>

---

S. 75–155, hier S. 106–113. – R. D. Anderson: European Universities from the Enlightenment to 1914, Oxford 2004, S. 232, <https://doi.org/10.1093/acprof:oso/9780198206606.001.0001>.

56 Vgl. Ludwig Steindorff: Empire and Nation. Croatia in the Context of Two Competing Concepts in Europe, in: Glazba, umjetnost i politika: Revolucije i restauracije u Europi i Hrvatskoj 1815–1860. Uz 200. obljetnicu rođenja Vatroslava Lisinskog i 160. obljetnicu smrti bana Jelačića, hg. v. Stanislav Tuksar, Vjera Katalinić, Petra Babić und Sara Ries, Zagreb 2021, S. 67–80, <https://doi.org/10.21857/y54jofkkzm>.

57 Jordan 1969 (wie Anm. 37), S. 62. – Das ist die zugleich Ära des Wirkens von Dahlmann (1812–1829), Droysen (1840–1851), Waitz (1842–1848) und Treitschke (1866–1867) in Kiel.

## Autor

Prof. Dr. Dr. h. c. Ludwig Steindorff  ,

geboren 1952, Studium der Geschichte, Slavistik und Germanistik in Heidelberg und Zagreb, Erstes Staatsexamen Heidelberg 1978, Promotion Heidelberg 1981, Habilitation Münster 1990; apl. Prof. Münster 1997. Von 1981 bis 2000 Wissenschaftlicher Mitarbeiter, Hochschuldozent an der Universität Münster. Von 2000 bis 2017 Inhaber der Professur für Geschichte Ost- und Südosteuropas am Historischen Seminar der CAU. Von 2009 bis 2019 Wissenschaftlicher Leiter der Schleswig-Holsteinischen Universitäts-Gesellschaft. 2019 Ehrendoktorwürde der Universität Split. 2019 Universitätsmedaille der CAU.

E-Mail: [lsteindorff@oeg.uni-kiel.de](mailto:lsteindorff@oeg.uni-kiel.de)

---

 **Open Access //** Der Artikel ist unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung 4.0 International veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile des Werks von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können.

# Die Anfänge der Partnerschaft zwischen der Adam-Mickiewicz-Universität in Posen und der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel (1973-1984)

Die Geschichte der seit über fünfzig Jahren bestehenden Zusammenarbeit zwischen der Adam-Mickiewicz-Universität in Posen (UAM) und der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel (CAU) wurde bislang noch nicht umfassend aufbereitet. Zwar gab es in den letzten Jahren einige Initiativen, die diese Kooperation anlässlich ihres 50-jährigen Bestehens näher beleuchten wollten, so eine Jubiläumsausstellung<sup>1</sup> oder ein Band mit Erinnerungen der ersten Stipendiaten der UAM in Kiel und der CAU in Posen und Interviews mit der Leitung des International Center der

---

1 Die Jubiläumsausstellung mit dem ursprünglichen Titel ›30 lat wspólnej historii UAM w Poznaniu i CAU w Kilonii. Akademickie kontakty historyków 1987–2017 / 30 Jahre gemeinsamer Geschichte der UAM in Posen und der CAU in Kiel. Akademische Kontakte der Historiker 1987–2017‹ wurde von der Autorin dieses Beitrags in Zusammenarbeit mit Katarzyna Balbuza und Dorota Mazurczak 2018 anlässlich der, wie wir damals dachten, 30-jährigen Partnerschaft zwischen dem Institut für Geschichte der UAM und dem Historischen Seminar der CAU vorbereitet. Als Beginn dieser Zusammenarbeit betrachteten wir damals die Übernahme des Lehrstuhls für Osteuropäische Geschichte durch Rudolf Jaworski 1987. Auf das 30-jährige Jubiläum dieses Ereignisses machte uns 2017 Witold Molik von der UAM aufmerksam, der während dieser dreißig Jahre eng mit Rudolf Jaworski zusammengearbeitet hatte. Damals entstand die Idee, dieses Jubiläum mit der oben genannten Ausstellung zu feiern. Sie wurde am 8. November 2018 an der Fakultät für Geschichte der UAM während der 5. Kieler Tage in Posen präsentiert. Im Rahmen der Vorbereitungen für diese Ausstellung stellte sich heraus, dass die Geschichte der Zusammenarbeit bereits bis ins Jahr 1974 oder sogar 1973 zurückreicht. Dies wurde in der Ausstellung berücksichtigt. Anschließend wurde diese am 3. November 2022 im Historischen Seminar der CAU während der 6. Posener Tage in Kiel zum zweiten Mal gezeigt. Im Jahr 2024 wurde sie aktualisiert und unter dem Titel ›50 lat wspólnej historii UAM w Poznaniu i CAU w Kilonii. Akademickie kontakty historyków 1974–2024 / 50 Jahre gemeinsamer Geschichte der UAM in Posen und der CAU in Kiel. Akademische Kontakte der Historiker 1974–2024‹ am 14. November während der 6. Kieler Tage in Posen gezeigt, während derer das 50-jährige Jubiläum der Zusammenarbeit zwischen der UAM und der CAU gefeiert wurde.

CAU,<sup>2</sup> doch sie sind nach wie vor unzureichend. Die Partnerschaft zwischen den Universitäten in Posen und Kiel ist in vielerlei Hinsicht einzigartig und hat daher mehr Aufmerksamkeit verdient.

Die bisherige Literatur zur Geschichte dieser Zusammenarbeit ist sehr spärlich. Abgesehen von dem oben erwähnten Jubiläumsband gibt es nur wenige, zudem recht kurze Aufsätze, die sich ausschließlich mit diesem Thema befassen.<sup>3</sup> Auch in größeren Publikationen zur Geschichte der beiden Universitäten und ihrer einzelnen Institute wurde sie nicht speziell behandelt.<sup>4</sup> In verschiedenen Festschriften veröffentlichte Erinnerungsaufsätze sind hingegen sehr wichtig, enthalten aber nur am Rande Informationen über die Zusammenarbeit der beiden Universitäten.<sup>5</sup> Das Desiderat können sie nicht schließen.

Der vorliegende Beitrag stützt sich hauptsächlich auf Quellen, die in Polen aufbewahrt werden. Den größten Teil davon bilden Akten im Archiv der Adam-Mickiewicz-Universität in

- 
- 2 Moja Kilonia – Mój Poznań. Ze wspomnień pierwszych stypendystek i stypendystów (historyczek i historyków). Wymiana stypendialna między Uniwersytetem im. Adama Mickiewicza w Poznaniu a Uniwersytetem Christiana Albrechta w Kilonii do 1984 roku / Mein Kiel – Mein Posen. Aus den Erinnerungen der ersten Stipendiat\*innen (Historiker\*innen). Stipendienaustausch zwischen der Adam-Mickiewicz-Universität in Posen und der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel bis zum Jahr 1984, hg. v. Katarzyna Balbuza und Hanna Kossak-Nowocień, Poznań 2024. Vgl. die Buchbesprechung auf S. 223–224, <https://doi.org/10.38072/2942-2337/p55>.
- 3 Przemysław Kieliszewski: Dni Kilonii w Poznaniu, in: *Życie Uniwersyteckie* 7/8 (2002), S. 20. – Witold Molik: 15 lat współpracy naukowej historyków z Poznaniem i Kilonią, in: *Życie Uniwersyteckie* 7/8 (2002), S. 21–22. – Katarzyna Balbuza / Alina Hinc / Dorota Mazurczak: Historia współpracy IH UAM z Seminar für Osteuropäische Geschichte i Institut für Klassische Altertumskunde w Christian-Albrechts-Universität w Kilonii (CAU), in: *Historia na Uniwersytecie Poznańskim. Od Seminarium Historycznego do Instytutu Historii (1919–2019)*, hg. v. Katarzyna Balbuza, Józef Dobosz, Danuta Konieczka-Śliwińska, Karol Kościelnik und Przemysław Matusik, Poznań 2019, S. 403–412.
- 4 Vgl. Benon Miśkiewicz: Uniwersytet im. Adama Mickiewicza 1919–1989, Poznań 1989, S. 204–205, 306, 308 u. 309. – Marek Mikołajczyk: Współpraca międzynarodowa Uniwersytetu im. Adama Mickiewicza w Poznaniu po 1945, in: *Dzieje Uniwersytetu w Poznaniu w latach 1945–2019*, hg. v. Stanisław Jankowiak und Tomasz Schramm, Poznań 2019, S. 519–568, hier S. 543, 545, 549, 557, 558, 559, 560 u. 562. – Ludwig Steindorff: *Osteuropäische Geschichte an der Christian-Albrechts-Universität*, in: *Impulse der Kieler Geschichtsforschung einst und heute für die deutschsprachige Geschichtswissenschaft. Zum 150-jährigen Bestehen des Historischen Seminars der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel*, hg. v. Oliver Auge und Gerald Schwedler, Kiel 2022, S. 233–256, hier S. 246, 252, 253 u. 254–255, <https://doi.org/10.38072/978-3-928794-80-0/p10>. – Paul Dybowski: *Slavenkunde und Slavistik im Lande Helmolds: Zur Geschichte des Slavischen Seminars der Universität Kiel*, in: *Materialien zur Geschichte der Slavistik in Deutschland*, Teil 2, hg. v. Dietrich Gerhardt, Hans-Bernd Harder, Reinhard Lauer, Helmut Schaller und Klaus-Dieter Seemann, Wiesbaden 1987, S. 97–144, hier S. 111 u. 121. – Sabine Behrens / Petra Hölscher / Hans-Dieter Nägele / Jens Martin Neumann: *Bis heute. Das Kunsthistorische Institut 1980–1993*, in: *Kunstgeschichte in Kiel. 100 Jahre Kunsthistorisches Institut der Christian-Albrechts-Universität*, red. v. Hans-Dieter Nägele, Kiel 1994, S. 99–106, hier S. 103.
- 5 Rudolf Jaworski: Ahaaa, to takie buty... Erlebnisse und Erfahrungen mit Witold Molik, in: *Sztambuch Witolda Molika, zebrali i ułożyli Krzysztof A. Makowski, Jerzy Kołacki, Przemysław Matusik*, Poznań 2009, S. 129–131. – Rudolf Jaworski: *Zur Geschichte und Vorgeschichte eines Fotos mit Przemek H.*, in: *Tak schodził czas... Tak zejdzie czas. Księga wspomnień i życzeń ofiarowana Profesorowi Przemysławowi Hauserowi w siedemdziesiątą rocznicę urodzin*, hg. v. Tomasz Schramm, Piotr Okulewicz und Krzysztof Marchlewicz, Poznań 2012, S. 173–175. – Brigitte Balzer: *Herrn Professor Trzeciakowski. Würdigung zum 80. Geburtstag*, in: *Album Amicorum Profesora Lecha Trzeciakowskiego*, hg. v. Przemysław Matusik, Poznań 2012, S. 161–164. – Brigitte Balzer: *Zum Geburtstag von Krzysztof Makowski einige Impressionen aus der Zeit von 1981–1983*, in: *O pozytkach z lektury książek historycznych. Eseje ofiarowane Profesorowi Krzysztofowi A. Makowskiemu na 60. rocznicę urodzin*, hg. v. Witold Molik, Poznań 2016, S. 329–332.

Posen. Zur Ergänzung wurden auch Materialien aus dem Archiv für Neue Akten in Warschau und dem Archiv des Nationalmuseums in Warschau herangezogen. Neben Archivalien wurden auch gedruckte Quellen verwendet, wie vor allem das Personalverzeichnis beider Universitäten, Informationsbroschüren und Chroniken der UAM sowie die Presse. Berücksichtigt wurde auch die Fachliteratur zur Geschichte der Universitäten, zur Geschichte Kiels in den 1970er Jahren und zu den deutsch-polnischen Beziehungen dieser Zeit.

Auf diese Weise kam umfangreiches Material zusammen, wobei der Schwerpunkt jedoch auf der ersten Phase der akademischen Zusammenarbeit zwischen Posen und Kiel liegt, die den Zeitraum von 1973 bis 1984 umfasst; also von der Aufnahme der ersten Kontakte bis zur Unterzeichnung des offiziellen Partnerschaftsvertrags. Es ist nicht möglich, die über fünfzigjährige Zusammenarbeit, die sowohl auf universitärer als auch auf Fakultäts- und Instituts-ebene stattfand, in einem einzigen Beitrag genau zu rekonstruieren. Daher hat die Autorin dieses Textes beschlossen, den gesamten Zeitraum in mehrere Phasen zu unterteilen und sich zunächst auf die erste davon zu konzentrieren.

\*\*\*

Nach dem Zweiten Weltkrieg befanden sich die Bundesrepublik Deutschland und die Volksrepublik Polen in zwei gegensätzlichen politischen Blöcken. Diese Situation führte zu zahlreichen Spannungen und Problemen, darunter die umstrittene Oder-Neiße-Grenze, ideologische und wirtschaftliche Differenzen sowie eine zunächst schwer zu überwindende Vergangenheit. Im Laufe der Jahre bemühten sich beide Staaten jedoch zunehmend, gegenseitige Vorurteile zu überwinden und neue politische Beziehungen aufzubauen, die auf Versöhnung und Vertrauen basierten. Eine sehr wichtige Rolle spielte dabei die wissenschaftliche Zusammenarbeit, die von Anfang an, insbesondere von der Bundesrepublik Deutschland, als eine Art Brücke zum Aufbau von Kontakten mit Polen angesehen wurde. Bereits in den 1950er Jahren wurde versucht, solche Verbindungen trotz fehlender diplomatischer Beziehungen zwischen beiden Staaten zu knüpfen.<sup>6</sup> Der wissenschaftliche Austausch war damals jedoch sporadisch. Dies begann sich erst 1966 zu ändern, als Willy Brandt Vizekanzler und Außenminister wurde und – dem Vorbild der Frankreichpolitik Konrad Adenauers aus den 1940/50er Jahren folgend – eine neue Ostpolitik im Bereich der Kultur initiierte. Diese bestand, allgemein gesprochen, darin, durch wissenschaftlichen und kulturellen Austausch Brücken zwischen der Bundesrepublik und den osteuropäischen Ländern, darunter auch Polen, zu bauen. Diese Politik gewann weiter an Be-

---

<sup>6</sup> Vgl. Stanisław Cholewiak / Mieczysław Suchocki: Współpraca kulturalna i naukowa pomiędzy Polską a Republiką Federalną Niemiec w latach 1949–1976, in: Polska Rzeczpospolita Ludowa / Republika Federalna Niemiec. Bilans stosunków wzajemnych. Problemy i perspektywy normalizacji, hg. v. Jerzy Sułek, Lech Trzeciakowski, Hans-Adolf Jacobsen und Carl-Christoph Schweitzer, Frankfurt am Main 1979, S. 219–226, hier S. 219 f.

deutung, als Brandt 1969 Bundeskanzler wurde. Seine Ost- und Entspannungspolitik ging jetzt weit über den kulturellen Bereich hinaus und ermöglichte schließlich die Normalisierung der Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und den osteuropäischen Ländern. In Bezug auf Polen unterzeichnete Brandt am 7. Dezember 1970 den Warschauer Vertrag über die Grundlagen der Normalisierung der beiden Staaten, in dem er unter anderem die deutsch-polnische Grenze an der Oder und der Lausitzer Neiße als endgültig und unverletzlich anerkannte.<sup>7</sup> Damit öffnete er die Tür für eine umfassendere deutsch-polnische Zusammenarbeit, insbesondere in den Bereichen Wissenschaft und Kultur.

Zwar wurde dies offiziell erst nach der Ratifizierung des Warschauer Vertrags in Bonn am 17. Mai 1972 möglich, doch die ersten Schritte in diese Richtung wurden bereits viel früher unternommen: 1965 übernahm Günther Bantzer das Amt des Oberbürgermeisters von Kiel. Seine Ansichten entsprachen der späteren Ostpolitik Brandts. Nach Timo Erlenbusch »knüpfte [er] erfolgreich erste Kontakte in den damaligen Ostblock. Ziel war es, den ›Eisernen Vorhang‹ ein wenig durchlässiger zu machen und Kontakte zwischen den Menschen zu ermöglichen«.<sup>8</sup> Bantzer betrieb eine Art Außenpolitik der Stadt, die Kiel nicht nur nach Osten, sondern auch nach Westen und Skandinavien öffnete. Zu diesem Zweck intensivierte er die Kieler Woche, die bereits seit der Nachkriegszeit dazu diente, internationale Kontakte im Ostseeraum zu knüpfen. Schnell kam er auch auf die Idee, gemeinsam mit der Stadt München die Olympischen Spiele 1972 zu organisieren. In Kiel fanden damals die Segelregatten statt, die zahlreiche ausländische Gäste anzogen. Ein weiterer wichtiger Effekt der Außenpolitik von Bantzer waren die Städtepartnerschaften, die sich zu seiner Zeit in großem Umfang entwickelten.<sup>9</sup> Diese recht einzigartige Politik rückte Kiel an die Spitze der westdeutschen Städte, die Kontakte zu verschiedenen Nationalitäten knüpfen wollten.

In dieser freundlichen Atmosphäre entstanden die ersten institutionalisierten Beziehungen zwischen Kiel und Polen. Bereits 1966 wurden in Kiel und Hamburg die ›Polnischen Filmtage‹ organisiert, welche die erste Veranstaltung dieser Art in der Bundesrepublik waren. Ihre Popularität in Kiel war so groß, dass sie noch zweimal, 1968 und 1970, wiederholt wurden.<sup>10</sup>

---

7 Es sei hier hinzugefügt, dass der Warschauer Vertrag und seine Ratifizierung am 17. Mai 1972 in Bonn den langjährigen Erwartungen der polnischen Regierung entsprach, die bereits in den 1950er Jahren Angebote zur Normalisierung der Beziehungen zur Bundesrepublik Deutschland unterbreitet hatte. Vgl. Jadwiga Kiwerska: W atmosferze wrogości (1945–1970), in: Polacy wobec Niemców. Z dziejów kultury politycznej Polski 1945–1989, hg. v. Anna Wolff-Powęska, Poznań 1993, S. 45–93, hier S. 45–85. – Zum Warschauer Vertrag vgl. Martin Löhnig: Der Vertrag zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Volksrepublik Polen über die Grundlagen der Normalisierung ihrer gegenseitigen Beziehungen als Zäsur in der Geschichte der Bonner Republik, in: Miscellanea Historico-Iuridica 19.2 (2020), S. 13–25, <https://doi.org/10.15290/mhi.2020.19.02.01>.

8 Timo Erlenbusch: Die neue kommunale ›Außenpolitik‹, in: Kiel & die 70er. Günther Bantzer und der Beginn unserer Gegenwart, hg. v. Rolf Fischer, Kiel 2020, S. 156.

9 Vgl. Timo Erlenbusch: Kiels Städtepartnerschaften. Die kommunale Außenpolitik der Stadt Kiel von der frühen Nachkriegszeit bis ans Ende der Neunzigerjahre, Kiel 2022.

10 Vgl. Cholewiak / Suchocki 1979 (wie Anm. 6), S. 221. – Erlenbusch 2022 (wie Anm. 9), S. 141.

Wahrscheinlich ebenfalls in den 1960er Jahren wurden wissenschaftliche und museale Kontakte zwischen der Kunsthalle zu Kiel, die zur CAU gehört, und dem Nationalmuseum in Warschau geknüpft. Wann genau und unter welchen Umständen dies geschah, lässt sich derzeit noch nicht sagen. Sicher ist jedoch, dass beide Institutionen bereits 1967 miteinander korrespondierten und eine Ausstellung zeitgenössischer polnischer Malerei in der Kieler Kunsthalle vorbereiteten.<sup>11</sup> Diese Ausstellung mit dem Titel ›Moderne Malerei in Polen‹ wurde am 22. Juni 1968 während der Kieler Woche eröffnet.<sup>12</sup> Oberbürgermeister Günther Bantzer lud den Direktor des Nationalmuseums in Warschau, Stanisław Lorentz, zur Eröffnung der Ausstellung und zur gesamten Kieler Woche ein.<sup>13</sup> Dieser konnte jedoch aus beruflichen Gründen nicht kommen.<sup>14</sup> Dennoch stieß die Ausstellung auf großes Interesse und trug sicherlich zur weiteren Zusammenarbeit beider Institutionen bei.<sup>15</sup>

Sie wurde noch enger, als Jens Christian Jensen 1971 Direktor der Kunsthalle zu Kiel wurde. Auf seine Initiative und erneut mit Unterstützung von Bantzer wurde 1973 in der Kunsthalle eine zweite Ausstellung polnischer Malerei organisiert, diesmal unter dem Titel ›Warschau seit Canaletto: Glanz – Verwüstung – Wiederaufbau‹.<sup>16</sup> Die Eröffnung fand erneut während der Kieler Woche am 22. Juni 1973 statt. Diesmal nahm Lorentz daran teil und hielt die Eröffnungsrede.<sup>17</sup> Einige Tage später, noch während der Kieler Woche am 25. Juni 1973, wurde ihm der Kulturpreis der Landeshauptstadt Kiel verliehen. Er erhielt ihn »für seine Verdienste um den Schutz des polnischen Kunstgutes, das er in der Zeit des Zweiten Weltkrieges in persönlichen Einsatz, zum Teil unter grossen Gefahren, in der von der Zerstörung bedrohten Hauptstadt sichergestellt hat«.<sup>18</sup> Lorentz schätzte die Auszeichnung sehr.<sup>19</sup> Ebenso große Anerkennung

---

11 Archiwum Muzeum Narodowego w Warszawie (Archiwum MNW), Akta Muzeum Narodowego w Warszawie, Wystawy własne organizowane za granicą: Niemcy, Kiel. – »Współczesne malarstwo polskie«, Berlin Zachodni. – »Rysunki T. Kuliszewicza« 5-31 III 1968, 1968 r., Sign. 2447b. – Vgl. Regina Wenninger: Die Kunst der Stunde. Polnische Kunstausstellungen in der BRD 1956-1970 (Das östliche Europa. Kunst und Kulturgeschichte, Bd. 14; Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Kunstgeschichte in München, Bd. 59), Köln 2021, S. 73, 224, 271 u. 274, <https://doi.org/10.7788/9783412521530>.

12 Moderne Malerei in Polen, Ausst. Kat. Kunsthalle zu Kiel hg. v. Schleswig-Holsteinischer Kunstverein und Nationalmuseum Warschau, red. v. Jerzy Zanozinski, Kiel 1968.

13 Archiwum MNW, Sign. 2447b: Schreiben von Günther Bantzer an Stanisław Lorentz vom 10. April 1968.

14 Archiwum MNW, Sign. 2447b: Schreiben von Józef Kojdecki an Günther Bantzer vom 25. April 1968.

15 Archiwum MNW, Sign. 2447b: Schreiben von Johann Schlick an Józef Kojdecki vom 8. August 1968.

16 Warschau seit Canaletto. Glanz, Verwüstung, Wiederaufbau, Ausst. Kat. Kunsthalle zu Kiel, hg. v. Jens Christian Jensen, Kiel 1973.

17 Archiwum MNW, Akta Muzeum Narodowego w Warszawie, Wystawy własne organizowane za granicą: Niemcy – Kilonia, Stuttgart, Wuppertal – »Polnische Malerei 1830-1914«, l. 1978-1980, Sign. 2613: Schreiben von Günther Bantzer an Stanisław Lorentz vom 27. April 1973.

18 Erlenbusch 2022 (wie Anm. 9), S. 150.

19 Vgl. Stanisław Lorentz: Vorwort, in: Polnische Malerei von 1830 bis 1914, Ausst. Kat. Kunsthalle zu Kiel, hg. v. Jens Christian Jensen, Köln 1978, S. 8.

fand die Ausstellung über Warschau. All dies führte dazu, dass Jens Christian Jensen und die Kieler Stadtverwaltung Lorentz vorschlugen, eine weitere gemeinsame Ausstellung vorzubereiten.<sup>20</sup> Diesmal entschieden sie sich für die polnische Malerei des 19. Jahrhunderts. Die Ausstellung »Polnische Malerei von 1830 bis 1914« wurde wie üblich während der Kieler Woche am 25. Juni 1978 in der Kunsthalle zu Kiel eröffnet.<sup>21</sup> Auch sie war ein großer Erfolg.<sup>22</sup>

Diese Ausstellungen belegen die sehr gute Zusammenarbeit in den 1960/70er Jahren zwischen der Kunsthalle zu Kiel, anfangs als Institution des Kunsthistorischen Instituts (bis 1970) sowie dann der Philosophischen Fakultät der CAU, und dem Nationalmuseum in Warschau. Diese Kooperation beschränkte sich nicht nur auf Ausstellungen, sondern umfasste auch Gastvorträge. So lud das Kunsthistorische Institut beispielsweise 1973 den renommierten Kunsthistoriker Jan Białostocki, Mitarbeiter des Nationalmuseums in Warschau und gleichzeitig der Universität Warschau, zu einem Gastvortrag nach Kiel ein.<sup>23</sup> Die CAU unterhielt also bereits in den 1960er Jahren Kontakte zu Vertretern der Warschauer Wissenschaft.

Auch auf der Ebene der Stadtverwaltungen von Kiel und Warschau gab es Kontakte. Sie kamen 1969 zustande, als der Kieler Oberbürgermeister Bantzer zusammen mit dem Oberbürgermeister von München, Hans-Jochen Vogel, anlässlich der 68. Sitzung des Internationalen Olympischen Komitees in Warschau zu Besuch war. Damals trafen sie sich mit dem Vorsitzenden des Präsidiums des Nationalrats der Hauptstadt Warschau, Jan Majewski.<sup>24</sup>

Neben diesen Kontakten zwischen Kiel und Warschau, die hauptsächlich musealer und wissenschaftlicher Natur waren, wollte die Kieler Politik auch eine Städtepartnerschaft mit einer polnischen Stadt eingehen.<sup>25</sup> Sehr schnell, bereits 1970, unternahmen sie diesbezügliche Schritte und knüpften Verbindungen zur polnischen Hafenstadt Gdynia.<sup>26</sup> Beide Städte engagierten sich fast sofort in gemeinsamen Projekten. Bereits 1971 wurden in Kiel die »Polnischen Tage« organisiert, die allgemein der Präsentation der polnischen Kultur in der Bundesrepublik dienten. In diesem konkreten Fall präsentierte sich Gdynia in Kiel. Das war etwas ganz Be-

---

20 Vgl. Lorentz 1978 (wie Anm. 19), S. 8.

21 Kat. Kiel 1978 (wie Anm. 19).

22 Archiwum MNW, Sign. 2613: Schreiben von Jens Christian Jensen an Andrzej Rottermund vom 23. August 1978.

23 Archiwum MNW, Akta Muzeum Narodowego w Warszawie, Korespondencja Dyrektora: Stanisław Lorentz - korespondencja z Ministerstwem Kultury i Sztuki, 1973 r., Sign. 3104: Schreiben von Jan Białostocki an das Büro für kulturelle Zusammenarbeit im Ausland beim Ministerium für Kultur und Kunst in Warschau [Biuro Współpracy Kulturalnej z Zagranicą w Ministerstwie Kultury i Sztuki w Warszawie].

24 Narodowe Archiwum Cyfrowe, Centralna Agencja Fotograficzna, Burmistrzowie Monachium i Kilonii z wizytą u Przewodniczącego Stołecznej Rady Narodowej Jerzego Majewskiego (Warszawa); fot. Stanisław Dąbrowiecki, Sign. 3/4/01-/213896.

25 Vgl. Erlenbusch 2022 (wie Anm. 9), S. 141.

26 Vgl. Erlenbusch 2022 (wie Anm. 9), S. 141 f.

sonderes, denn diese Veranstaltung war eine der ersten ihrer Art in der Deutschland.<sup>27</sup> Gdynia revanchierte sich im folgenden Jahr und organisierte 1972 eine Veranstaltung unter dem Titel ›Poznaj Kilonię‹ (Lerne Kiel kennen), bei der eine Delegation aus Kiel ihre Stadt vorstellte. Diese gegenseitigen Präsentationen waren sehr erfolgreich und wurden 1975 und 1978 wiederholt.<sup>28</sup> Bis 1978 wurde jedes Jahr eine Delegation aus Gdynia zur Kieler Woche eingeladen. Der Vertrag über die Städtepartnerschaft wurde jedoch aufgrund politischer Schwierigkeiten erst 1985 unterzeichnet.<sup>29</sup> Timo Erlenbusch, der die Geschichte der Zusammenarbeit beider Städte detailliert untersucht hat, wertet die Städtepartnerschaft als Erfolg.<sup>30</sup>

\*\*\*

Vor dem Hintergrund dieser Beziehungen zwischen Kiel und Polen entstand in Kiel die Idee, eine offizielle Zusammenarbeit mit einer polnischen Universität aufzunehmen. Zwar hatten die Kieler Universität und Stadtverwaltung zuvor Kontakte zu Wissenschaftlern der Universität Warschau, doch diese führten zu keiner näheren Verbindung. Sie trugen jedoch möglicherweise dazu bei, dass sowohl die Leitung der Universität als auch die Stadtverwaltung Kiel die Universität Posen als geeignete polnische Hochschule für eine Zusammenarbeit ins Auge fassten. In jedem Fall stellte der damalige Rektor der Christian-Albrechts-Universität, Hans Hattenhauer, in seinem ersten offiziellen Schreiben vom 10. April 1973 an den damaligen Rektor der Adam-Mickiewicz-Universität in Posen, Benon Miśkiewicz, fest:

»Aus Gesprächen mit polnischen Wissenschaftlern, die sich in der Zwischenzeit zu Gast an der hiesigen Universität aufgehalten haben, hat sich ergeben, dass zwischen den Universitäten in Posen und Kiel viele Gemeinsamkeiten bestehen. Nicht zuletzt sind die Bereiche, die in Forschung und Lehre an den beiden Universitäten bestehen, weitgehend ähnlich bzw. gleichartig«.<sup>31</sup>

---

27 Vgl. Erlenbusch 2022 (wie Anm. 9), S. 143.

28 Städtepartnerschaft Kiel-Gdingen unter <https://www.polish-online.com/polen-kiel/staedtepartnerschaft-kiel-gdingen.php> [8. August 2025].

29 Vgl. Erlenbusch 2022 (wie Anm. 9), S. 162–165.

30 Erlenbusch 2022 (wie Anm. 9), S. 170.

31 Archiwum Uniwersytetu im. Adama Mickiewicza w Poznaniu (Archiwum UAM), Dział Współpracy z Zagranicą, Zrealizowane przyjazdy cudzoziemców 1973/74, Sign. 410/1: Schreiben von Hans Hattenhauer an Benon Miśkiewicz vom 10. April 1973.



↑ Abb. 1. Das Hauptgebäude der Posener Universität bei den Zweiten Kieler Tagen vom 23./24. Februar 2006.  
© Adam-Mickiewicz-Universität in Posen (UAM).

Hattenhauer schlug Miśkiewicz deshalb vor, Kontakte zwischen den beiden Universitäten aufzunehmen. Gespräche könnten bereits im laufenden Sommersemester anlässlich zweier bevorstehender Veranstaltungen stattfinden.

Die erste Veranstaltung war die Westdeutsche Rektorenkonferenz, die für den 28. und 29. Mai 1973 in Mainz geplant war. Nach Hattenhauers Kenntnis sollte daran auch eine Delegation polnischer Wissenschaftler unter anderem mit Miśkiewicz teilnehmen. Die zweite Veranstaltung, die traditionell für solche Anlässe genutzt wird, war die Kieler Woche. Sie sollte unter Beteiligung einer Delegation der UAM, die Hattenhauer in dem oben genannten Schreiben eingeladen hatte, vom 24. bis 30. Juni 1973 in Kiel stattfinden.<sup>32</sup> Darüber hinaus skizzierte Hattenhauer sofort die Möglichkeit, ein gemeinsames konkretes Projekt zu organisieren, das während der Kieler Universitätstage im Januar 1974 realisiert werden könne. Das Leithema sollten internationale Beziehungen zwischen Hochschulen sein. Daher sei dies eine gute Gelegenheit, um die Universität Posen den Professoren und Studenten der Universität Kiel sowie der interessierten Öffentlichkeit in Kiel vorzustellen.<sup>33</sup> Die ersten Vorschläge von Hattenhauer waren also konkret und langfristig angelegt.

32 Archiwum UAM, Sign. 410/1: Schreiben von Hans Hattenhauer an Benon Miśkiewicz vom 10. April 1973.

33 Archiwum UAM, Sign. 410/1: Schreiben von Hans Hattenhauer an Benon Miśkiewicz vom 10. April 1973.

Das erste Gespräch zwischen Vertretern beider Universitäten fand dann, wie geplant, in Mainz während der Westdeutschen Rektorenkonferenz statt. Die Universität Kiel wurde dort durch ihren Rektor designatus, Wilhelm Kewenig, und die Universität Posen durch Rektor Miśkiewicz vertreten. Letzterer teilte Kewenig bereits damals mit, dass die Delegation aus Posen nicht an der Kieler Woche im Juni jenes Jahres teilnehmen könne, da zur gleichen Zeit in Warschau der II. Kongress der Polnischen Wissenschaft stattfinde, an dem viele Professoren der UAM beteiligt seien. Vorläufig wurde vereinbart, dass das Treffen der Delegationen beider Universitäten im Herbst stattfinden solle.<sup>34</sup>

Diese Absprachen wurde von Miśkiewicz in einem Schreiben vom 25. Juni 1973 an Hattenhauer als Antwort auf dessen ersten Brief wiederholt.<sup>35</sup> Darüber hinaus brachte er darin seine Freude über die Aufnahme gemeinsamer Kontakte zwischen den beiden Universitäten zum Ausdruck und versicherte, dass der Vorschlag von Hattenhauer bezüglich gegenseitiger Besuche von Universitätsdelegationen angemessen sei. Da die Delegation aus Posen im Juni 1973 nicht zur Kieler Woche kommen konnte, lud Miśkiewicz die beiden Rektoren Hattenhauer und Kewenig sowie zwei weitere Personen für den November nach Posen ein.<sup>36</sup>

Für diese Einladung bedankte sich der Prorektor der CAU, Paul Gerhard Buchloh, in einem Schreiben vom 26. Juli 1973 im Namen von Rektor Hattenhauer und der Universität.<sup>37</sup> Er nahm darin die Einladung nach Posen mit Freude an und präzisierte, dass die Kieler Delegation aus folgenden Personen bestehen werde: Rektor Hattenhauer, Prorektor Buchloh, Rektor designatus Kewenig und der Syndikus der Universität Kiel, Horst Neumann. Darüber hinaus schlug Buchloh einen Termin für den Besuch in Posen am 8. bis 11. November 1973 vor. Dieser Termin wurde von Miśkiewicz am 28. August 1973 bestätigt.<sup>38</sup>

Das erste Treffen der Delegationen beider Universitäten fand somit vom 8. bis 11. November 1973 in Posen statt. Die Delegation der CAU bestand schließlich aus drei Personen: Hattenhauer, Kewenig und Neumann; Buchloh war nicht dabei. Die Delegation reiste in einem Auto mit dem Fahrer Nikolaj Hermann an<sup>39</sup> und wurde im Orbis-Hotel ›Merkury‹ untergebracht, das damals das beste und modernste Hotel in Posen war und sich in der Nähe der Universität befand. Die Gäste wurden vor allem von Rektor Miśkiewicz empfangen, aber an verschiedenen Treffen nahmen auch andere Personen der UAM teil; darunter alle Prorektoren: Krzysztof Golankiewicz, Stefan Kozarski, Zbigniew Leoński und Stanisław Michalski sowie Stanisław Wykrętowicz (Direktor des Instituts für Politikwissenschaften), Stanisław Gacek

---

34 Archiwum UAM, Sign. 410/1: Schreiben von Wilhelm Kewenig an Benon Miśkiewicz vom 1. Juni 1973.

35 Archiwum UAM, Sign. 410/1: Schreiben von Benon Miśkiewicz an Hans Hattenhauer vom 25. Juni 1973.

36 Archiwum UAM, Sign. 410/1: Schreiben von Benon Miśkiewicz an Hans Hattenhauer vom 25. Juni 1973.

37 Archiwum UAM, Sign. 410/1: Schreiben von Paul Gerhard Buchloh an Benon Miśkiewicz vom 26. Juli 1973.

38 Archiwum UAM, Sign. 410/1: Schreiben von Benon Miśkiewicz an Paul Gerhard Buchloh vom 28. August 1973.

39 Archiwum UAM, Sign. 410/1: Schreiben von Hans Hattenhauer an Benon Miśkiewicz vom 3. Oktober 1973.

(Leiter der Abteilung für Lehre), Jan Chodera (Dekan der Philologischen Fakultät), Jolanta Karońska (Leiter der Abteilung für Wissenschaft und Zusammenarbeit mit dem Ausland) und die Übersetzerin Maria Drażyńska.<sup>40</sup>

Das Programm des Aufenthalts war sehr intensiv. Am ersten Tag machte sich die CAU-Delegation mit der Tätigkeit und Struktur der Universität Posen sowie ausgewählter Einrichtungen vertraut: Dem Institut für Germanistik, der Universitätsbibliothek und der Interfakultätsabteilung für Neue Lehrmethoden. Am zweiten Tag führte sie Gespräche über Möglichkeiten der Zusammenarbeit zwischen beiden Universitäten mit der Leitung der UAM.<sup>41</sup> Schließlich wurde vereinbart, dass das erste konkrete gemeinsame Projekt eine wissenschaftliche Tagung im Rahmen der Universitätstage in Kiel im Januar 1974 sein solle.<sup>42</sup> Hierzu lud Hattenhauer die Delegation der UAM ein. Zum Abschluss des Besuchs der Kieler Delegation in Posen gab Miśkiewicz einen Empfang in seinem Privathaus.

Der Besuch wurde als sehr erfolgreich bewertet, wie aus zwei späteren Briefen der beiden Rektoren der CAU, Hattenhauer und Kewenig, an Rektor Miśkiewicz vom 13. November 1973 hervorgeht.<sup>43</sup> Darüber hinaus unterbreitete Hattenhauer in seinem Schreiben neben seinem Dank für den Besuch in Posen einen neuen Vorschlag für ein gemeinsames Projekt, das die Organisation eines Ferienkurses für etwa dreißig Studierende der UAM im kommenden Jahr vorsah.<sup>44</sup>

Bereits am 9. November 1973 erschien in der Kieler Tageszeitung *›Kieler Nachrichten‹* eine kurze Notiz über den Besuch der CAU-Delegation in Posen.<sup>45</sup> Drei Tage später, nach der Rückkehr der Delegation nach Kiel, gab Hattenhauer am 12. November ein Interview in der NDR-Radiosendung *›Umschau am Abend‹*. Auf die Frage, was in Posen diskutiert worden sei und ob besondere Probleme oder Pläne aufgetaucht seien, antwortete er:

»Besondere Probleme, das bekannte politische Problem: *›Polen-Deutsche‹*, gab es nicht. Es war also erstaunlich, wie herzlich, verständnisvoll und ungemein gastlich wir aufgenommen wurden. In dem Sinne hatten wir überhaupt keine Probleme. Wir

40 Archiwum UAM, Sign. 410/1: *Sprawozdanie z pobytu delegacji z Uniwersytetu w Kiel*. [Bericht über den Aufenthalt einer Delegation der Universität Kiel].

41 Archiwum UAM, Sign. 410/1: Das Aufenthaltsprogramm der Delegation der Christian-Albrechts-Universität in Kiel in der Adam-Mickiewicz-Universität in Poznań (8. bis 11. November 1973).

42 Archiwum UAM, Sign. 410/1: *Ustalenia dokonane w trakcie rozmów z przedstawicielami Christian-Albrechts-Universit t w Kiel i władz UAM na temat kszt tu wsp opracy tych Uczelni, 10 listopada 1973 r.* [Vereinbarungen, die während der Gespräche mit Vertretern der Christian-Albrechts-Universität in Kiel und der UAM-Leitung über die Form der Zusammenarbeit dieser Hochschulen am 10. November 1973 getroffen wurden].

43 Archiwum UAM, Sign. 410/1: Schreiben von Hans Hattenhauer an Benon Miśkiewicz vom 13. November 1973. – Archiwum UAM, Rektorat, Akta sekretariatu Rektora, Sprawy nauki 1973–1975, Sprawy Wsp opracy z Zagranic  1971–1975, Sign. 368/8: Schreiben von Wilhelm Kewenig an Benon Miśkiewicz vom 13. November 1973.

44 Archiwum UAM, Sign. 410/1: Schreiben von Hans Hattenhauer an Benon Miśkiewicz vom 13. November 1973.

45 Archiwum UAM, Sign. 410/1: *Uni-Delegation reist nach Posen*, in: *Kieler Nachrichten* vom 9. November 1973.

haben geredet über die Fragen, wie man solch einen Kontakt zwischen der Universität Posen und der Christian-Albrechts-Universität aufbauen kann und ob es zu einem Vertrag kommen soll, wann man darüber verhandeln sollte, haben vor allem das Projekt Universitätstage in Ausführlichkeit behandelt«.<sup>46</sup>

Das gesamte Gespräch beendete er mit den Worten: »Der erste Kontakt ist geknüpft, und die Sache ist so hoffnungsvoll, wie wir es niemals erwartet hatten«.<sup>47</sup>

Kurz darauf fanden vom 28. Januar bis zum 1. Februar 1974 in Kiel die angekündigten Universitätstage statt, bei denen Wissenschaftler aus Posen und Kiel zum ersten Mal gemeinsam Vorträge hielten. Das Leitthema lautete: ›Posen und Kiel – Wissenschaft an zwei Universitäten‹. Die UAM wurde bei diesen Veranstaltungen durch neun Personen vertreten: Benon Miśkiewicz (Rektor und Leiter des Lehrstuhls für Militärgeschichte), Krzysztof Golankiewicz (Prorektor und Direktor des Instituts für Chemie), Stefan Kozarski (Prorektor und Direktor des Instituts für Geographie), Stanisław Wykretowicz (Direktor des Instituts für Politikwissenschaften), Jan Chodera (Dekan der Philologischen Fakultät und Direktor des Instituts für Germanistik), Jan Źak (Inhaber des Lehrstuhls für Archäologie), Jan Wąsicki (Inhaber des Lehrstuhls für Geschichte des polnischen Staates und Rechts im 19. und 20. Jahrhundert), Stanisław Gacek (Leiter der Abteilung für Lehre) sowie Maria Dražynska als Übersetzerin und Oberassistentin am Institut für Germanistik.<sup>48</sup>

Die Kieler Universitätstage eröffnete Rektor Hattenhauer mit einer Rede zu den Aufgaben der Universitäten in der Bundesrepublik Deutschland. Anschließend hielt Rektor Miśkiewicz einen Vortrag zum Thema ›Die Rolle und Aufgaben der Universitäten in der VR Polen am Beispiel der Adam-Mickiewicz-Universität‹. Die weiteren Vorträge waren paarweise so angeordnet, dass zunächst ein Professor der UAM referierte und anschließend ein Professor der CAU ein Korreferat hielt. Insgesamt entstanden auf diese Weise sechs Vortragspaare. Das erste Paar bildeten Stefan Kozarski mit einem Vortrag zum Thema ›Eiskernmoränen auf Island und Spitzbergen. Eine Studie zur Genese der Satzendmoränen‹ und sein Korreferent Karl Gripp. Das zweite Paar bildeten Jan Chodera, der über ›Die Funktion der deutschen ›Polenlieder‹ in der politischen Lyrik des Vormärz‹ sprach, und sein Korreferent Hans-Joachim Mähl. Der Chemiker Krzysztof Golankiewicz hielt einen Vortrag zum Thema ›Synthesis, Structure and Photochemistry of Nucleic Acids Analogues‹, zu dem Günter Paulus Schiemenz als Korreferent Stellung nahm. Jan Źak referierte als Archäologe zum Thema ›Die Beziehungen zwischen Skandinaviern und Slawen des 9.–11. Jahrhunderts im Lichte der archäologischen Information‹,

<sup>46</sup> Archiwum UAM, Sign. 410/1: Auszug aus der Hörfunksendung ›Umschau am Abend‹ am 12. November 1973 um 17.35 Uhr.

<sup>47</sup> Archiwum UAM, Sign. 410/1: Auszug aus der Hörfunksendung ›Umschau am Abend‹ am 12. November 1973 um 17.35 Uhr.

<sup>48</sup> Jolanta Karońska: Udział delegacji Uniwersytetu im. Adama Mickiewicza w ›Kieler Universitätstage‹ w Uniwersytecie Christian-Albrecht w Kilonii, in: Informator UAM 8 (1974), S. 20–22.



↑ Abb. 2. Empfang der UAM-Delegation im Kieler Rathaus durch die Stadtverwaltung am 31. Januar 1974. Von links: 1. Jan Chodera, 2. Werner Winter, 3. Hans-Joachim Barow, 4. Maria Drażyńska, 5. Jan Wąsicki, 6. Benon Miśkiewicz, 7. Joachim Lohmann, 8. Ida Hinz, 9. Paul Gerhard Buchloh, 10. Eberhard Kulenkampff, 11. Stefan Kozarski, 12. Stanisław Gacek, 13. ?, 14. Jan Żak, 15. Stanisław Wykrętowicz. Archiwum UAM, Sign. 368/8.

und Hermann Hinz hielt dazu ein Korreferat. Das fünfte Paar bildeten Jan Wąsicki, der über ›Das Verhältnis Preußens zu Polen‹ sprach, und sein Korreferent Kurt Georg Hausmann. Den Abschluss bildete Stanisław Wykrętowicz mit einem Vortrag zum Thema ›Die wissenschaftlich-technische Revolution und das Problem der Freiheit des Menschen in der heutigen Welt‹ hielt, und sein Korreferent Rolf Ziegler. Ziel dieser Vorträge war es, den Zuhörern, sowohl Professoren und Studenten als auch Wissensinteressierten, den aktuellen Stand der Forschung von Wissenschaftlern aus Posen und Kiel in bestimmten Wissenschaftsbereichen näher zu bringen. Alle Vorträge fanden nachmittags im Auditorium Maximum statt, um auch Auswärtigen die Teilnahme zu ermöglichen.<sup>49</sup>

Neben den Vorträgen diente der Aufenthalt der UAM-Delegation in Kiel dazu, sich mit der Organisation und den Forschungsschwerpunkten der Universität Kiel vertraut zu machen und Gespräche mit Vertretern der Universität über Möglichkeiten einer weiteren Zusammenarbeit zu führen. Bereits zu Beginn ihres Aufenthalts in Kiel wurde die Delegation am Vormittag des 28. Januar 1974 von Rektor Hattenhauer auf der Dachterrasse des Universitätshochhauses

<sup>49</sup> Archiwum UAM, Sign. 368/8: Presseberichte über die Kieler Universitätstage 1974.



↑ Abb. 3. Empfang der UAM-Delegation im Kieler Rathaus durch die Stadtverwaltung am 31. Januar 1974. Von links: 1. Hans-Joachim Barow, 2. Krzysztof Golankiewicz, 3. Maria Drażyńska, 4. Jan Wąsicki, 5. Benon Miśkiewicz, 6. Paul Gerhard Buchloh, 7. Stanisław Gacek, 8. Stefan Kozarski. Archiwum UAM, Sign. 368/8.

empfangen.<sup>50</sup> Er hielt eine Begrüßungsrede, die auf die Geschichte des Besuchs einging. In seiner Antwort brachte der Rektor der UAM, Benon Miśkiewicz, den Wunsch zum Ausdruck, die bereits begonnene Zusammenarbeit weiter auszubauen.<sup>51</sup>

Darüber hinaus wurde die Delegation der UAM am 31. Januar 1974 im Rathaus von der Stadt Kiel empfangen.<sup>52</sup> Gastgeber des Treffens waren Stadtpräsidentin Ida Hinz und Bürgermeister Hans-Joachim Barow. Neben ihnen und der gesamten Posener Delegation nahmen folgende Personen teil: Paul Gerhard Buchloh (Prorektor der CAU), Werner Winter (Ständiger Vertreter des Rektors der CAU im Aufgabenbereich des Akademischen Auslandsamtes), Stadtschulrat Dr. Joachim Lohmann und Stadtbaurat Eberhard Kulenkampff. Im Archiv der UAM sind zwei Fotos von diesem Treffen erhalten geblieben, auf denen alle Teilnehmer zu sehen sind (Abb. 2 und 3).<sup>53</sup>

50 Archiwum UAM, Sign. 368/8: Presseberichte über die Kieler Universitätstage 1974.

51 Archiwum UAM, Sign. 368/8: Presseberichte über die Kieler Universitätstage 1974.

52 Archiwum UAM, Sign. 368/8: Presseberichte über die Kieler Universitätstage 1974.

53 Archiwum UAM, Sign. 368/8: Presseberichte über die Kieler Universitätstage 1974. - Für die freundliche Unterstützung bei der Identifizierung der Personen auf den Fotos danke ich herzlich Dr. Brigitte Balzer, Dr. Maria Drażyńska-Deja,

Sie sind nicht nur aus rein dokumentarischen Gründen interessant, sondern auch ein eindrucksvoller Beweis für die Zusammenarbeit zwischen der Stadt und der Universität Kiel im Bereich ihrer Außenpolitik. Die Vertreter der Stadt Kiel wiesen während des Treffens mit der Posener Universitätsdelegation auf die guten Beziehungen Kiels zu Polen und insbesondere zu Gdynia hin.<sup>54</sup>

Zudem wurde die UAM-Delegation durch den Kultusminister des Landes Schleswig-Holstein, Walter Braun, empfangen. Das genaue Datum und der Ort dieses Treffens konnten bisher nicht ermittelt werden, aber es ist anzunehmen, dass es sich um den letzten Empfang der Posener Delegation während der Universitätstage 1974 handelte. Neben dem Kultusminister und der Delegation der UAM nahmen daran teil: Rektor Hattenhauer und der Erste Syndikus der Industrie- und Handelskammer in Kiel, Dr. Hendrik Genth. Genth überreichte Rektor Miśkiewicz das *Vademecum Deutscher Lehr- und Forschungsstätten*. Der Beschenkte bedankte sich und erklärte, dass die Universität Posen dank des Besuchs in Kiel ihre wissenschaftlichen Kontakte zu Hochschulen in der Bundesrepublik Deutschland ausbauen könne.<sup>55</sup>

Der Besuch der UAM-Delegation an der CAU während der Universitätstage 1974 fand in der lokalen Kieler Presse große Beachtung. Insbesondere in den *›Kieler Nachrichten‹* erschienen sowohl allgemeine Artikel über das Hauptthema der Universitätstage als auch detaillierte Berichte über die offiziellen Treffen der UAM-Delegation und einzelner Professoren sowie über deren Vorträge.<sup>56</sup>

Insgesamt waren beide Seiten mit dem ersten gemeinsamen wissenschaftlichen Projekt sehr zufrieden. Nur Rektor Hattenhauer hatte angeblich ein Problem, das mit seiner geringen Körpergröße zusammenhing: Neben dem stattlichen Posener Rektor Miśkiewicz wirkte er nämlich noch kleiner. Er nahm dies jedoch mit Humor – wie Henryk Kollat, der damalige Korrespondent des polnischen Rundfunks und Fernsehens, der die Universitätstage in Kiel verfolgte, berichtete. Hattenhauer soll gesagt haben: »Das ist wirklich Magnificenz, ich bin nur Minificenz.«<sup>57</sup>

Auf polnischer Seite wurde der Aufenthalt der UAM-Delegation an der CAU im Informationsblatt der UAM und in der Chronik der UAM veröffentlicht.<sup>58</sup> Wie wichtig dieses Ereignis für die UAM-Leitung war, zeigt auch die Tatsache, dass alle Vorträge der Posener Professoren an

---

Ortwin Genske, Rolf Johanning, Dr. Joachim Lohmann, Dr. Dorota Mazurczak, Eryka Meyer-Delius, Horst Neumann, Prof. Dr. Krzysztof Makowski, Andreas Ritter, Dr. Jörg Rathjen und Prof. Dr. Ludwig Steindorff.

54 Archiwum UAM, Sign. 368/8: Presseberichte über die Kieler Universitätstage 1974.

55 Archiwum UAM, Sign. 368/8: Presseberichte über die Kieler Universitätstage 1974.

56 Archiwum UAM, Sign. 368/8: Presseberichte über die Kieler Universitätstage 1974.

57 Henryk Kollat: Poznań – Kilonia: wiedza dwóch Uniwersytetów, in: *Tydzień* 14 (7. April 1974), S. 7.

58 Karońska 1974 (wie Anm. 48), S. 20–22. – Kronika Uniwersytetu im. Adama Mickiewicza za lata akademickie 1972/73–1974/75, Poznań 1976, S. 64.

der CAU 1975 in polnischer und deutscher oder englischer Sprache in einer Sonderpublikation mit dem Titel *Wykłady profesorów Uniwersytetu im. Adama Mickiewicza na Uniwersytecie Christiana Albrechta* (Vorlesungen von Professoren der Adam-Mickiewicz-Universität an der Christian-Albrechts-Universität) publiziert wurden, zu der Miśkiewicz das Vorwort verfasste.<sup>59</sup> Das Buch enthält auch das Programm der Kieler Universitätstage 1974.

Am wichtigsten waren jedoch die Vereinbarungen, die während des Abschlussgesprächs der Kieler Universitätstage Ende Januar 1974 über die weitere Zusammenarbeit getroffen wurden. Sie betrafen drei wesentliche Punkte: Die Aufnahme von Gesprächen über einen Partnerschaftsvertrag zwischen beiden Universitäten Ende 1974 oder Anfang 1975, die Einrichtung eines Stipendienaustauschs für junge Wissenschaftler und Studierende beider Universitäten sowie die Organisation eines Ferienkurses für Studierende beider Universitäten.

Am schnellsten konnte der letzte Punkt, also die Ferienkurse für Studierende beider Universitäten, umgesetzt werden. Noch im Jahr 1974 fand der erste Austausch statt.<sup>60</sup> Im Juli war eine zehnköpfige Studentengruppe der UAM an der CAU zu Gast und im Oktober reiste eine zehnköpfige Studentengruppe der CAU an die UAM. Die Studienrichtungen der Studenten aus Posen sind nicht bekannt, die Studenten aus Kiel studierten jedoch Rechtswissenschaften. Sie können sogar namentlich genannt werden: Marina Grammel-Langfeldt, Erich Groß, Ursula Jung, Günther Kottek, Axel Michaelis, Renata von Nostitz, Elmar Otto, Wolfram Schulz-Streeck, Burkhard Steglich und Gundela Storck.<sup>61</sup> Sie blieben vom 11. bis 26. Oktober 1974 zwei Wochen in Posen. Während dieser Zeit besuchten sie das Institut für Germanistik und das Institut für Recht und Verwaltung und nahmen an mehreren Vorlesungen teil. Außerdem besichtigten sie Posen und unternahmen Ausflüge nach Gnesen, Toruń, Warschau, Kórnik und Rogalin. Ein ähnlicher Studentenaustausch fand 1975 und wahrscheinlich auch 1976 statt.<sup>62</sup>

\*\*\*

Gemäß den Vereinbarungen wurde mit der Ausarbeitung eines Partnerschaftsvertrags zwischen den beiden Universitäten begonnen. Bereits am 13. Februar 1975 übermittelte der Rektor der CAU, Wilhelm Kewenig, Rektor Miśkiewicz den Entwurf eines solchen Vertrags mit der Bitte um

---

59 Wykłady profesorów Uniwersytetu im. Adama Mickiewicza na Uniwersytecie Christiana Albrechta, Poznań 1975.

60 Archiwum UAM, Dział Współpracy z Zagranicą, Zrealizowane przyjazdy cudzoziemców – kraje kapitalistyczne 1974, Sign. 410/6.

61 Archiwum UAM, Sign. 410/6: Liste der Teilnehmer am Ferienkurs der Universität Posen.

62 Archiwum UAM, Dział Współpracy z Zagranicą, Sprawozdania DWZ ze współpracy z zagranicą 1970–1981, Sign. 631/2: Sprawozdanie ze współpracy z zagranicą w roku 1975. [Bericht über die Zusammenarbeit mit dem Ausland im Jahr 1975]. Współpraca z zagranicą w roku 1975/76. [Zusammenarbeit mit dem Ausland im Jahr 1975/76].

kritische Durchsicht und eventuelle Ergänzungen.<sup>63</sup> Über einen Monat später, in einem Schreiben vom 26. März 1975, erklärte Miśkiewicz seine volle Zustimmung, räumte jedoch gleichzeitig ein, dass aus formalen Gründen ein Vertrag vorerst nicht möglich sei.<sup>64</sup> Er betonte jedoch die Bereitschaft zur Unterzeichnung, sobald sich die Beziehungen zwischen beiden Ländern vertiefen würden. Unabhängig davon übermittelte er am 3. Dezember 1975 dem Ministerium für Wissenschaft, Hochschulwesen und Technik den an der CAU ausgearbeiteten Vertragsentwurf mit der Bitte um Stellungnahme und Entscheidung über die Genehmigung zur Unterzeichnung.<sup>65</sup> Das Ministerium teilte am 22. Dezember 1975 mit, dass es die Unterzeichnung für verfrüh halte, da kein Vertrag über wissenschaftliche und technische Zusammenarbeit zwischen der Volksrepublik Polen und der Bundesrepublik Deutschland bestehen.<sup>66</sup> Gleichzeitig er hob das Ministerium keine Einwände gegen die Fortsetzung der Zusammenarbeit im bisherigen Umfang. Diese Haltung des Ministeriums änderte sich bis Anfang der 1980er Jahre nicht, obwohl am 11. Juni 1976 in Bonn ein Abkommen zwischen der Regierung der Bundesrepublik Deutschland und der Volksrepublik Polen über kulturelle Zusammenarbeit unterzeichnet wurde.<sup>67</sup>

Trotz dieser Schwierigkeiten bemühte sich die UAM weiterhin um die Zustimmung des Ministeriums zur Unterzeichnung eines Partnerschaftsvertrags mit der CAU. Zu diesem Zweck erstellte sie 1978 eine umfangreiche Liste mit Themenvorschlägen, die in Zusammenarbeit mit der CAU bearbeitet werden könnten. Diese Liste wurde sowohl am 29. November 1978 an das Ministerium<sup>68</sup> als auch am 13. Dezember desselben Jahres an den Vizepräsidenten der CAU, Werner Kaltefleiter, geschickt.<sup>69</sup> Darüber hinaus übermittelte Miśkiewicz am 29. November 1978 aufgrund der wachsenden Zahl polnischer Hochschulen, die Verträge über die Zusammenarbeit mit Universitäten in der Bundesrepublik Deutschland unterzeichnet hatten, dem Ministerium einen zweiten Vertragsentwurf, der sich an dem Vertrag zwischen den Universitäten Warschau und Bonn orientierte.<sup>70</sup>

---

<sup>63</sup> Archiwum UAM, Dział Współpracy z Zagranicą, Korespondencja dot. współpracy z Uniwersytetem w Kiel 1974, 1976–1987, Sign. 869/10: Schreiben von Wilhelm Kewenig an Benon Miśkiewicz vom 13. Februar 1975.

<sup>64</sup> Archiwum UAM, Sign. 869/10: Schreiben von Benon Miśkiewicz an Wilhelm Kewenig vom 26. März 1975.

<sup>65</sup> Archiwum UAM, Sign. 869/10: Schreiben von Benon Miśkiewicz an Walery Kujawski, Unterstaatssekretär im Ministerium für Wissenschaft, Hochschulwesen und Technik, vom 26. März 1975.

<sup>66</sup> Archiwum UAM, Sign. 869/10: Schreiben von Florian Cichowski, stellvertretender Direktor der Abteilung für Zusammenarbeit mit dem Ausland im Ministerium für Wissenschaft, Hochschulwesen und Technik in Warschau, an Benon Miśkiewicz vom 22. Dezember 1975.

<sup>67</sup> Bundesrepublik Deutschland – Volksrepublik Polen. Kulturelle Zusammenarbeit. Ein Bericht von Winfried Lipscher, Darmstadt 1982, S. 7.

<sup>68</sup> Archiwum UAM, Sign. 869/10: Schreiben von Jolanta Karońska, Leiterin der Abteilung für Zusammenarbeit mit dem Ausland der UAM, an das Ministerium für Wissenschaft, Hochschulwesen und Technik vom 29. November 1978.

<sup>69</sup> Archiwum UAM, Sign. 869/10: Schreiben von Prorektor Stefan Kozarski an den Vizepräsidenten Werner Kaltefleiter vom 13. Dezember 1978.

<sup>70</sup> Archiwum UAM, Sign. 869/10: Darüber wird in einem Schreiben von Benon Miśkiewicz an Stanisław Czajka, Unter-

Dieser Entwurf blieb jedoch unbeantwortet, was die UAM-Leitung beunruhigte und sich deutlich in den Schreiben von Miśkiewicz an das Ministerium widerspiegelt. In einem davon schrieb er an Stanisław Czajka, den Unterstaatssekretär im Ministerium: »Angesichts der fünfjährigen wissenschaftlichen Kontakte der UAM mit der Christian-Albrechts-Universität in Kiel gerät unsere Hochschule aus rein prestigeträchtiger Sicht in eine unangenehme Lage, wenn sie die Kooperationsvereinbarung nicht unterzeichnet.«<sup>71</sup> Er betonte dabei, dass die UAM eine der ersten Hochschulen in Polen war, die die Genehmigung zum Aufbau und zur Pflege von Kontakten zu einer westdeutschen Universität erhalten hatte, und dass mehrere andere polnische Hochschulen bereits Kooperationsvereinbarungen mit westdeutschen Universitäten unterzeichnet hatten. Ähnliche Argumente und Formulierungen erwähnt Miśkiewicz im Bericht der UAM über die Zusammenarbeit mit dem Ausland für das Jahr 1980. Dort stellte er fest:

»Die Zusammenarbeit mit der Universität Kiel wurde durch die Unmöglichkeit erschwert, eine Vereinbarung zu unterzeichnen, die formale Probleme lösen und gleichzeitig die Grundlage für detaillierte Vereinbarungen über die Zusammenarbeit bilden würde (z. B. systematischer Austausch von Lektoren und Dozenten, verstärkter Stipendiennaustausch, Austausch von Kurzbesuchen, Aufnahme gemeinsamer Forschungsprojekte). Auf die Fragen der Kieler Universitätsleitung zum Termin der Vertragsunterzeichnung konnten wir keine klare Antwort geben, was letztlich der Entwicklung weiterer Kontakte nicht förderlich war. Wir haben in dieser Angelegenheit nicht übermäßig darauf bestanden, da wir die übergeordneten Gründe unserer Außenpolitik verstehen, jedoch scheint es schwierig, eine logische Erklärung für die neunjährige Verzögerung der Entscheidung über die Unterzeichnung des Vertrags zu finden. In diesen Jahren haben andere polnische Hochschulen Verträge mit Einrichtungen unterzeichnet, mit denen sie erst viel später in Kontakt getreten sind. Ich möchte hinzufügen, dass das Ministerium während dieser gesamten Zeit den Personalaustausch zwischen unserer Hochschule und der Universität Kiel akzeptiert hat.«<sup>72</sup>

---

staatssekretär im Ministerium für Wissenschaft, Hochschulwesen und Technik in Warschau, vom 31. Juli 1979 berichtet. Der am 24. Mai 1978 unterzeichnete Partnerschaftsvertrag zwischen der Universität Warschau und der Universität Bonn war der erste Vertrag dieser Art zwischen einer polnischen und einer westdeutschen Universität. Archiwum Akt Nowych w Warszawie (Archiwum AAN), Ministerstwo Nauki, Szkolnictwa Wyższego i Techniki. Departament Współpracy z Zagranicą, Współpraca z Zagranicą – korespondencja, notatki stużbowe, protokoły 1978, Sign. 275: Schreiben von Waldemar Kowalewski, Direktor der Abteilung für Zusammenarbeit mit dem Ausland im Ministerium für Wissenschaft, Hochschulwesen und Technik in Warschau, an Rolf Leis, Rektor der Universität Bonn, vom 30. September 1977.

71 Archiwum UAM, Sign. 869/10: Schreiben von Benon Miśkiewicz an Stanisław Czajka, Unterstaatssekretär im Ministerium für Wissenschaft, Hochschulwesen und Technik in Warschau vom 31. Juli 1979.

72 Archiwum UAM, Sign. 631/2: Sprawozdanie ze współpracy z zagranicą za rok 1980. [Bericht über die Zusammenarbeit mit dem Ausland für das Jahr 1980].

Die Zusammenarbeit zwischen den beiden Universitäten entwickelte sich trotz des Fehlens eines formellen Partnerschaftsvertrags sehr gut und wurde auch während des Kriegsrechts in Polen 1981 bis 1983 nicht unterbrochen.<sup>73</sup> Vielmehr wurde sie intensiviert, nachdem am 26. Januar 1982 Miśkiewicz als bisheriger Rektor der UAM und großer Befürworter der Zusammenarbeit zwischen den Universitäten in Posen und Kiel zum Minister für Wissenschaft, Hochschulwesen und Technik ernannt wurde. Das Amt des Rektors übernahm am 1. Februar 1982 Zbigniew Radwański, der bereits am 6. Dezember desselben Jahres den damaligen Präsidenten der CAU, Gerd Griesser, zusammen mit seinen Mitarbeitern für das folgende Jahr nach Posen einlud.<sup>74</sup> Der Besuch der CAU-Delegation an der UAM fand vom 19. bis 23. März 1983 statt.<sup>75</sup> Die Kieler Delegation bestand aus sieben Personen: Dem Mediziner und Präsident der CAU, Gerd Griesser, den Vizepräsidenten Jürgen Becker und Kraft Drepper, dem Kanzler Horst Neumann sowie Werner Winter (Direktor des Seminars für Allgemeine und Indogermanische Sprachwissenschaft), Otto Fränzle (Direktor des Geografischen Instituts) und Horst Zindler (Leiter des Lektorats Deutsch als Fremdsprache). Sie wurden von Rektor Radwański und den Prorektoren Hubert Orlowski und Stefan Paszyc empfangen (Abb. 4).

Bei den gemeinsamen Gesprächen wurde Folgendes vereinbart und in einem Protokoll festgehalten:

»Die Christian-Albrechts-Universität zu Kiel und die Adam-Mickiewicz-Universität zu Poznań erklären sich bereit, die bisherigen mehrjährigen konstruktiven Erfahrungen im Bereich der gegenseitigen Stipendienvergabe und des wechselseitigen Austauschs von Hochschullehrern beider Universitäten auszubauen. Beide Universitäten begrüßen es daher, dass bisher die Christian-Albrechts-Universität zu Kiel jährlich zwei Stipendien, einen Lektorenvertrag und zwei Freiplätze zur Teilnahme am Internationalen Ferienkurs in Kiel sowie die Adam-Mickiewicz-Universität zu Poznań ein Stipendium und eine Gastprofessur zur Verfügung gestellt haben. Die Zusammenarbeit beider Universitäten soll die wissenschaftliche Arbeit in Forschung und Lehre bereichern, die Vermittlung von Informationen, Erfahrungen und den Bücheraustausch begünstigen sowie den Austausch von Wissenschaftlern und Studenten weiterentwickeln.«<sup>76</sup>

73 Miśkiewicz 1989 (wie Anm. 4), S. 306.

74 Archiwum UAM, Sign. 869/10: Schreiben von Zbigniew Radwański an Gerd Griesser vom 6. Dezember 1982.

75 Archiwum UAM, Sign. XXIX/9, Wizyty, Wizyta w UAM delegacji Uniwersytetu im. Christiana Albrechta z Kilonii w dn. 19-23 III 1983 r.

76 Archiwum UAM, Sign. 869/10: Aufgrund eines erneuten Meinungsaustausches stellen die Repräsentanten der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel und der Adam-Mickiewicz-Universität zu Poznań fest, 23. März 1983.



↑ Abb. 4. Empfang der CAU-Delegation durch die Leitung der UAM im Büro des Rektors, 19.–23. März 1983. Von links: 1. Hubert Orłowski, 2. Horst Zindler, 3. Werner Winter, 4. Otto Fränzle, 5. Jürgen Becker, 6. Stefan Paszyc, 7. Gerd Griesser, 8. Zbigniew Radwański, 9. Horst Neumann, 10. Kraft Drepper. Archiwum UAM, Sign. XXIX/9.

Zwei Wochen später, am 5. April 1983, lud Präsident Griesser Rektor Radwański und dessen Frau, die Medizinprofessorin Urszula Radwańska, zur Kieler Woche im Juni 1983 ein, um die Vereinbarungen zu präzisieren.<sup>77</sup> Diese wurden in Form von Anmerkungen zur weiteren Zusammenarbeit festgehalten und anschließend ein neuer Entwurf für eine Partnerschaftsvereinbarung ausgearbeitet, den Prorektor Orłowski am 16. September 1983 an Minister Miśkiewicz mit der Bitte um Genehmigung übermittelte.<sup>78</sup> Da das Ministerium noch einige Ergänzungen vorschlug, wurde der endgültige Text des Partnerschaftsvertrags zwischen der UAM und der CAU Anfang 1984 fertiggestellt.<sup>79</sup> Er konnte am 16. August 1984 in Kiel unterzeichnet werden und läutete eine neue Ära in der Zusammenarbeit beider Universitäten ein, die Gegenstand eines späteren Beitrags sein könnte.

Erwähnenswert ist jedoch der Austausch von wissenschaftlichen Mitarbeitern, die zwischen 1974 und 1984 im Rahmen von Langzeitaufenthalten und Stipendien an beiden Universitäten

77 Archiwum UAM, Sign. 869/10: Schreiben von Gerd Griesser an Zbigniew Radwański vom 5. April 1983.

78 Archiwum UAM, Sign. 869/10: Schreiben von Hubert Orłowski an Benon Miśkiewicz vom 16. September 1983.

79 Archiwum UAM, Sign. 869/10: Schreiben von Stefan Paszyc an Jan Włodarczyk, Direktor der Abteilung für Auslandsbeziehungen im Ministerium für Wissenschaft, Hochschulwesen und Technik, vom 26. Januar 1984.

tätig waren. Nach bisherigen Erkenntnissen absolvierten 13 Personen der UAM einen Langzeitaufenthalt an der CAU, nämlich der Germanist Janusz Krzysztoń (1975/76), der Historiker Edmund Makowski (1977), die Linguistin Maria Drażyńska-Deja (1977/78), die Historikerin Dorota Mazurczak (1978/79), der Germanist Czesław Karolak (1978/79), die Germanistin Maria Kempa (1979/80), der Jurist Jerzy Małecki (1979/80), der Historiker Marian Kozielski (1980/81), der Germanist Janusz Figas (1981/82), die Historiker Marian Drozdowski (1982/83) und Leszek Mrożewicz (1983/84), die Archäologin Dobrochna Jankowska (1983/84) und die Germanistin Sławomira Szubartowicz (1983/84).<sup>80</sup>

Im Rahmen eines Austauschprogramms waren sechs Personen der CAU an der UAM tätig, nämlich der Jurist Professor Dr. Herbert Weiss (1977/78), die Polonisten John Röhe (1978/79) und Gerd Kuchmeister (1978/79), die Historiker Thomas Voss (1979/80) und Heming Traulsen (1980/81) und die Historikerin Brigitte Balzer (1981/83).<sup>81</sup>

Als Gastprofessoren lehrten an der CAU die Germanistin Edyta Polczyńska, der Anglist Prof. Dr. Jacek Fisiak und der Jurist Prof. Dr. Andrzej Komar. An der UAM hielten der Linguist Prof. Dr. Werner Winter, der Skandinavist Prof. Dr. Otto Oberholzer und der Geograf Prof. Dr. Otto Fränzle Vorträge.<sup>82</sup>

Im Rahmen mehrtägiger und mehrwöchiger Aufenthalte kamen vier Personen von der UAM an die CAU, nämlich der Anglist Prof. Dr. Jacek Fisiak, der Geograf Prof. Dr. Stefan Kozarski, die Skandinavistin Dr. Maria Krzysztofiak, die Pädagogin Irena Obuchowska und der Archäologe Prof. Dr. Jan Żak.<sup>83</sup>

\*\*\*

Insgesamt lässt sich sagen, dass die erste Phase der wissenschaftlichen Zusammenarbeit zwischen den Universitäten in Posen und Kiel, die den Zeitraum von 1973 bis 1984 umfasste, von großem Interesse ist. Erstens ist der politische Kontext, in dem die Idee zur Aufnahme von Kontakten zwischen den beiden Universitäten entstand, insbesondere auf lokaler Ebene relevant. Dies zeigte sich vor allem in dem großen Engagement der Stadt Kiel für den Aufbau und die Entwicklung internationaler Beziehungen zum damaligen Ostblock, darunter zu Polen, wobei

---

<sup>80</sup> Archiwum UAM, Sign. 869/10: Informacja o dotychczasowej współpracy UAM z Uniwersytetem w Kilonii i jej efektach. [Informationen über die bisherige Zusammenarbeit der UAM mit der Universität Kiel und deren Ergebnisse].

<sup>81</sup> Archiwum UAM, Sign. 869/10: Informacja o dotychczasowej współpracy UAM z Uniwersytetem w Kilonii i jej efektach. [Informationen über die bisherige Zusammenarbeit der UAM mit der Universität Kiel und deren Ergebnisse].

<sup>82</sup> Archiwum UAM, Sign. 869/10: Informacja o dotychczasowej współpracy UAM z Uniwersytetem w Kilonii i jej efektach. [Informationen über die bisherige Zusammenarbeit der UAM mit der Universität Kiel und deren Ergebnisse].

<sup>83</sup> Archiwum UAM, Sign. 869/10: Informacja o dotychczasowej współpracy UAM z Uniwersytetem w Kilonii i jej efektach. [Informationen über die bisherige Zusammenarbeit der UAM mit der Universität Kiel und deren Ergebnisse].

Kiel in dieser Hinsicht zu den aktivsten westdeutschen Städten gehörte. Nicht ohne Bedeutung war dabei auch die gegenseitige Unterstützung Kiels durch die Landesregierung Schleswig-Holsteins und die CAU. Infolgedessen war die Universität Kiel die erste westdeutsche Universität, die offizielle Kontakte zur Universität Posen aufnahm, die damals nach der Universität Warschau die zweitgrößte Universität Polens war. Zweitens ist gerade aufgrund dieses politischen Kontextes die Zusammenarbeit zwischen der UAM und der CAU ein vorbildliches Beispiel für fruchtbare Beziehungen über ideologische Grenzen hinweg. Sie hat zweifellos zum gegenseitigen Kennenlernen und zum Brückenbau zwischen beiden Ländern beigetragen. Darüber hinaus hat sie die Forschung und den Gedankenaustausch gefördert, was in der wissenschaftlichen Arbeit eine sehr wichtige Rolle spielt. Schließlich hat sie den Grundstein für dauerhafte Beziehungen gelegt, die bis heute verschiedene politische Schwierigkeiten überstanden haben und seit über fünfzig Jahren ununterbrochen gepflegt werden. Möge es so bleiben.

---

## Autorin

Dr. Alina Hinc ,

geboren 1974, Studium der Geschichte an der Adam-Mickiewicz-Universität in Posen (UAM). Promotion 2005 ebenfalls dort. Seit dieser Zeit wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Historischen Fakultät der UAM am Lehrstuhl für Geschichte des 19. Jahrhunderts und Politische Kulturforschung. Im Wintersemester 2009/2010 Juniorprofessorin am Historischen Seminar der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel.

E-Mail: [alahinc@amu.edu.pl](mailto:alahinc@amu.edu.pl)

---

 **Open Access //** Der Artikel ist unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung 4.0 International veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile des Werks von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können.



## Wortreich durch die Jahrhunderte

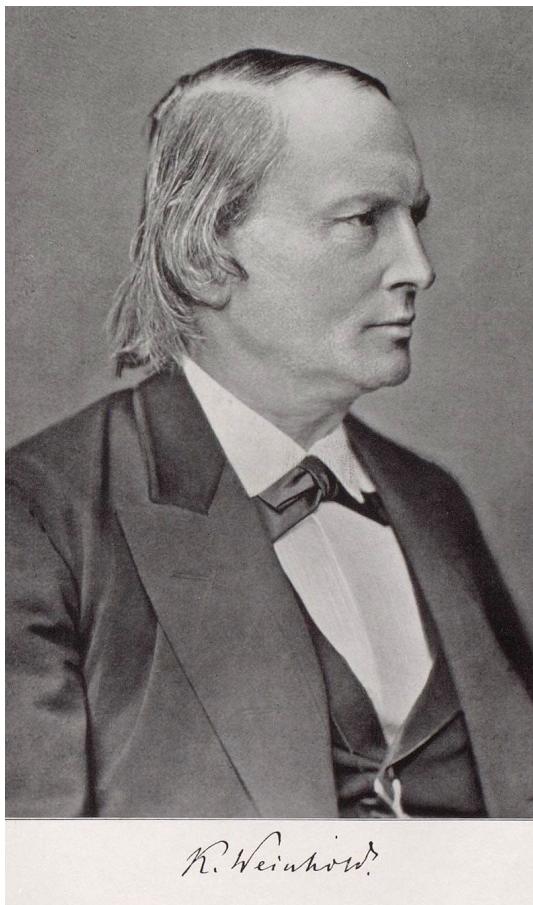
Das Germanistische Seminar feiert 150-jähriges Jubiläum

Die Voraussetzungen waren keineswegs einfach. Bereits im Mai 1873 sandte der Germanist und vormalige Rektor der Christian-Albrechts-Universität, Professor Dr. Karl Weinhold (1827–1901), ein Schreiben an den preußischen Kultusminister Dr. Adalbert Falck (1927–1900, amt. 1872–1878), in dem »sich der gehorsamst Unterzeichnete [erlaubt,] den Antrag auf Errichtung eines germanist. Seminars an der K. Universität zu Kiel ehrerbietig vorzulegen«.<sup>1</sup> Die Gründe für diesen Antrag seien gleichwohl nachvollziehbar, denn er habe für die Studenten praktische Übungen in deutscher Grammatik, altdeutschen Texten sowie Literaturgeschichte abgehalten. Schon damals – darin unterscheidet sich die Situation der Kieler Universität einst und jetzt kaum – wurden die Hoffnungen Weinholds mit Verweis auf die angespannte Haushaltsslage zunächst getrübt. Doch nach knapp zwei Jahren erhielt er im Januar 1875 den positiven ministeriellen Bescheid: Ein germanistisches Seminar durfte mit einem Jahresetat von 300 Mark (heutige Kaufkraftäquivalenz: etwa 2.400 €) gegründet werden. Am 16. April 1875 wurde sodann das Germanistische Seminar der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel offiziell eingerichtet.

Die ersten hundert Jahre der Geschichte des Seminars sind bereits von Friedhelm Debus 1976 ausführlich aufgearbeitet worden,<sup>2</sup> sodass sich die Frage stellt, welchen Fokus ein neuerliches Seminarjubiläum legen kann. Ein solches Jubiläum kommt gleichwohl ohne einen Blick in seine Geschichte, die vielen Seminar- und Universitätsmitgliedern wohl – wenn überhaupt – nur in Ansätzen bekannt ist, kaum aus. Insbesondere stellen die Zusammenhänge zwischen Seminar- und Universitätsgeschichte einen vielversprechenden Anknüpfungspunkt für weitere Untersuchungen dar. Der Blick in die Geschichte ist nicht nur Anlass zur Reflexion und Auf-

1 Zit. n. Friedhelm Debus: Zu Entstehung und Geschichte des Germanistischen Seminars an der Christian-Albrechts-Universität Kiel, in: Christiana Albertina 20 (1976), S. 5–27, hier S. 5.

2 Debus 1976 (wie Anm. 1).



◀ Abb. 1. Der Gründer des Germanistischen Seminars, Karl Weinhold (1901). Aus: Volquart Pauls: Hundert Jahre Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte. 1833 – 13. März 1933, Neumünster 1933, S. 130.

arbeitung, er ist ebenso eine zentrale Gelegenheit zur Besinnung auf Errungenschaften der Gegenwart und für ein Weiterdenken in die Zukunft. So hob die Geschäftsführende Direktorin Inger Petersen in ihrem Grußwort zum Festakt am 25. April 2025 hervor, dass das Germanistische Seminar zwar eine lange Geschichte habe, dabei aber keinesfalls im bloß konservierenden Stillstand verharre, sondern sich gerade in den letzten Jahren noch einmal fachlich und strukturell weiterentwickelt habe und auch allen neuen wissenschaftlichen, gesellschaftlichen und technischen Herausforderungen zuversichtlich entgegenblicke.

Die Bedeutung der Studierenden für die CAU Kiel im Allgemeinen und für das Germanistische Seminar im Besonderen hat sich in den letzten 150 Jahren grundlegend gewandelt. Während davon auszugehen ist, dass Karl Weinhold in seiner Societas Germanica (die Fortführung der Societas Theodisca von Weinholds Vorgänger Karl Müllenhoff)<sup>3</sup> mit eini-

3 Vgl. Debus 1976 (wie Anm. 1), S. 15.

gen wenigen Studierenden Konversation und Disputation geführt haben dürfte – die Studentenschaft der gesamten Kieler Universität bestand 1871 noch aus 112 Studenten<sup>4</sup> – hat sich das Fach Deutsch zum größten Fach der Universität entwickelt und stellt heute eine vivide Forschungs- und Lehrumgebung dar: Gut 2.000 Studierende lernen und forschen am Germanistischen Seminar zu verschiedensten Themen der hoch- und niederdeutschen Sprachwissenschaft und Sprachdidaktik, Deutsch als Zweit- und Fremdsprache sowie der Älteren Deutschen Literatur. Dies zeigt sich auch daran, dass – wie Dekan Dirk Westerkamp in seinem Grußwort beschrieb – das Germanistische Seminar nicht ohne Grund als Seminar und nicht als Institut gegründet wurde: »Das Begriffswort ›Seminar‹ betont stärker das instituierende Moment; die Lehr- und Forschungseinheit in der Vielfalt. Es betont das Collegium [...], das Dynamische [...]. Es bezeichnet den Gedanken der Einheit von Lehrenden und Lernenden«. Dieser strukturell verankerte Kerngedanke wird bis in die Gegenwart als zentraler Baustein des Seminarlebens fortgeschrieben.

Aufgrund der großen Bedeutung von Studierenden für die germanistische Praxis lag es nahe, einen Festakt zum 150-jährigen Jubiläum auf diese Entwicklung hin auszurichten und das Kollegium der Studierenden zentral in den Festakt einzubinden. Bereits im Wintersemester 2024/25 wurden auf Initiative von Toke Hoffmeister (Vertretung der Professur für Deutsche Sprachwissenschaft) in einem Hauptseminar ›Geschichte der Sprachwissenschaft‹ Poster zu historischen Persönlichkeiten des Germanistischen Seminars durch Studierende erarbeitet. Ergänzt um studentische Poster aus der Niederdeutschen Abteilung (organisiert von Michael Elmentaler) sowie dem Arbeitsbereich Ältere Deutsche Literatur (organisiert von Daniel Eder) wurden diese im Rahmen einer Ausstellung auf dem Festakt gezeigt und präsentiert. Auf insgesamt zwölf Postern (zwei Überblicks- und zehn Personenposter) erfolgte somit ein detaillierter Einblick in Forscherbiographien des 19. und 20. Jahrhunderts.

Die seit den 1960er Jahren entstandene und bis in die Gegenwart erhaltene disziplinäre Trennung war im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts noch nicht durchgeführt. Die ersten Professoren am Germanistischen Seminar hatten zumeist Forschungsschwerpunkte sowohl in der deutschen Sprach- als auch der Literaturgeschichte und befassten sich in der Regel mit mittelhochdeutscher Literatur sowie den historischen Sprachstufen des Deutschen, Alt- und Mittelhochdeutsch, teilweise auch mit Volkskunde, Dialektologie und Stilistik. Insofern ließen sich über die ausgestellten Poster der Studierenden nicht nur die vielfältigen Arbeitsgebiete der früheren Forschergenerationen und die jeweiligen Profilierungen und (persönlichen) Eigenheiten der Professoren erkennen, sondern auch wichtige Traditionslinien der Kieler Germanistik entdecken und wirkungsmächtige Fachpublikationen erinnernd abschreiten. Dabei wurden auch dunkle Kapitel

---

<sup>4</sup> Vgl. Rainer S. Elkar: Studieren in Kiel. Eine historisch-politische Zeitreise von den Anfängen bis zur Gegenwart, Husum 2015, S. 84.

der Seminargeschichte – wie etwa die Zeit des NS-Regimes – thematisiert. Die folgenden Personen wurden über Poster behandelt:<sup>5</sup>

- Karl Müllenhoff (1818–1884)
- Karl Weinhold (1823–1901)
- Friedrich Hermann Traugott Vogt (1851–1923)
- Friedrich Kauffmann (1863–1941)
- Otto Mensing (1868–1939)
- Wolfgang Mohr (1907–1991)
- Gerhard Cordes (1908–1985)
- Friedrich Ohly (1914–1996)
- Hugo Steger (1929–2011)
- Friedhelm Debus (1932–2023)

## Friedhelm Debus und seine Forschungen

Seit der umfangreichen Aufarbeitung der Seminargeschichte durch Friedhelm Debus von 1976<sup>6</sup> hat sich personell und fachkulturell Einiges getan. Von den vielen Persönlichkeiten, die im 20. Jahrhundert am Germanistischen Seminar in Mediävistik, hoch- und niederdeutscher Sprachwissenschaft sowie in der Sprachdidaktik geforscht und gelehrt haben, ist Debus selbst schon deshalb hervorzuheben, weil er das Germanistische Seminar über fast 30 Jahre hinweg als Lehrstuhlinhaber für Deutsche Sprachwissenschaft von 1969 bis 1997 maßgeblich geprägt hat. Zudem ist er als Chronist der ersten 100 Jahre in seiner Relevanz für die Kieler Germanistik noch nicht Teil einer umfassenderen Aufarbeitung der Seminargeschichte geworden.

Welche Bedeutung Debus – nicht nur Professor für Sprachwissenschaft sondern auch für Ältere Deutsche Literaturwissenschaft – für das Germanistische Seminar, die Kieler Universität aber auch die gesamte Germanistik hatte, wird im Geleitwort zu seinen anlässlich des 65. Geburtstages im Jahr 1997 herausgegebenen *Kleineren Schriften* deutlich.<sup>7</sup> Dort zählen die Herausgeber seine Ämter auf: So war er bis 1997 nicht nur 25 Jahre lang Direktor des Germanistischen Seminars, sondern auch »Dekan der Philosophischen Fakultät, Vorstandsmitglied des Philosophischen Fakultätentages, Mitglied der Joachim Jungius-Gesellschaft der Wissen-

---

5 Ein Kurzfilm mit den entsprechenden Postern unter: <https://videoportal.rz.uni-kiel.de/Mediasite/Play/39fc8b483b949e1b38a044e05467e7b1d> [23. Juni 2025].

6 Debus 1975 (wie Anm. 1).

7 Hans-Diether Grohmann und Joachim Hartig: Zum Geleit, in: Friedhelm Debus, Kleinere Schriften. Zum 65. Geburtstag am 3. Februar 1997 ausgewählt und herausgegeben von Hans-Diether Grohmann und Joachim Hartig, Bd. 1, Hildesheim 1997, S. 1–2.



◀ Abb. 2. Friedhelm Debus (rechts) bei der Verleihung des Henning-Kaufmann-Preises 2010 an Peter Anreiter (links). Aus: Peter Anreiter: Herausragender Namenforscher und Lehrmeister, 18.05.2010, [https://www.uibk.ac.at/archive/iPOINT/news/uni\\_und\\_auszeichnungen/770523.html](https://www.uibk.ac.at/archive/iPOINT/news/uni_und_auszeichnungen/770523.html) [5. Juni 2025].

schaften in Hamburg, langjähriger DFG-Gutachter, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Literatur in Mainz, schließlich auch Präsident des Instituts für Deutsche Sprache in Mannheim<sup>8</sup> – man könnte noch ergänzen: ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Hamburg, Mitglied der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Vorsitzender des wissenschaftlichen Beirates des Forschungszentrums Deutscher Sprachatlas in Marburg und Weiteres mehr. Seine Forschungsschwerpunkte lagen auf der Sprachgeographie, der Namenkunde (Onomastik) sowie der Wirkung Martin Luthers als Sprachschöpfer, womit zwei von drei maßgeblichen Themen umrissen sind, welche die Kieler Germanistik auch heute noch prägen. So legte Markus Hundt dort zuletzt beispielsweise eine Studie zu sprachlichen Aggressionen bei Martin Luther vor.<sup>9</sup> Auch die Sprachgeographie bildet eine zentrale Säule Kieler sprachwissenschaftlicher Forschung, so beispielsweise im Großprojekt ›Sprachvariation in Norddeutschland<sup>10</sup> oder im Projekt ›Wahrnehmungsdialektologie. Der deutsche Sprachraum aus der Sicht linguistischer Laien‹.<sup>11</sup> Die Forschungen von Debus zeichnen sich durch eine beeindruckende thematische Breite aus; seine Expertise reicht neben den oben bereits genannten Schwerpunkten des Weiteren von Mediävistik und Mittelhochdeutsch, über das Ost-West-Verhältnis in der Sprache, die deutsche Sprache in der Gegenwart, das Verhältnis von Klaus Groth und Johan Winkler bis hin zur Wissenschaftsgeschichte. Seine *Kleineren Schriften*

<sup>8</sup> Grohmann/Hartig 1997 (wie Anm. 7), S. 1.

<sup>9</sup> Markus Hundt: Sprachliche Aggressionen bei Martin Luther. Argumentationsformen und -funktionen am Beispiel der Streitschrift »Wider das Papsttum zu Rom vom Teufel gestiftet« (1545), Berlin 2022, <https://doi.org/10.1515/9783110753578>.

<sup>10</sup> Norddeutscher Sprachatlas (NOSA), hg. v. Michael Elmentaler und Peter Rosenberg, Band 1: Regiolektale Sprachlagen. Unter Mitarbeit von Liv Andresen, Klaas-Hinrich Ehlers, Kristin Eichhorn, Robert Langhanke, Hannah Reuter, Claudia Scharloth und Viola Wilcken, Hildesheim 2015; Band 2: Dialektale Sprachlagen. Unter Mitarbeit von Liv Andresen, Klaas-Hinrich Ehlers, Chiara Fioravanti, Robert Langhanke, Viola Wilcken und Martin Wolf, Hildesheim 2022.

<sup>11</sup> Der deutsche Sprachraum aus der Sicht linguistische Laien. Ergebnisse des Kieler DFG-Projektes, hg. v. Markus Hundt, Nicole Palliwoda und Saskia Schröder, Berlin 2017.

haben einen Umfang von über 1.900 Seiten und decken damit nicht einmal das gesamte Œuvre ab. Sein Werk hat das Germanische Seminar der Universität zu Kiel geprägt.

Debus war in seinem linguistischen Schaffen einem gebrauchsorientierten Sprachbegriff verpflichtet. In *Zur deutschen Sprache in unserer Zeit – Verfall oder Fortschritt* merkte er an, dass nicht die Sprache selbst »wahr oder falsch, klar oder unklar, genau oder ungenau, gesund oder krank, lebenskräftig oder verfallen« sei, sondern verantwortlich sei vielmehr »der Mensch, der die Sprache mit ihren Möglichkeiten nutzt oder nicht nutzt.«<sup>12</sup> Überhaupt stellte der Mensch eine wichtige Bezugsgröße für das Nachdenken von Debus über Sprache dar. Sprache sei keine isolierte Struktur oder ein Organismus, sondern durch das Sprachhandeln und damit schließlich auch durch den Menschen bedingt<sup>13</sup> – deutlich wird dies zum Beispiel auch durch seine wegweisenden Arbeiten zur Sozio-Onomastik. Die Sprachgebrauchsorientierung von Debus ist in der Kieler Germanistik bis heute tief verankert.

Gerade sein dritter zentraler Arbeitsbereich, die Namenkunde, schlägt aber wiederum die Brücke zur germanistischen Mediävistik, die Debus auch darüber hinaus schon seit früher Zeit in seine Forschungstätigkeit miteinbezog.<sup>14</sup> In diesem Zusammenhang ist besonders sein Vorhaben eines ›Lexikon der Namen in literarischen Texten des Mittelalters‹ hervorzuheben.<sup>15</sup> Das Nachschlagewerk – eine Sammlungsidee, die offenbar schon Müllenhoff umgetrieben hatte<sup>16</sup> – kam über Vorarbeiten nicht hinaus.<sup>17</sup> Das heute für derartige Pläne zeitgemäßere Format wäre mit Sicherheit ohnehin die Online-Datenbank – also ein Gebiet, für das wiederum die heutige Kieler Altgermanistik mit dem Team des von Margit Dahm geleiteten DFG-Projekts, das sich mit einer umfänglichen Sammlung und Erschließung der Kolophoneinträge (Schreiberinnen- und Schreibervermerke) in deutschsprachigen Handschriften des Mittelalters befasst, Grundlagenarbeit leistet.<sup>18</sup> Auch hier stellen – freilich

12 Friedhelm Debus: *Zur deutschen Sprache in unserer Zeit – Verfall oder Fortschritt?*, in: Grohmann/Hartig 1997 (wie Anm. 7), Bd. 1, S. 257–280, das Zitat S. 275.

13 Vgl. Friedhelm Debus: *Sprache und Gesellschaft*, in: Grohmann/Hartig 1997 (wie Anm. 7), Bd. 1, S. 281–311, hier S. 283.

14 Vgl. etwa Friedhelm Debus: *Wie suoze Hôrant sanc* [1970], in: Grohmann/Hartig 1997 (wie Anm. 7), Bd. 1, S. 3–30.

15 Vgl. Friedhelm Debus: *Über ein entstehendes Lexikon der literarischen Namen in deutschen Texten des Mittelalters* [1989], in: Grohmann/Hartig 1997 (wie Anm. 7), Bd. 2, S. 758–772. – Friedhelm Debus: *Namen in der Literatur des Mittelalters* [1990], in: Grohmann/Hartig 1997 (wie Anm. 7), Bd. 2, S. 773–780, und Friedhelm Debus: *Ein Lexikon der in literarischen Texten enthaltenen Namen* [2002], in: Grohmann/Hartig 1997 (wie Anm. 7), Bd. 3, S. 251–271.

16 Vgl. Friedhelm Debus: *Namen in deutschen literarischen Texten des Mittelalters. Einführung in die Thematik* [1989], in: Grohmann/Hartig 1997 (wie Anm. 7), Bd. 2, S. 752–757, hier S. 755, Anm. 1.

17 Es handelt sich hierbei allem Anschein nach um elektronische Datensätze zu etwa 130 mittelalterlichen Texten mit entsprechenden Markierungen. Vgl. Friedhelm Debus: *Lexikon der Namen in deutschen literarischen Texten des Mittelalters*, in: *Maschinelle Verarbeitung altdeutscher Texte V: Beiträge zum fünften internationalen Symposium*, Würzburg 4.–6. März 1997, hg. v. Stephan Moser u.a., Tübingen 2001, S. 117–128, hier S. 119, Anm. 2, <https://doi.org/10.1515/9783110909494.117>. Diesen Hinweis verdanken wir Ronny F. Schulz (Kiel). Eine Auffindung im Nachlass von Debus ist bisher noch nicht gelungen.

18 Vgl. Webseite des DFG-Projekts ›Kolophone in deutschsprachigen Handschriften des Mittelalters‹, <https://www.kolophone.de/> [20. Juni 2025]. Das Projekt befindet sich derzeit bereits in der zweiten Förderphase (Laufzeit: 11/2024–10/2027).



→ Abb. 3. Die Stenorette – einst Alltagshilfsmittel der Sekretariate. Foto: Daniel Eder.

neben anderen wichtigen Daten wie Angaben von Schreiborten und Abfassungsdatierungen – die Namen der mittelalterlichen Schreiberinnen und Schreiber ein entscheidendes Erfassungskriterium dar.

### Vom Federkiel zur Stenorette und Tastatur: Wissenschaftliche Praxis am Germanistischen Seminar einst und jetzt

Nicht nur die Anzahl und die Bedeutung der Studierenden im und für das Germanistische Seminar haben sich in den letzten 150 Jahren grundlegend gewandelt. Auch die Arbeitsweisen sind nicht zuletzt durch die Einführung elektronischer Datenverarbeitung (EDV) um das Jahr 2000 von Veränderungen betroffen gewesen, wie sich schon am oben angedeuteten Wandel von Lexika zu Online-Datenbanken zeigt. Diesen tiefgreifenden Wandel führte wiederum Inger Petersen in ihren Jubiläums-Grußworten eindrücklich vor Augen, indem sie dafür auf den reichen Erinnerungsschatz der langjährigen Mitarbeiterinnen in der Seminar- und Abteilungsverwaltung, Birgit Siegmund, Gabriela Wulff-Döbber und Ulrike Zander-Röpstorff, verwies. In früheren Zeiten wurden etwa alle zu verschriftlichenden Eingaben der Professoren noch per Stenorette umgesetzt (Abb. 3). Hierbei mussten die über Mikrophon eingesprochenen Äußerungen dann über die Bedienung per Fußpedal abgespielt und mit Schreibmaschine mühsam abgetippt werden.

Damit dies auch einwandfrei funktionierte, war es notwendig, den Typensatz der Schreibmaschine regelmäßig mit einem speziellen Reiniger zu pflegen – antiquiert mutet in diesem Zusammenhang nicht zuletzt das Frauenbild des in diese Kategorie gehörenden Produkts »Jeden Tag« an (Abb. 4).



◀ Abb. 4. Der Typenreiniger »Jeden Tag« zur Reinigung des Typensatzes einer Schreibmaschine. Foto: Inger Petersen.

Beide Produkte dürften heute bei den meisten längst in Vergessenheit geraten sein und mit-hin einfach kurios erscheinen; längst ist der omnipräsente Computer von keinem Büroschreibtisch mehr wegzudenken, keine (häufig unleserlichen) Professoren-Manuskripte müssen mehr von anderen entziffert und abgetippt werden und die damals übliche briefliche Kommunikation ist fast vollständig durch Emailverkehr ersetzt. Jedoch fragt man sich schon, so formulierte Petersen nicht zuletzt mit Blick auf die radikalen Veränderungen der Wissenschaftspraxis, die sich möglicherweise durch die Weiterentwicklung von KI-Programmen ergeben könnten, über welche unserer Arbeitsweisen die Menschen dann in 25 Jahren, wenn das 175. Jubiläum des Germanistischen Seminars ansteht, werden schmunzeln müssen.

Mit dem Einzug neuer Technologien generativer Textmodelle (Large Language Models) und textgenerierender künstlicher Intelligenz (KI) befindet sich die Germanistik momentan, wie viele andere Wissenschaften auch, in Forschung wie Lehre in einer Zeit grundlegender Veränderungen. Doch nicht nur neue Technologien, auch der gesellschaftliche Wandel bringt Veränderungen mit sich. Die Disruption vormaliger sozio-politischer Selbstverständlichkeiten involviert auch die Germanistik, die im 21. Jahrhundert längst keine auf den deutschsprachigen Raum beschränkte Wissenschaft mehr ist: Internationale Kooperationen in Graduiertenworkshops oder auch in Forschungsprojekten sind zum Beispiel auch am Germanistischen Seminar zur Selbstverständlichkeit geworden. Die Germanistik beschäftigt sich darüber hinaus inhaltlich schon lange nicht mehr ausschließlich mit Strukturen der deutschen Sprache und Literatur und damit mit den klassischen philologischen Themenbereichen. Längst geht es auch um grundlegende Fragen nach dem menschlichen Selbstverständnis als kulturelles, soziales, sprachfähiges Wesen schlechthin. Damit sei die Germanistik, so betonte Vizepräsident Eckhard Quandt in seinem Grußwort – »ganz sicher keine Wissenschaft der Vergangenheit, sondern eine unverzichtbare Disziplin für die Gegenwart und die Zukunft.«

## Autoren

Dr. Toke Hoffmeister ,

geboren 1992, Studium der Fächer Deutsch und Philosophie (Master of Education), Promotion 2021 mit einer Arbeit zu *Sprachwelten und Sprachwissen. Theorie und Praxis einer kognitiven Laienlinguistik* (Kiel). Seit März 2022 wissenschaftlicher Mitarbeiter im Graduiertenkolleg 2700 „Dynamik und Stabilität sprachlicher Repräsentationen“ (Marburg). 2024–2025 Vertretung der Professur für Deutsche Sprachwissenschaft an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel.

E-Mail: [hoffmeister@germsem.uni-kiel.de](mailto:hoffmeister@germsem.uni-kiel.de)

Dr. Daniel Eder,

geboren 1982, Studium der Fächer Deutsche Philologie, Theater- Film und Fernsehwissenschaft und Musikwissenschaft an der Universität zu Köln (Magister), Promotion 2015 mit einer Arbeit zum Natureingang im Minnesang (Köln). Tätigkeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Abteilung Ältere Deutsche Literatur / Germanistische Mediävistik an den Standorten Köln, Göttingen und Kiel; seit dem WS 2021/22 am Germanistischen Seminar der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel.

E-Mail: [eder@germsem.uni-kiel.de](mailto:eder@germsem.uni-kiel.de)

---

⑧ **Open Access //** Der Artikel ist unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung 4.0 International veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile des Werks von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können.



# Digitales Publizieren an der CAU

Ein Vierteljahrhundert Open-Access-Services in Kiel

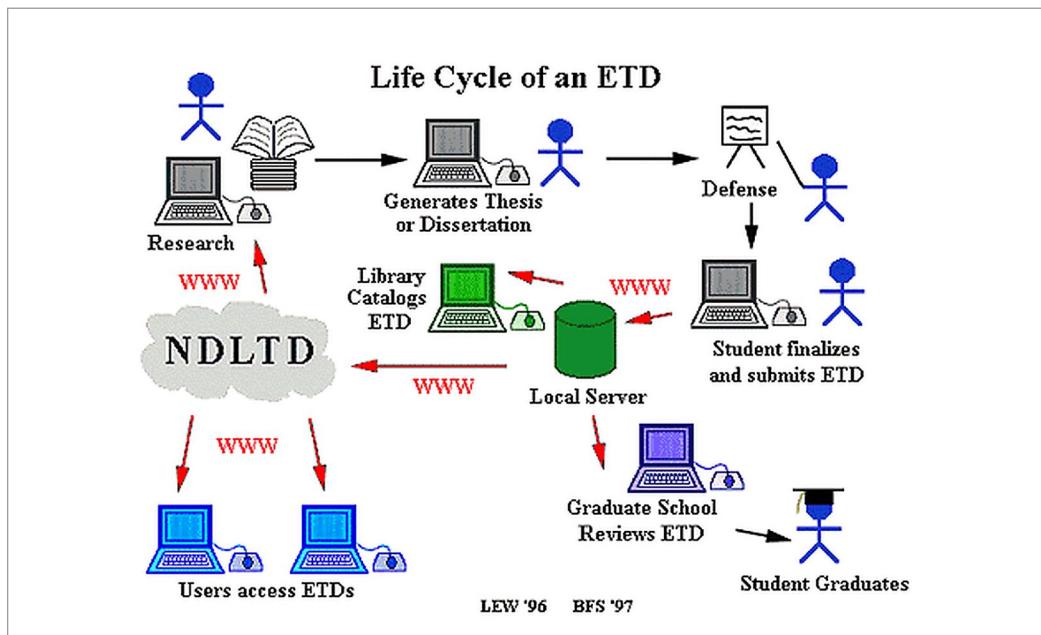
Die Geschichte des digitalen Publizierens an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel (CAU) begann Mitte der 1990er Jahre, parallel zu den ersten internationalen Entwicklungen. Ausgehend von frühen Initiativen zur digitalen Dissertation entwickelte sich an der CAU über 25 Jahre hinweg eine moderne Publikationsinfrastruktur mit vielgenutzten Open-Access-Services. Angebunden sind sie an das institutionelle Repozitorium MACAU, das Forschenden aller Disziplinen heute als Plattform zur freien Veröffentlichung von Dissertationen, Zeitschriften, Reihen und anderen wissenschaftlichen Arbeiten dient. Der Beitrag skizziert die Entwicklung der Infrastruktur und Services zum Publizieren im Open Access (OA) von den Anfängen bis ins Jubiläumsjahr 2025. Er führt von ersten Schritten über technische und strategische Meilensteine bis hin zu den aktuellen Herausforderungen in der wissenschaftlichen Kommunikationspraxis.

## ArXiv, ETD & Co.: Beginn des Zeitalters der digitalen Wissenschaftskommunikation

Das elektronische Veröffentlichen wissenschaftlicher Informationen als Breitenphänomen begann um 1990 und ist eng mit der Etablierung des Internets und digitaler Speichermedien verbunden. Erste Universitäten experimentierten in dieser Zeit mit digitalen Archiven und Publikationsinfrastrukturen. Der 1991 im Los Alamos National Laboratory vom Physiker Paul Ginsparg ins Leben gerufene und bis heute bestehende (Preprint-)Dokumentenserver »arXiv« ist eines der prominentesten Beispiele.<sup>1</sup> Schon seit der zweiten Hälfte der 1980er Jahre wur-

---

1 Vgl. Paul Ginsparg: It was twenty years ago today, in: arXiv.org [13. September 2011], <https://doi.org/10.48550/arXiv.1108.2700>.



▲ Abb. 1. Kreislauf elektronischer Dissertationen. Schema des ETD-Programms der Virginia Tech (1996/97). Aus: Christian Weisser und Janice R. Walker: Excerpted: Electronic Theses and Dissertations: Digitizing Scholarship for Its Own Sake, in: JEP 3.2 (1997), <https://doi.org/10.3998/3336451.0003.209>.

de zudem über die Möglichkeit der elektronischen Veröffentlichung von Abschlussarbeiten und Dissertationen diskutiert und es gab erste Versuche. Früher Ort der Entwicklung war die Virginia Tech (Virginia Polytechnic Institute and State University), die als eine der ersten Universitäten ein ›Electronic Thesis and Dissertation‹-Programm (kurz: ETD) einführte.<sup>2</sup> Die Protagonist\*innen hatten ferner wesentlichen Anteil an der 1996 gegründeten ›National Digital Library of Thesis and Dissertations‹ (NDLTD), aus der die international tätige ›Networked Digital Library of Theses and Dissertations‹ hervorging. Der Wandel von Print- zu digitaler Veröffentlichung entwickelte sich zu einem globalen Trend.<sup>3</sup>

Im Verlauf der 1990er Jahre fasste dieser auch in Deutschland Fuß, ausgehend von der 1994 gegründeten ›IuK-Initiative der wissenschaftlichen Fachgesellschaften‹.<sup>4</sup> 1996 ging da-

2 Vgl. NDLTD: Mission, Goals, and History, <https://ndltd.org/mission-goals-and-history/> [27. Juni 2025]. – Peter Diepold: Das interdisziplinäre DFG-Projekt »Dissertationen Online«. Ergebnisse und Ausblick, in: Erziehungswissenschaft 12.23 (2001), S. 6–19, hier S. 10.

3 Vgl. Joachim Schöpfel u.a.: New Frontiers of Electronic Theses and Dissertations, in: Encyclopedia 5.1 (2025), S. 10, <https://doi.org/10.3390/encyclopedia5010006>.

4 Vgl. Luzian Weisel: Interview zur Auflösung der IuK-Initiative Wissenschaft, in: LIBREAS. Library Ideas 20 (2012), <https://doi.org/10.18452/8997>.

raus der Antrag für das Projekt ›Dissertationen online‹ bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) hervor, das 1998 startete und sich mit Anschluss an die NDLTD umgehend am internationalen Diskurs beteiligte.<sup>5</sup> Kurz zuvor, am 30. Oktober 1997, hatte die Kultusministerkonferenz die ›elektronische Dissertation‹ den traditionellen Veröffentlichungsformen gleichgesetzt und damit den rechtlichen Rahmen für das DFG-Projekt geschaffen.<sup>6</sup> Im Wesentlichen war es an drei Problemfeldern der traditionellen Veröffentlichungspraxis orientiert: 1. Den hohen (Druck-)Kosten der Promovierenden, 2. dem Raumangst in den Universitätsbibliotheken, 3. der oft geringen Sichtbarkeit und schweren Auffindbarkeit der Arbeiten.<sup>7</sup> Im Projekt wurden die technischen Hürden der Publizierenden, Fragen des Urheberrechts, der Langzeitverfügbarkeit der elektronischen Dokumente sowie der Metadatenkohärenz behandelt. Parallel wurde 1998 die infrastrukturelle Grundlage für die Veröffentlichung elektronischer Dissertationen in Deutschland geschaffen – unter anderem mit dem Beginn der Sammlung von Online-Hochschulschriften durch die Deutsche Nationalbibliothek (DNB).<sup>8</sup> 1999 gründete sich außerdem die ›Deutsche Initiative für Netzwerkinformation‹ (DINI), die als Kooperation von wissenschaftlichen Rechenzentren und Universitätsbibliotheken bis heute das Ziel verfolgt, die »Informations- und Kommunikationsdienstleistungen und die dafür notwendige Entwicklung der Informationsinfrastrukturen an den Hochschulen regional und überregional« zu verbessern und zu fördern. DINI prägt seither die Entwicklung in Deutschland durch ihre Empfehlungen und Standards wesentlich mit.<sup>9</sup>

---

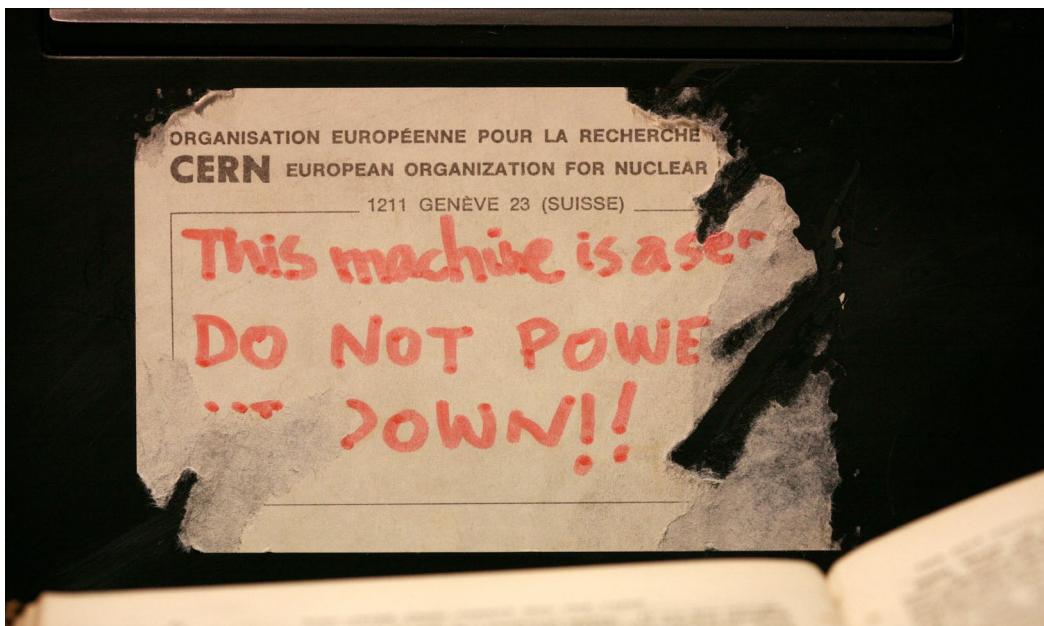
5 Vgl. Hans-Ulrich Kamke: Das DFG-Projekt ›Dissertationen Online‹ stellt sich vor. In vier Teilberichten, hg. v. Susanne Dobratz. Teilbericht 1 A: Überblick über das Projekt, in: B.I.T. Zeitschrift für Bibliothek, Information und Technologie 4 (1999), <https://www.b-i-t-online.de/archiv/1999-04/fach2.htm> [27. Juni 2025]. – Konzeptionell begleitet wurde der Projektantrag vom gleichnamigen Workshop, der 1997 an der Humboldt-Universität zu Berlin stattfand. Vgl. Diepold 2001 (wie Anm. 2), S. 10. – Susanne Dobratz und Matthias Schulz: Informationsvermittlung. Elektronisches Publizieren an Universitäten. Aktuelle Trends und zwei Tagungen aus bibliothekarischer Sicht. I. Online-Dissertationen: Bericht vom Dritten Internationalen Symposium für elektronische Dissertationen, in: Bibliotheksdienst 34 (2000), S. 1260–1263, hier S. 1263, <https://doi.org/10.1515/bd.2000.34.78.1260>. Das DFG-Projekt wurde bis zum Jahr 2000 gefördert.

6 Grundsätze für die Veröffentlichung von Dissertationen vom 29.04.1977 i. d. F. vom 30.10.1997, in: Beschlüsse der Kultusministerkonferenz, <https://archiv.ub.uni-marburg.de/kmk/1997-01.html> [27. Juni 2025]. Die bis dato herkömmlichen Veröffentlichungsformen waren der Druck im Wissenschaftsverlag und der Selbstdruck.

7 Vgl. Kamke 1999 (wie Anm. 5).

8 Vgl. Deutsche Nationalbibliothek: Dissertationen und Habilitationen, Stand: 22. August 2025, <https://www.dnb.de/dissonline> [9. September 2025].

9 Webseite der ›Deutschen Initiative für Netzwerkinformation e. V.‹, DINI-Historie, <https://dini.de/dini/geschichte>, und Über DINI, <https://dini.de/dini/ueber-uns> [27. Juni 2025]. Seit 2002 besitzt DINI den Vereinsstatus.



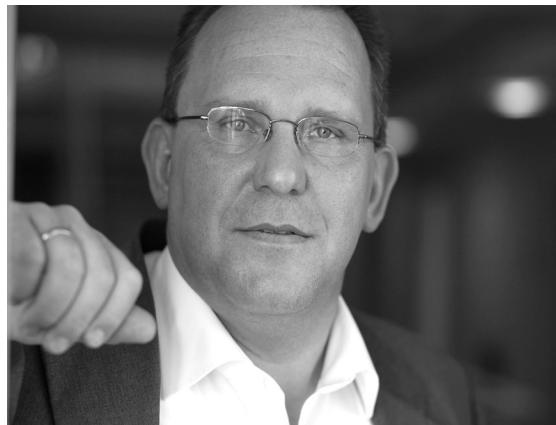
↑ Abb. 2. Etikett mit handschriftlichem Hinweis von Tim Berners-Lee auf seinem NeXTcube-Computer, den er als ersten Webserver betrieb. Foto 2008: Robert Scoble, veröffentlicht unter der Lizenz CC BY 2.0 via Flickr.

## Dissertation goes digital: Frühe Kieler Antworten auf den Umbruch im Publikationswesen

Auf der Leitungsebene der CAU wurden die Veränderungen im wissenschaftlichen Publikationswesen 1996 aufgegriffen – wohl nicht zufällig vom international gut vernetzen Physiker, Wissenschaftsorganisator und Rektor Ruprecht Haensel.<sup>10</sup> Mitte Dezember bat er den damaligen Direktor der Universitätsbibliothek (UB), Günther Wiegand, »über die Veränderung im Bibliotheks- und Publikationswesen aufgrund der weltweiten Vernetzungen und Zugriffe auf Datenbanken« zu berichten.<sup>11</sup> In seinen ›Entwicklungsperpektiven der Literaturversorgung‹ wies Wiegand einerseits auf die enormen Preissteigerungen für Abonnements vor allem von Fachzeitschriften aus den STM-Fächern (Science, Technology, Medicine) hin und schilderte andererseits die sich durch die neue Technik eröffnenden Alternativen: Die digitale Veröffentlichung wissenschaftlicher Informationen auf eigenen Servern – ohne Verlagsbeteiligung.

<sup>10</sup> Art. ›Ruprecht Haensel‹, in: Kieler Gelehrtenverzeichnis, <https://cau.gelehrtenverzeichnis.de/aa7fabd6-dd57-d554-9ca9-5289e3885a0a> [27. Juni 2025].

<sup>11</sup> Protokoll der Sitzung des Leitungsgremiums der UB vom 13. Dezember 1996, S. 4. Wenn nicht anders angegeben, sind die hier und im Folgenden angegebenen Protokolle und Jahresberichte unveröffentlicht in der UB Kiel archiviert.



→ Abb. 3. Der damalige Physikstudent Frank Bock gehörte zu den ersten Nutzern des ›Verzeichnisses elektronischer Dissertationen‹. Foto 2013: privat.

Wiegand schlug vor, in Kiel damit bei den Dissertationen zu beginnen, was im Leitungsgremium der UB auf einhellige Zustimmung traf. Mit dem Beschluss zur Anschaffung eines Servers in Kooperation mit dem Rechenzentrum wurde bis November 1998 zunächst die technische Voraussetzung geschaffen; im Anschluss wurde sämtlichen Fakultäten empfohlen, ihre Promotionsordnungen an die neuen Möglichkeiten anzupassen.<sup>12</sup>

Den Anfang machte im Wintersemester 1999/2000 die Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät.<sup>13</sup> Zu den interessierten Doktoranden der ersten Stunde gehörte Frank Bock, der 1999 eine Arbeit zur Promotion in der Physik vorgelegt hatte.<sup>14</sup> »Die vielen farbigen spektroskopischen Aufnahmen in meiner Dissertation hätten den Druck in der erforderlichen Qualität und Auflagenzahl sehr komplex und kostspielig gemacht«, erinnert sich Bock an seine damalige Motivation, die neue digitale Option zu nutzen – auch wenn sich die Umwandlung der Datei in ein korrektes PDF (Portable Document Format) als langwieriger als erwartet erwies. Doch die technische Neugierde überwog die Mühen. Schon früh hatte sich der Kieler Physikstudent für Vernetzung und Kommunikation mittels des neuartigen ›Internets‹ begeistert.

»Als ein Kommilitone nach seinem Aufenthalt am CERN [Conseil européen pour la recherche nucléaire, Genf] mit einer 5,25-Zoll-Diskette im Türrahmen unseres Instituts stand und verkündete, darauf sei ein ›Browser‹, war das ein Ereignis«, erzählt Bock. So und so ähnlich fand Tim

12 Protokoll der Sitzung des Leitungsgremiums der UB vom 18. April 1997, S. 3 u. 6. – Protokoll der Dienstbesprechung der UB Kiel vom 23. April 1997. – Protokoll der Sitzung des Leitungsgremiums der UB vom 13. November 1998, S. 3.

13 Jahresbericht der Zentralbibliothek für 2000/01. Die Anpassung wurde in § 22, Abs. 1, Ziffer 4, vorgenommen. Vgl. Universitätsbibliothek Kiel. Verzeichnis der elektronischen Dissertationen: Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät (Auszug aus der Promotionsordnung), Stand: 9. Oktober 2002, <https://web.archive.org/web/20020810220746/http://e-diss.uni-kiel.de/promordmathnat.html> [27. Juni 2025].

14 Frank Bock: Starkeffekt der Wasserstofflinie Ha in einem laserinduzierten Plasma hoher Dichte, Diss. Kiel 2000, <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:8-diss-3106>.

Berners-Lee in Genf betriebenes ›World Wide Web‹-Projekt<sup>15</sup> in den frühen 1990er Jahren den Weg an die Förde und prägte den beruflichen Werdegang des Physikstudenten, der heute Geschäftsführer eines Kieler IT-Unternehmens für digitale Sicherheitslösungen ist.<sup>16</sup> »Mit meinem Studium hat meine Karriere kaum etwas zu tun«, resümiert er rückblickend, »aber ohne das technikaffine Umfeld der Universität wäre sie sicher anders verlaufen«.

Im Mai 2000 stand Frank Bocks Dissertation neben anderen ersten digitalen Hochschulschriften zum Download im neuen ›Verzeichnis der elektronischen Dissertationen‹ auf der Webseite der UB; bis Oktober waren es insgesamt 38 Arbeiten aus der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen sowie eine aus der 2002 aufgelösten Erziehungswissenschaftlichen Fakultät.<sup>17</sup> Die anderen CAU-Fakultäten hatten ihre Promotionsordnungen zu diesem Zeitpunkt noch nicht für digitale Formate geöffnet oder waren gerade erst dabei. Die Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche sowie die Agrar- und Ernährungswissenschaftliche Fakultät setzten dies noch im gleichen Jahr um. Die Philosophische Fakultät reihte sich im Sommer 2001 ein, die Technische im April 2002, die Theologische im Sommer 2003.<sup>18</sup> Medizin (2010) und Rechtswissenschaften (2017) folgten einige Jahre später. Mit dem ›Verzeichnis‹ gehörte die Kieler Universität zur Gruppe der »ca. 30 Projekte und Archive«, die zur Jahrtausendwende in Deutschland mit der digitalen Veröffentlichung von Hochschulschriften begonnen hatten.<sup>19</sup> Nach Vorstellung der Verantwortlichen an der CAU sollten die elektronischen Dissertationen aber eben nur den Startpunkt bilden, um künftig auch andere wissenschaftliche Texte über diesen Weg digital zugänglich zu machen.<sup>20</sup>

## Vision ›Open Access‹: Die ›Digitale Bibliothek‹ (2003–2017)

Else Maria Wischermann, die 2003 die Leitung der UB von Günther Wiegand übernahm, stellte das Projekt der Erweiterung der elektronischen Publikationsmöglichkeiten unter der Überschrift ›Digitale Bibliothek‹ in den Kontext der noch jungen Open-Access-Bewegung. Im Oktober hatte diese mit der *Berlin Declaration on Open Access to Knowledge in the Sciences and Humanities* eines ihrer

---

15 Vgl. Tim Berners-Lee: Der Web-Report. Der Schöpfer des World Wide Webs über das grenzenlose Potential des Internets, München 1999.

16 Vgl. Bock 2000 (wie Anm. 14), S. 158. – Webseite der CORONIC GmbH: <https://www.coronic.de/> [27. Juni 2025].

17 Protokoll der Sitzung des Leitungsgremiums der UB vom 26. Mai 2000, S. 4–5. – Universitätsbibliothek Kiel. Verzeichnis der elektronischen Dissertationen, Stand: 6. Oktober 2000, <https://web.archive.org/web/20001006235333/http://e-diss.uni-kiel.de/index.html> [27. Juni 2025].

18 Nicht in allen Fällen wurden unmittelbar nach Änderung der Promotionsordnungen erste digitale Dissertationen veröffentlicht. In den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften zum Beispiel wurde die Möglichkeit effektiv erst seit 2005 genutzt.

19 Diepold 2001 (wie Anm. 2), S. 7.

20 Protokoll der Dienstbesprechung der UB Kiel vom 9. Februar 2000.

zentralen Dokumente hervorbracht.<sup>21</sup> Zeitgleich bewilligte das Rektorat der CAU neue Mittel zum Aufbau eines professionelleren Serversystems auf Basis des Softwareframeworks MyCoRe (My Content Repository).<sup>22</sup> Aufbauend auf den nunmehr 312 digitalen Dissertationen aus fünf Fakultäten<sup>23</sup> sollte eine umfassende »Plattform für wissenschaftliche Publikationen in elektronischer Form« entstehen<sup>24</sup> – Veröffentlichungsort für digitale Zeitschriften, Datenbanken sowie digitalisierte Drucke und Handschriften. Insbesondere bei der Journal-Publikation folgte die Projektskizze im Wesentlichen den *Empfehlungen zur digitalen Informationsversorgung durch Hochschulbibliotheken*, die der Wissenschaftsrat im Juli 2001 ausgesprochen hatte.<sup>25</sup> Er betonte die Stärkung der wissenschaftlichen Publikation im Eigenverlag der Forschenden / Forschungscommunities auf Basis einer neuen (netzwerk-)technischen Infrastruktur und als Alternative zu den marktdominierenden traditionellen Fachverlagen.

In Kiel fand der Vorstoß jedoch keine ungeteilte Zustimmung unter den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern. Vor allem die Forschenden aus den STM-Fächern im Leitungsgremium der UB zeigten sich skeptisch, künftig den hochschuleigenen Server statt etablierter Zeitschriften für ihre Veröffentlichungen nutzen zu sollen. Das fundamentale Umdenken in der wissenschaftlichen Kommunikationspraxis, das die Open-Access-Bewegung aufgrund der technischen Entwicklung und vor dem Hintergrund der sogenannten ›Zeitschriftenkrise‹, der drastischen Versteuerung der Abonnements wissenschaftlicher Journals, forderte,<sup>26</sup> blieb in der Breite noch aus.

Doch nicht nur deswegen ließ sich die ›Digitale Bibliothek‹ weder zeitnah noch in einem einzigen System realisieren; dies hatte auch technisch-organisatorische Gründe. Für die seit Herbst 2002 auf den Webseiten der UB Kiel zugänglich gemachten ›Digitalisierte[n] Drucke, Handschriften und Autographen aus dem Besitz der Bibliothek‹<sup>27</sup> wurde 2004 das besser geeig-

---

21 Protokoll der Dienstbesprechung der UB Kiel vom 14. August 2003; Berliner Erklärung vom 22. Oktober 2003: <https://openaccess.mpg.de/Berliner-Erklärung> [27. Juni 2025]. – Vgl. Malte Dreyer: *Quo Vadis Open Access? Transformationskritik und Transformationsperspektiven vor dem Hintergrund von Wertvorstellungen in relevanten Open-Access-Deklarationen*, in: O-Bib. Das Offene Bibliotheksjournal 12.2 (2025), S. 1-20, hier S. 3-4, <https://doi.org/10.5282/o-bib/6121>.

22 Webseite der MyCoRe-Entwicklercommunity: <https://www.mycore.de/> [27. Juni 2025].

23 Universitätsbibliothek Kiel. Verzeichnis der elektronischen Dissertationen, Stand: 26.November 2003, <https://web.archive.org/web/20031126202955/http://e-diss.uni-kiel.de/index.html> [27. Juni 2025].

24 Protokoll der Sitzung des Leitungsgremiums der UB vom 21. November 2003.

25 Publikationsarchiv des Wissenschaftsrats: <https://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/4935-01> [27. Juni 2025]. – Vgl. Kathrin Besier, Angela Götz und Tanja Schabitzky: *Publikationsportale der Hochschulen. Elektronisches Publizieren als Aufgabe von Universitätsbibliotheken*, Frankfurt am Main 2002, S. 9-11, <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:30:3-47518>.

26 Vgl. Christian Heise: *Von Open Access zu Open Science: Zum Wandel digitaler Kulturen der wissenschaftlichen Kommunikation*. Lüneburg 2018, S. 40-46, <https://doi.org/10.14619/1303>.

27 Startseite der ›Digitalisierte Drucke, Handschriften und Autographen aus dem Besitz der Bibliothek‹ vom 29. Oktober 2002, <https://web.archive.org/web/2002102914750/http://www.uni-kiel.de/ub/Nachlass/Cramer/uebersicht.html> [27. Juni 2025].

nete System ›Digiport‹ in Betrieb genommen (ab 2011 von ›Dibiki‹ abgelöst).<sup>28</sup> Für den Zugang zu Fachdatenbanken und elektronischen Fachzeitschriften zeichneten sich Anfang der 2000er Jahre ebenfalls andere Lösungen ab.<sup>29</sup> Die ›Digitale Bibliothek‹ wurde somit eher als Netzwerk verschiedener Services realisiert – wenngleich die Ursprungsidee eines umfassenden Portals noch nicht gänzlich aufgegeben wurde.<sup>30</sup> Am längsten hielt sich die Idee, den neuen Publikationsserver mit einem Modul zur Veröffentlichung eigener Zeitschriften der CAU-Community auszustatten. 2004 wurde die Plattform daher ›Multimedialer Archiv- und Zeitschriftenserver der Christian-Albrechts-Universität (MACAU) getauft. Das mittlerweile etablierte Akronym steht bis heute für die Open-Access-Publikationsservices der UB. Die Inbetriebnahme des Repositoriums gestaltete sich technisch jedoch aufwendiger und zeitintensiver als erwartet. Erst 2006 konnte der Prototyp starten. Und erst im Herbst des folgenden Jahres wurde MACAU produktiver Dienst von UB und Rechenzentrum.<sup>31</sup>

Ausgehend von 505 elektronischen Dissertationen, die bis 2004 in der UB veröffentlicht worden waren, verdreifachte sich die Zahl der publizierten Dokumente auf MACAU in den folgenden fünf Jahren.<sup>32</sup> Vom Ursprungscharakter als Dissertationsserver emanzipierte sich das System gleichwohl noch nicht – unter anderem, weil man von der Integration eines ›Zeitschriftenmoduls‹ in der Zwischenzeit Abstand genommen hatte. Der ›Periodika-Service‹ wurde 2009 stattdessen in einem separaten System mit dem Namen ›Journals@CAU‹ verwirklicht. Veröffentlicht wurden darüber zuerst die (mehrheitlich retrodigitalisierten) Personal- und Vorlesungsverzeichnisse der CAU der Jahre 1665 bis 2000. Später nutzte das Institut für Informatik das System für die Veröffentlichung zweier digitaler Reihen.<sup>33</sup> Von einem regeren Gebrauch

- 
- 28 Startseite von ›Digiport‹ vom 6. Februar 2004, <https://web.archive.org/web/20040206030033/https://www.uni-kiel.de/ub/digiport/uebersicht.html> [27. Juni 2025]; Startseite der ›Digitalisierte Bestände der Universitätsbibliothek Kiel (Dibiki) vom 14. Juli 2011, <https://web.archive.org/web/20110714121355/http://dibiki.ub.uni-kiel.de/> [27. Juni 2025]. Eine Nachfolgeplattform für ›Dibiki‹ unter dem Titel ›SchriftGut‹ soll Ende 2025 in Betrieb gehen.
- 29 Gemeint sind hier vor allem die Elektronische Zeitschriftenbibliothek (EZB) und das Datenbank-Infosystem (DBIS), die seit 2002 von der Universitätsbibliothek Regensburg betrieben werden. Vgl. Brigitte Doß u. a.: Qualität durch Kooperation: UR Library Services, in: O-Bib. Das Offene Bibliotheksjournal 10.4 (2023), S. 1–8, <https://doi.org/10.5282/o-bib/5955>.
- 30 Nachzulesen auf der Startseite von MACAU am 14. Dezember 2007, <https://web.archive.org/web/20071214124410/http://eldiss.uni-kiel.de/macau/content/below/index.xml> [27. Juni 2025]. – Jahresbericht der Zentralbibliothek für 2007, S. 7–8.
- 31 Angedacht war ursprünglich der Betrieb im Rahmen des IBM Content Managers, was sich als problembehaftet erwies. Nach Lösung der Zusammenarbeit mit IBM beteiligte sich die UB Kiel an der Unterstützung der Entwickler-Community rund um das Open-Source-Projekt ›MyCoRe‹ durch Mitfinanzierung einer bundesweiten Projektkoordinierungsstelle mit Sitz in Hamburg. Vgl. Protokoll der Sitzung des Leitungsgremiums der UB vom 30. April 2004. – Jahresbericht der Zentralbibliothek für 2001–2005, S. 17. – Jahresbericht der Zentralbibliothek für 2006, S. 8. – Jahresbericht der Zentralbibliothek für 2007, S. 7.
- 32 Jahresbericht der Zentralbibliothek für 2008, S. 6. – Jahresbericht der Zentralbibliothek für 2009, S. 6.
- 33 Informationstext zum Ende von ›Journals@CAU‹ im Jahre 2021 auf MACAU: <https://macau.uni-kiel.de/content/publish/journals.xml> [27. Juni 2025]. Die Entwicklung wird im Folgenden noch genauer dargestellt. Bei den beiden

des Hosting-Services für den Selbstverlag von Zeitschriften und Reihen kann aber erst in jüngerer Zeit gesprochen werden – mit der Neuaufstellung dieses Bereichs (s. u.).

Der wichtigste Entwicklungsschritt für die Serverinfrastruktur war 2009 daher die Einbindung des ›Protocol for Metadata Harvesting‹ der Open Archives Initiative (OAI-PMH), also die Aktivierung einer zentralen Schnittstelle für die freie Weitergabe von Publikationsmetadaten an andere Systeme.<sup>34</sup> Dadurch wurde die Sicht- und Auffindbarkeit der MACAU-Veröffentlichungen wesentlich verbessert, wovon sämtliche damit verbundenen Services bis in die Gegenwart profitieren.

Die nachfolgenden Jahre standen dann, ähnlich wie andernorts, unter den Überschriften ›Stärkung des Open-Access-Gedankens‹ an der Universität und ›Standardisierung der Infrastruktur‹. Quasi parallel zum Start von MACAU setzte sich die Leitung der UB für die Formulierung einer Open-Access-Policy an der CAU ein. Unter der Präsidentschaft Gerhard Fouquets wurde das Thema ab 2011 intensiv diskutiert und mündete im Sommer 2013 in den vom Akademischen Senat beschlossenen, bis heute geltenden *Leitlinien zur Förderung von Open Access*.<sup>35</sup> Mit dem Ziel, die Verbreitung und Sichtbarkeit des Forschungsoutputs der Kieler Universität zu steigern sowie zum wissenschaftlichen Ruf ihrer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler beizutragen, wird den Forschenden darin empfohlen, ihre Ergebnisse und ›wissenschaftlichen Arbeiten als Open-Access-Publikation zu veröffentlichen oder ihr Zweitveröffentlichungsrecht wahrzunehmen‹ – mit Unterstützung und Beratung durch die UB, wie in dem Papier ausdrücklich erwähnt ist.

Ab Ende 2013 wurde Open Access darüber hinaus zu einem landespolitischen Thema, das knapp ein Jahr später in der Veröffentlichung der ›Strategie 2020 der Landesregierung Schleswig-Holstein für Open Access‹ mündete.<sup>36</sup> Wichtigstes Ergebnis des Prozesses war die Einrichtung eines Publikationsfonds zur (Mit-)Finanzierung von Artikeln von Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern schleswig-holsteinischer Hochschulen in Open-Access-Fachzeitschriften. Dieser bestand von 2016 bis Ende 2024 und reichte somit noch über die Laufzeit der Landesstrategie hinaus.

---

genannten Reihen handelt es sich um die seit 1992 herausgegebenen *Berichte des Instituts für Informatik* sowie die seit 2011 erscheinende *Kiel Computer Science Series* (KCSS).

34 Jahresbericht der Zentralbibliothek für 2009, S. 6.

35 Protokolle der Sitzungen des Leitungsgremiums der UB vom 15. Juni 2007, 20. Mai 2011, 11. Juni 2011 und 18. November 2011. – Leitlinien zur Förderung von Open Access an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Stand: 10. Juni 2013, <https://www.praesidium.uni-kiel.de/de/dokumente/leitlinien-der-cau-zu-open-access> [27. Juni 2025].

36 Open Access-Strategie 2020 der Landesregierung Schleswig-Holstein, November 2014, [https://www.schleswig-holstein.de/DE/fachinhalte/H/hochschule\\_allgemein/Downloads/open\\_access\\_strategie.pdf](https://www.schleswig-holstein.de/DE/fachinhalte/H/hochschule_allgemein/Downloads/open_access_strategie.pdf) [27. Juni 2025]. – Vgl. Rainer Horrelt: Entwicklung und Umsetzung der Open-Access-Strategie der Landesregierung Schleswig-Holstein, Vortrag bei den Open-Access-Tagen 2016 (München), [https://open-access-tage.de/fileadmin/oat/oat16/Dokumente/OAT2016\\_SWH2020\\_Horrelt.pdf](https://open-access-tage.de/fileadmin/oat/oat16/Dokumente/OAT2016_SWH2020_Horrelt.pdf) [27. Juni 2025]. – Als stellvertretender Direktor, Leiter der Stabsstelle ›Digitale Bibliothek und Open-Access-Beauftragter hatte Rainer Horrelt für die UB Kiel an dem Prozess teilgenommen.

Mit Blick auf den zweiten Entwicklungsaspekt der Jahre nach 2009, die Standardisierung der Infrastruktur, konnte 2016 ebenfalls ein Erfolg vermeldet werden: MACAU erwarb als »erster MyCoRe-Dokumentenserver in Deutschland« überhaupt das DINI-Zertifikat für Open-Access-Repositorien und -Publikationsdienste (Zertifikat 2013).<sup>37</sup> Vorausgegangen war dem begehrten Gütesiegel ein langwieriges Prüfverfahren der Organisationsstruktur, Technik, Benutzung und Schnittstellen.

Das Repozitorium hatte sich derweil zu einem festen, fakultätsübergreifend angenommenen Angebot an der CAU entwickelt. Ende 2017 umfasste der ›Multimediale Archivserver‹ über 4.000 Werke. Zwar waren weiter mehr als die Hälfte der jährlichen Neuveröffentlichungen (insgesamt etwa 350 bis 500) Dissertationen. Nach erneuter Aktualisierung 2012 wurde die Plattform aber endlich auch für die freie Bereitstellung anderer wissenschaftlicher Erst- und Zweitveröffentlichungen (Self-Publishing / Self-Archiving) genutzt<sup>38</sup> – so wie es 2003 skizziert worden war.

## Vom Server zu Services: MACAU-Relaunch und Neuausrichtung der UB (2018–2024)

Mit der Übernahme der Direktion durch Kerstin Helmkamp im Jahre 2017 wurde ein weitreichender Restrukturierungsprozess der Universitätsbibliothek eingeleitet, der bis heute fort dauert. Der Bereich ›Förderung von Open Access und Ausbau von Publikationsservices‹ wurde davon nicht ausgenommen, wenngleich er weiter strategisches Kernziel blieb.<sup>39</sup> Mit der Gründung der Referate ›Open-Access-Publizieren | Universitätsverlag‹ und ›Publikationsinfrastruktur‹ (2019 u. 2020, IT-Abteilung) wurden die Zuständigkeiten neu verteilt. Erstmalig übernahm die UB außerdem die alleinige Verantwortung für den Open-Access-Publikationsserver, der bis dato in Kooperation mit dem Rechenzentrum entwickelt und betrieben worden war.

Parallel zur Reorganisation wurde bei MACAU ein umfangreicher Relaunch angestoßen, der im Wesentlichen zwei Richtungen hatte: Die erneut notwendige Modernisierung der Server-

---

37 CAU-Pressemitteilung: Kieler Unibibliothek erhält Zertifikat für vorbildlichen Publikationsservice, 5. Februar 2016, <https://www.uni-kiel.de/de/universitaet/detailansicht/news/kieler-unibibliothek-erhaelt-zertifikat-fuer-vorbildlichen-publikationsservice> [27. Juni 2025]. – Bestätigung der Zertifizierung durch DINI, <https://web.archive.org/web/20250916075341/https://dini.de/dienste-projekte/publikationsdienste>, Stand: 16.09.2025 [19. September 2025]. – DINI-Zertifikat für Open-Access-Repositorien und -Publikationsdienste 2013 [Mai 2014], <https://doi.org/10.18452/1499>. 2004 hatte DINI damit begonnen, im Dreijahresturnus Kriterienkataloge für die Zertifizierung der wissenschaftlichen Publikationsinfrastruktur aufzustellen und einzelne Services entsprechend zu evaluieren.

38 Vgl. Kerstin Helmkamp u.a.: Universitätsbibliothek Kiel. Jahresbericht 2017 [2018], S. 16, <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:8-publ-21038>. – Kerstin Helmkamp u. a.: Universitätsbibliothek Kiel. Jahresbericht 2018 [2019], S. 12, <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:8-mods-2020-00329-0>.

39 Vgl. Kerstin Helmkamp: Ein Jahr an der Universitätsbibliothek Kiel: Alles klar zur Wende! Status quo, Maßnahmen, Perspektiven, in: Bibliothek Forschung und Praxis 43.1 (2019), S. 185–193, hier S. 192, <https://doi.org/10.1515/bfp-2019-2029>.

software<sup>40</sup> und die Vorbereitung zur Vernetzung der Plattform mit anderen digitalen Systemen / Services, die an der CAU entstanden, namentlich das Forschungsinformationssystem (FIS) zur Dokumentation und Verwaltung der universitären Forschungsaktivitäten sowie das institutionelle Forschungsdatenrepositorium (seit 2022: [opendata@uni-kiel](mailto:opendata@uni-kiel.de)), das der wachsenden Bedeutung des Themas ›Open Data‹ Rechnung trägt.<sup>41</sup>

Pünktlich zur ›Open-Access-Roadshow Schleswig-Holstein‹, die zum Ende der Landes-OA-Strategie im November 2019 an den Hochschulbibliotheken Schleswig-Holsteins durchgeführt wurde,<sup>42</sup> konnte der runderneuerte OA-Publikationsserver der CAU präsentiert werden – mit frischer Optik, nutzerfreundlicherer Bedienoberfläche und vereinfachten sowie automatisierten Workflows. Hinzu kam eine verbesserte Technik mit Optionen für Weiterentwicklungen,<sup>43</sup> die in den folgenden Jahren auf verschiedene Ebenen produktiv genutzt wurden:

Landesrepositorienservice (LARS): Im Rahmen ihrer landesbibliothekarischen Aufgaben wurde an der UB auf Basis der bestehenden Software ein OA-Repositorienservice für weitere Hochschulen Schleswig-Holsteins aufgebaut – als Maßnahme aus der OA-Strategie 2020 (seit 2019 Teil der *Individuellen Ziel- und Leistungsvereinbarung* zwischen Land und CAU). 2024 ging an der FH Westküste das erste OA-Repositorium in Betrieb.<sup>44</sup>

Reihen- und Zeitschriftenhosting: Seit Ende 2019 bietet MACAU ein modernes Hosting für wissenschaftliche Reihen- und Zeitschriftenprojekte im Selbstverlag. Das zuvor betriebene System ›Journals@CAU‹ wurde daraufhin 2021 abgeschaltet. Neugründungen und bestehende Reihen oder Zeitschriften von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern der CAU und nahestehender Einrichtungen lassen sich nun via MACAU professionell digital veröffentlichen und dauerhaft sichtbar machen.

---

40 Dies geschah auf Grundlage der MyCoRe-Anwendung MIR (MODS Institutional Repository).

41 Vgl. Helmkamp 2018 (wie Anm. 38), S. 12. – Das FIS wurde an der CAU seit 2014 aufgebaut. Vgl. Eiken Friedrichsen: Werkstattbericht: FIS-Einführung an Der CAU. Ein Erster Blick durch den Türspalt, in: Blog der DINI AGs FIS & EPUB (2016), <https://doi.org/10.57689/DINI-BLOG.20160722>. – Webseite des Forschungsdatenrepositoriums der CAU: <https://opendata.uni-kiel.de> [27. Juni 2025]. – Schöpfel 2025 (wie Anm. 3), S. 10.

42 Vgl. Offen und vernetzt für alle. Beiträge zur Open-Access-Roadshow Schleswig-Holstein, hg. v. Kerstin Helmkamp, Rüdiger Schütt und Sabrina Stockhusen, Kiel 2021, <https://doi.org/10.38072/978-3-928794-59-6>.

43 Vgl. Arne Martin Klemenz, Kai Lohsträter und Wiebke Oeltjen: MACAU. Relaunch der OA-Publikationsplattform der CAU, in: MyCoRe Blog, 16. Juli 2020, <https://www.mycore.de/blog/2020/07/macau/> [27. Juni 2025]. – Kerstin Helmkamp: Die Open-Access-Transformation als gemeinschaftliches Ziel. Grußwort der Universitätsbibliothek Kiel, in: Helmkamp / Schütt / Stockhusen 2021 (wie Anm. 42), S. 7–10, <https://doi.org/10.38072/978-3-928794-59-6/p1>.

44 Individuelle Ziel- und Leistungsvereinbarung zwischen dem Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur des Landes Schleswig-Holstein – MBWK – und der »Christian-Albrechts-Universität zu Kiel« – CAU – für die Jahre 2020–2024, Stand: 30. August 2019, S. 18–19, <https://www.landtag.ltsh.de/infothek/wahl19/drucks/01600/drucksache-19-01686.pdf> [27. Juni 2025]. – Vgl. Helmkamp 2021 (wie Anm. 43). – Startseite des Repositoriums der FH Westküste: <https://repo.fh-westküste.de> [27. Juni 2025].

NordDok: Der an der UB angesiedelte Fachinformationsdienst (FID) Nordeuropa hat damit begonnen, MACAU zur Bereitstellung schwer zugänglicher Zweitveröffentlichungen und neuer Fachpublikationen aus der Nordeuropaforschung unter dem Sammlungslabel ›NordDok‹ zu nutzen und die Inhalte mit der schon bestehenden Fachbibliographie (Literatursuche Nord-europa) zu verknüpfen.<sup>45</sup>

DeepGreen: MACAU partizipiert seit 2019 am (nunmehr ehemaligen) DFG-Verbundprojekt ›DeepGreen‹, das den Zweitveröffentlichungsworkflow (teil-)automatisiert. Artikel von CAU-Autorinnen und -Autoren werden durch Verlagskooperationen rechtssicher zur Zweitpublikation übertragen – ohne zusätzlichen Aufwand für die Forschenden.<sup>46</sup> Das erhöht Sichtbarkeit und Langzeitverfügbarkeit der ›Kieler‹ Veröffentlichungen und trägt zum Zuwachs qualitativ hochwertiger Werke in MACAU bei. Außerdem unterstützt DeepGreen die öffentliche Dokumentation des Forschungsoutputs der CAU.

Universitätsverlag: In enger Verknüpfung mit der MACAU-Modernisierung und -weiterentwicklung wurde ein Open-Access-Universitätsverlag an der CAU aufgebaut.<sup>47</sup> Nach erfolgreicher Erprobungsphase wurde das ursprüngliche Projekt 2024 verstetigt – als Ergänzung der Open-Access-Services der UB. Der Universitätsverlag schließt die Lücke zwischen dem Self-Publishing-Angebot auf MACAU einerseits und der weniger auf den Buch- als auf Zeitschriftensektor fokussierten OA-Publikationskostenförderung andererseits, bei der sich seit 2019 ebenfalls einiges tat.

Neben den schon erwähnten Landesfonds für die Nachwuchswissenschaft (2016–2024) trat ab den 2020er Jahren der bis heute fortgesetzte DFG-Publikationsfonds.<sup>48</sup> In etwa parallel

---

45 Das DFG-Projekt trat 2016 an die Stelle des fast 70 Jahre in Kiel betreuten ›Sondersammelgebiets Skandinavien‹ (SSG). – Webseite der virtuellen Fachbibliothek Nordeuropa (vifanord): <https://portal.vifanord.de/> [27. Juni 2025]. – Darstellung des FID Nordeuropa auf der UB-Webseite: <https://www.ub.uni-kiel.de/de/fid-nordeuropa> [27. Juni 2025]. – Die Sammlung NordDok bei MACAU: [https://macau.uni-kiel.de/servlets/solr/search?fq=category.top:mir\\_projects%5C:sp-fidn](https://macau.uni-kiel.de/servlets/solr/search?fq=category.top:mir_projects%5C:sp-fidn) [27. Juni 2025].

46 Darstellung auf der DeepGreen-Webseite: <https://info.oa-deepgreen.de/> [27. Juni 2025]. Grundlage der Veröffentlichung sind die Open-Access-Komponenten in den DFG-geförderten Allianz- und Nationallizenzen, Transformations- oder sonstige OA-Verträge sowie Open-Content-Lizenzen der einzelnen Publikationen. Zu der über die Jahre gewachsenen Zahl teilnehmender Verlage gehören heute: American Chemical Society (ACS), BMJ, COPERNICUS, De Gruyter, Duncker & Humblot, Frontiers, Future Science Group, Hogrefe, IOP, Karger, MDPI, Royal Society of Chemistry (RSC), Sage, Springer Nature, Wiley.

47 Vgl. Klemenz / Lohsträter / Oeltjen 2020 (wie Anm. 43). – Helmckamp 2017 (wie Anm. 38), S. 13. – Helmckamp 2021 (wie Anm. 43), S. 9. – Individuelle Ziel- und Leistungsvereinbarung 2019 (wie Anm. 44), S. 18.

48 Vgl. Helmckamp 2021 (wie Anm. 44), S. 8–10. – Pressemitteilung der CAU: 340.000 Euro für Open Access-Publikationen. Uni Kiel erhält Förderung der Deutschen Forschungsgemeinschaft, 5. November 2019, <https://web.archive.org/web/20210619145626/https://www.uni-kiel.de/de/universitaet/detailansicht/news/339-dfg-open-access> [27. Juni 2025]. – Webseite des DFG-Förderprogramms ›Open-Access-Publikationskosten‹: <https://web.archive.org/web/20250609113739/https://www.dfg.de/de/foerderung/foerdermoeglichkeiten/programme/infrastruktur/lis/lis-foerderangebote/open-access-publikationskosten>, Stand: 09.06.2025 [19. September 2025]. Sämtliche finanziell geförderten OA-Publikationen werden mittlerweile in MACAU zu Dokumentations- und Archivierungszwecken zweitveröffentlicht.

dazu starteten außerdem die sogenannten DEAL-Verträge zwischen der Allianz der deutschen Wissenschaftsorganisationen und den drei großen internationalen Wissenschaftsverlagen Wiley (2019; 2024), Springer Nature (2020; 2024) und Elsevier (2023). Die noch bis 2028 gelgenden Konsortialverträge bündeln für deutsche Universitäten sowohl die Lesezugänge zu den Fachzeitschriften der Verlage als auch die Open-Access-Publikationsmöglichkeiten in ihnen (Publish-and-read-Modell, kurz: PAR).<sup>49</sup> Ergänzt werden die DEAL-Abkommen durch diverse ähnlich konzipierte Transformationsverträge<sup>50</sup> mit kleineren Verlagen, die ebenfalls den Weg vom traditionellen Subskriptions- hin zu Open-Access-Publikationsmodellen ebnen sollen.

Alles zusammengenommen öffnete sich für die CAU-Forschenden mit den verschiedenen Angeboten und Maßnahmen im Laufe des letzten halben Jahrzehnts ein weites Spektrum an Veröffentlichungsoptionen im Open Access.

## MACAU 2025: Open Access in Bewegung

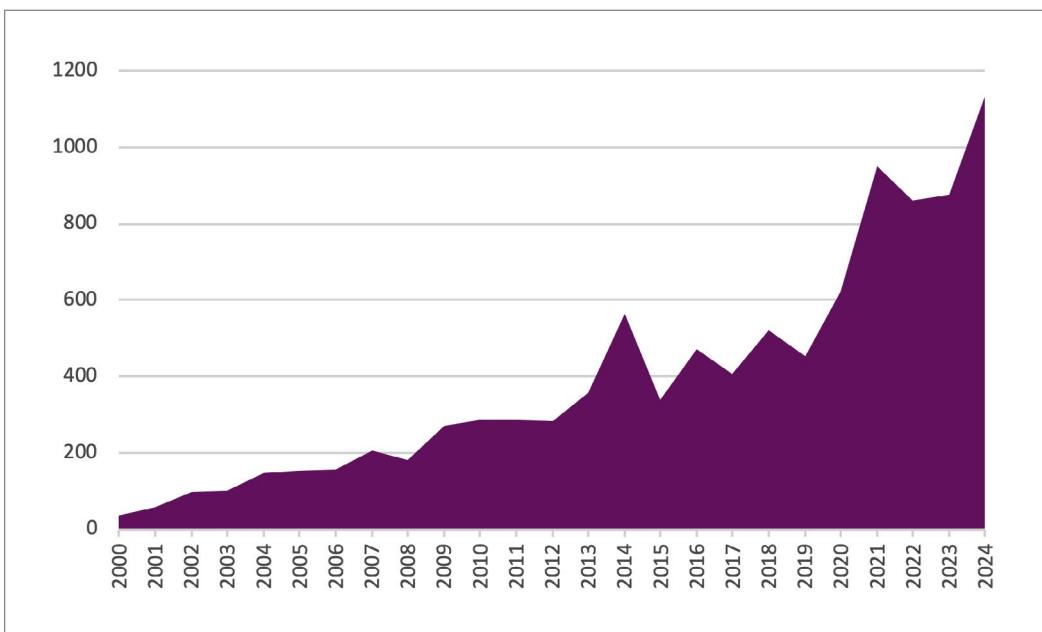
Ein Vierteljahrhundert nach Veröffentlichung der ersten digitalen Dissertationen verfügt die CAU heute über eine zeitgemäße Open-Access-Publikationsinfrastruktur. Die damit verbundenen vielfältigen Services werden von Forschenden aller Fakultäten und nahestehender Einrichtungen aktiv genutzt. Alle MACAU-Publikationen sind dank integriertem PDF-Viewer direkt öffentlich zugänglich. Professionell kuratierte Metadaten, persistente Identifikatoren wie ORCID iD, URN, DOI<sup>51</sup> und offene Schnittstellen gewährleisten ihre weltweite Sicht- und stabile

---

49 Vgl. Philip Hunter: A DEAL for open access: The negotiations between the German DEAL project and publishers have global implications for academic publishing beyond just Germany, in: EMBO rep 19 (2018), e46317, <https://doi.org/10.15252/embr.201846317>. – Günter M. Ziegler und Ulrich Dimagl: Pro & Contra. Die Deal-Verträge. Ein Gewinn für das wissenschaftliche Publizieren?, in: Forschung & Lehre 9 (2024), S. 652–653. – Michael Czolkos-Hettwer: Zwischen Hoffnung und Ernüchterung: Open Access in der Politikwissenschaft, in: Pollux. Für die Politikwissenschaft (5. Mai 2025), <https://www.dvpw.de/blog/zwischen-hoffnung-und-ernuechterung-open-access-in-der-politikwissenschaft-ein-beitrag-von-michael-czolkoss-hettwer> [27. Juni 2025]. – Webseite des DEAL-Konsortiums: <https://deal-konsortium.de/> [27. Juni 2025]. – Allianz der Wissenschaftsorganisationen: Strategie der Allianz für die Weiterentwicklung des wissenschaftlichen Publikationswesens 2026–2030, in: Zenodo 2025, S. 3, <https://doi.org/10.5281/zenodo.1585325>.

50 Vgl. Angela Holzer: Wozu Open-Access-Transformationsverträge?, in: O-Bib. Das Offene Bibliotheksjournal 4.2 (2017), S. 87–95, <https://doi.org/10.5282/o-bib/2017H2S87-95>.

51 ORCID steht für »Open Researcher and Contributor iD« und dient Forschenden dazu, ihre Forschungsleistungen global dauerhaft und über verschiedene digitale Systeme (Verlagshomepage, Repository usw.) hinweg eindeutig zuordnen zu machen. Das Präsidium empfiehlt seit 2021 allen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern der CAU, ORCID zu nutzen. Vgl. Webseite des Forschungsinformationssystems (FIS) der CAU: <https://www.fis.uni-kiel.de/de/fis-nutzung/faqs/profil/orcid> [27. Juni 2025]. – URN steht für »Uniform Resource Name«. Die URN dient der eindeutigen und dauerhaften Identifikation und Adressierung von Netzpublikationen unabhängig vom Speicherort. – Ähnliches gilt für DOI – Digital Object Identifier –, mittels denen wissenschaftliche Veröffentlichungen im Internet langfristig auffindbar und somit zitierbar werden.



↑ Abb. 4. Jährliche Publikationszuwächse auf MACAU und den Vorgängersystemen von 2000 bis 2024.

Auffindbarkeit – etwa über Suchmaschinen, Bibliothekskataloge oder Open-Access-Verzeichnisse. Die langfristige Verfügbarkeit der Veröffentlichungen sichern Partner wie die Deutsche Nationalbibliothek und die TIB Hannover. Realisiert ist zudem die Vernetzung mit dem FIS und dem institutionellen Forschungsdatenrepositorium. Ebenso lassen sich externe Ressourcen problemlos in MACAU einbinden.

Wie in der Vergangenheit machen auch heute Dissertationen einen wesentlichen Teil der Veröffentlichungsaktivitäten der Plattform aus. Mehr noch: Die Bedeutung von MACAU als Instrument zur Erfüllung der Veröffentlichungspflicht ist bei allen fachkulturell bedingten Unterschieden gegenwärtig größer denn je.<sup>52</sup> 2024 wurden 313 digitale Dissertationen publiziert; das sind rund drei Viertel aller an der CAU in dem Jahr abgeschlossenen Promotionen. Der Anteil digitaler Hochschulschriften liegt in Kiel damit leicht über dem Bundesdurchschnitt<sup>53</sup> und bestätigt einen schon einige Jahre an der CAU beobachtbaren Publikationstrend.

Ein reiner Dissertationsserver ist MACAU dennoch längst nicht mehr. Zwar sind aufgrund der vielen Jahre der Konzentration auf Hochschulschriften rund 60% des Repositorienbestands

52 Wenn nicht anders angegeben, beruhen alle in diesem Abschnitt genannten Zahlen auf eigenen Erhebungen.

53 Vgl. Anteil der Online Ressourcen an den Dissertationen und Habilitationen im Bestand der Deutschen Nationalbibliothek (1998–2024), <https://www.dnb.de/dissonline> [9. September 2025]. Zum Ende der Statistik lag er bei „nur“ 70%.

Dissertationen, das Spektrum der Publikationsformen hat sich mittlerweile aber merklich erweitert. 2024 wurden 1.100 neue Werke veröffentlicht – doppelt so viele wie 2018 und ein neuer Rekordwert.<sup>54</sup> Der Zuwachs resultiert insbesondere aus den mit dem jüngsten Relaunch einhergegangenen Maßnahmen und Angeboten, den DeepGreen-Zweitveröffentlichungen<sup>55</sup>, den Publikationen des Universitätsverlags, dem Hosting-Service<sup>56</sup> sowie der FID-Sammlung NordDok<sup>57</sup>. Insgesamt umfasste MACAU Anfang September 2025 über 10.800 Veröffentlichungen.

Als jüngere Entwicklung festzustellen ist zudem, dass die Inhalte nicht mehr ›nur‹ frei zugänglich gemacht, sondern auch unter Open-Content-Lizenzen (hier: Creative Commons) veröffentlicht werden, die die Verbreitungs- und Nutzungsbedingungen transparent regeln.<sup>58</sup> Zwei Drittel der Dissertationen tragen inzwischen eine sogenannte CC-Lizenz. Zum Vergleich: 2020 waren es erst 33%. Bei den Gesamtneuveröffentlichungen liegt die Quote mittlerweile sogar bei 80%. Hierin zeigen sich sowohl das gewachsene Verständnis für Open Access und die Akzeptanz unter den Forschenden als auch die in den letzten Jahren verstärkten OA-Beratungsaktivitäten des MACAU-Teams.<sup>59</sup>

## Fazit und Perspektiven

Nach einem Vierteljahrhundert blickt die CAU auf eine erfolgreiche, wenn auch nicht immer geradlinige Geschichte des elektronischen Publizierens zurück. Was in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern global und in Kiel begann, hat längst alle Disziplinen erreicht – ebenso wie das Konzept des Open Access. Dessen Durchsetzung gilt heute als unumstritten. Wissenschaftspolitik und Fördermittelgeber haben sich diesem Weg verschrieben; (kritisch)

---

54 Vgl. Helmkamp 2018 (wie Anm. 38), S. 12.

55 Allein 2024 wurden über DeepGreen sowie der Dokumentation geförderter OA-Publikationen (vgl. Anm. 52) 628 Zweitveröffentlichungen in MACAU eingespielt. Zwischen 2020 und 2024 wurden über den Geschäftsgang ›Deep-Green‹ jährlich 200 bis 400 Werke eingearbeitet.

56 Der Service erfreut sich zunehmender Beliebtheit; im vergangenen Jahr wuchs das Segment um ca. 36%. Aktuell beherbergt MACAU 49 Reihen und Zeitschriften, ein Teil zur Archivierung und Dokumentation, mehrheitlich (32) handelt es sich aber um laufende Projekte.

57 Die Sammlung NordDok umfasst Mitte 2025 rund 150 Dokumente; mittlerweile wurden auch fachspezifische Reihen aufgenommen, inklusive einer Neugründung (*Junge Nordeuropaforschung*, [https://macau.uni-kiel.de/receive/macau\\_mods\\_00005740](https://macau.uni-kiel.de/receive/macau_mods_00005740) [27. Juni 2025]).

58 Webseite der Non-Profit-Organisation ›Creative Commons‹: <https://creativecommons.org/> [27. Juni 2025]. – Vgl. Till Kreutzer: Open Content. Ein Praxisleitfaden zur Nutzung von Creative-Commons-Lizenzen. 2. Auflage. Bonn 2016, [https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/c/cd/Open\\_Content\\_-\\_Ein\\_Praxisleitfaden\\_zur\\_Nutzung\\_von\\_Creative-Commons-Lizenzen.pdf](https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/c/cd/Open_Content_-_Ein_Praxisleitfaden_zur_Nutzung_von_Creative-Commons-Lizenzen.pdf) [27. Juni 2025].

59 Vgl. die Informationsbroschüre: Open Access publizieren auf MACAU. Version 2.0. Kiel 2024, <https://doi.org/10.38071/2024-00010-7>. – Englische Version: Open Access Publishing on MACAU. Version 2.0. Kiel 2024, <https://doi.org/10.38071/2024-00083-8>.

diskutiert wird inzwischen mithin nicht mehr das ›Ob‹, sondern eher das ›Wie‹: Welche Strukturen, Geschäftsmodelle und Finanzierungswege sind dauerhaft tragfähig?<sup>60</sup>

Während viele renommierte Fachzeitschriften längst Open-Access-Optionen anbieten und der alte vermeintliche Gegensatz zwischen ›Qualitätsjournal‹ und ›Open-Access-Journal‹ überwunden scheint, sorgen jedoch steigende Publikationsgebühren und damit verbundene Teilhabekonflikte sowie der weiter steigende Einfluss der großen Wissenschaftsverlage vielfach für »Ernüchterung«.<sup>61</sup> Bisweilen drängt dies die vielbeschriebenen Vorteile von OA für die wissenschaftliche Praxis (globale Sichtbarkeit, Austausch, Förderung der Zusammenarbeit und Effizienz, Transparenz, gesellschaftlicher Transfer<sup>62</sup>) geradezu in den Hintergrund.

International neu belebt wird dadurch seit einiger Zeit eine alternative Idee, die die OA-Bewegung im Grunde von Beginn an begleitet: Ein wesentlich von der Wissenschaftsgemeinschaft selbst getragenes Publikationsmodell (Community-Driven Publishing).<sup>63</sup> Aktuell wird dieser ausdrücklich nicht-kommerziell ausgerichtete Ansatz, nicht mehr nur das Rezipieren und Nutzen von Veröffentlichungen, sondern auch das Publizieren für Autorinnen und Autoren sowie Herausgeberinnen und Herausgeber ›kostenfrei‹ zu machen, unter dem Begriff ›Diamond Open Access‹ (DOA) zusammengefasst.<sup>64</sup> Die Finanzierungsideen reichen dabei von Konsortial- und Mitgliedschaftsansätzen über Crowdfunding bis hin zur klassischen institutionellen Grundausstattung. Eine Einbindung kleiner oder auch mittlerer unabhängiger Verlage wird bei DOA nicht ausgeschlossen. Vor allem im Kontext der Grundfinanzierung durch wissenschaftliche Institutionen ist das Modell jedoch stärker auf öffentlich geförderte Publikationsinfrastrukturen und -services fokussiert.<sup>65</sup> Nicht-profitorientierte OA-Universitätsverlage, frei nutzbare institutionelle oder fachspezifische Veröffentlichungsplattformen sowie damit verbundene Unterstützungsleistungen erfahren durch die Hinwendung zu DOA insofern weitere Aufwertung, zuletzt in der Strategie der Allianz der Wissenschaftsorganisationen für die *Weiterentwicklung des wissenschaftlichen Publikationswesens 2026–2030*.<sup>66</sup>

---

60 Vgl. Czolkoß-Hettwer 2025 (wie Anm. 49). – Sarah Dellmann: Alle wollen Open Access. Warum eigentlich? Ein Appell für die Auseinandersetzung mit den Zielen unseres Handelns, in: O-Bib. Das Offene Bibliotheksjournal 12.2 (2025), S. 1–12, <https://doi.org/10.5282/o-bib/6155>. – Allianz der Wissenschaftsorganisationen 2025 (wie Anm. 49), S. 2.

61 Czolkoß-Hettwer 2025 (wie Anm. 49) weist darauf hin, »dass die Publikationskosten in der Regel umso höher sind, je (vermeintlich) renommierter ein Verlag, ein Journal, eine Schriftenreihe etc. ist«.

62 Vgl. u. a. Allianz der Wissenschaftsorganisationen 2025 (wie Anm. 49), S. 2.

63 Vgl. Dellmann 2025 (wie Anm. 60), S. 10–12.

64 Vgl. Art. ›Grün, Gold und Diamond. Die verschiedenen Publikationswege‹, in: open access network, Stand: 10. Juni 2025, <https://open-access.network/informieren/open-access-grundlagen/open-access-gruen-und-gold#c25789> [27. Juni 2025]. – Margo Bargheer u.a.: Europäische Ansätze zur Stärkung von institutionellem Diamond Open Access Journals, in: O-Bib. Das Offene Bibliotheksjournal 12.2 (2025), S. 1–18, hier S. 2–3, <https://doi.org/10.5282/o-bib/6142>. – Allianz der Wissenschaftsorganisationen 2025 (wie Anm. 49), S. 12.

65 Vgl. Czolkoß-Hettwer 2025 (wie Anm. 49).

66 Vgl. Allianz der Wissenschaftsorganisationen 2025 (wie Anm. 49).

Dass sich die CAU in diesem Bereich strategisch gut aufgestellt hat, wurde im vorliegenden Beitrag illustriert. Dennoch müssen die durch das Modell aufgeworfenen Aspekte der fairen Mittelverteilung sowie der nachhaltigen Finanzierung von Infrastrukturen und Personal erörtert werden.<sup>67</sup> Und ebenso erfährt die alte Frage der Akzeptanz und des Beitrags der wissenschaftlichen Community durch DOA neue Dynamik. Was zu Beginn des elektronischen Publizierens als »Paradigmenwechsel« in der »Informationskultur« beschworen wurde, erweist sich bei »Community-Driven« oder »Scholar-Led Publishing« weiter als Herausforderung. Dem gewünschten Bewusstseinswandel stehen starke Beharrungskräfte entgegen, von denen am Ende vor allem die Großverlage profitieren. Zu nennen wäre insbesondere das etablierte wissenschaftliche Reputationssystem mit seinem Fokus auf die Zeitschriftenrankings (»Journal Impact Factor«), wenngleich das inzwischen zunehmend kritisch diskutiert wird.<sup>68</sup>

Die strukturellen Voraussetzungen für eine offene Wissenschaftskultur liegen vor. Es ist jedoch ein noch weitergehendes Umdenken aller Beteiligten notwendig, um das mit der Landes-OA-Strategie 2020 verbundene Ziel, den überwiegenden »Teil der aller wissenschaftlichen Publikationen in Schleswig-Holstein [...] im Open Access« zu veröffentlichen und »Open Science« im Bundesland zu etablieren,<sup>69</sup> nachhaltig zum Erfolg zu führen. Und mit der rasanten Entwicklung der künstlichen Intelligenz (KI) rücken bereits neue große Transformationsfragen mit Nachdruck ins Blickfeld: Welche Rolle spielen künftig noch traditionelle Konzepte wie Autorenschaft und geistiges Eigentum? Vielleicht kann Open Access dazu beitragen, KI verantwortungsvoll weiterzuentwickeln. Denn in Abwägung von Chancen und Risiken der technischen Innovationen kann man begründet fragen, ob »KI durch offene und verlässliche Informationen [nicht] eigentlich nur verbessert werden kann«.<sup>70</sup>

---

<sup>67</sup> Vgl. Bargheer 2025 (wie Anm. 63), S. 15.

<sup>68</sup> Vgl. Kamke 1999 (wie Anm. 5). – Art. »Scholar-Led and Community-Driven Publishing«, in: open access network, Stand: 7. April 2025, <https://open-access.network/en/information/publishing/scholar-led-and-community-driven-publishing> [27. Juni 2025]. – Czolkosch-Hettwer 2025 (wie Anm. 49). – San Francisco Declaration on Research Assessment (DORA), <https://sfdora.org/read/> [27. Juni 2025].

<sup>69</sup> Horrelt 2016 (wie Anm. 36).

<sup>70</sup> »Open Access meets KI« - Chance oder Ausverkauf? Ein Bericht zur ENABLE!-Werkstatt vom 15.05.2025, <https://enable-oa.org/news/open-access-meets-ki-chance-oder-ausverkauf-ein-bericht-zur-enable-werkstatt-vom-15052025> [27. Juni 2025]. – Gary S. Schaal: Entwicklungspfade. Die Idee wissenschaftlicher Autorenschaft im Kontext technologischer und gesellschaftlicher Transformationsprozesse, in: *Forschung & Lehre* 9 (2024), S. 648–651, hier S. 649.

## Autor

Dr. Kai Lohsträter ,

geboren 1976, Studium der Kommunikationswissenschaft, Geschichte, Germanistik (Universität Duisburg-Essen), Promotion in Geschichte (Duisburg-Essen), weiterbildender Masterstudiengang Bibliotheks- und Informationswissenschaft (Humboldt-Universität zu Berlin); wissenschaftliches Museumsvolontariat (Landschaftsverband Westfalen-Lippe); wissenschaftlicher Mitarbeiter für die Geschichte der Frühen Neuzeit (Helmut-Schmidt-Universität Hamburg); seit 2019 Leiter des Referats Open-Access-Publizieren | Universitätsverlag an der UB Kiel.

---

 **Open Access //** Der Artikel ist unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung 4.0 International veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile des Werks von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können.

# Den globalen Dynamiken des Populismus auf der Spur

Das Internationale Netzwerk für Populismusforschung

— In den letzten Jahren haben populistische Parteien und Bewegungen weltweit Erfolge erzielen können. In vielen demokratischen Nationalstaaten ist es ihnen gelungen, sich entweder als führende Oppositionskraft zu etablieren oder sogar Regierungsverantwortung zu übernehmen. Damit haben sie auch die breitere politische Kultur maßgeblich verändert. Mit ihren Techniken der Selbstinszenierung als alleinige Vertreter eines ›authentischen Volkswillens‹ ist es ihnen vielfach gelungen, an existierende demokratische Repräsentationslücken anzuknüpfen und etablierte Parteien herauszufordern. Die populistische Dichotomie zwischen ›Volk‹ und ›Elite‹ gehört mittlerweile zum gängigen Repertoire im politischen Willensbildungs- und Entscheidungsprozess.<sup>1</sup>

Die Erforschung dieses »populistischen Moments«<sup>2</sup> ist in vielerlei Hinsicht herausfordernd. Dies zeigt sich etwa daran, dass in der Populismusforschung sehr viel darüber diskutiert und gestritten wird, was Populismus überhaupt ist. Dies ist kein Ausdruck mangelnder wissenschaftlicher Expertise, sondern liegt im Gegenstand selbst begründet: Wie Paul Taggart einmal treffend formulierte, ist Populismus ein »chamäleonartiges« Phänomen, das je nach sozialem, politischem und kulturellem Kontext ganz unterschiedliche Gestalten annehmen kann.<sup>3</sup>

- 
- 1 Vgl. Benjamin Moffitt: The Global Rise of Populism. Performance, Style and Representation, Stanford 2016, <https://doi.org/10.1515/9780804799331>. – Paula Diehl und Brigitte Bargetz: The Complexity of Populism. New Approaches and Methods. An Introduction, in: The Complexity of Populism. New Approaches and Methods, hg. v. Paula Diehl und Brigitte Bargetz, New York 2024, S. 1-15, <https://doi.org/10.4324/9781003302513-1>.
  - 2 Karin Priester: Der populistische Moment, in: Blätter für deutsche und internationale Politik (März 2005), <https://www.blatter.de/ausgabe/2005/maerz/der-populistische-moment> [27. März 2025]. – Vgl. auch Chantal Mouffe: Für einen linken Populismus, Frankfurt am Main 2018.
  - 3 Paul Taggart: Populism, Philadelphia 2000, S. 4.

Hierzu gehört etwa die Unterscheidung zwischen einem linken Populismus, einem rechten Populismus und einem ›Populismus der Mitte‹.<sup>4</sup> Dabei ist auch die globale Dimension zu berücksichtigen: Die unterschiedlichen Spielarten des Populismus sind nicht überall identisch, sondern sind wiederum durch nationale oder regionale Tradierungen geprägt. Gleichzeitig spielt die internationale Vernetzung zwischen populistischen Parteien und Bewegungen eine zunehmend wichtige Rolle.<sup>5</sup> Damit verkomplizieren sich auch alle weiteren Fragen zu den gesellschaftlichen Ursachen und politischen Auswirkungen des Populismus. Beispielsweise gibt es keine eindeutige Antwort auf die Frage, in welchem Verhältnis Populismus und Demokratie zueinanderstehen.<sup>6</sup> Populismus ist nicht zwangsläufig schlecht für die Demokratie, es kann auch eine demokratisierende Kraft sein.

Inzwischen hat sich die Untersuchung des Populismus als ein eigenständiges Forschungsfeld konstituiert. Die zentralen Herausforderungen bestehen darin, theoretische Konzepte und Methoden zu entwickeln, die es erlauben, die Komplexität, Vielfalt und Wandlungsfähigkeit des Populismus zu verstehen und das ambivalente Verhältnis zwischen Populismus und Demokratie systematisch zu untersuchen. Es wird außerdem immer wichtiger, den Aufstieg des Populismus zu analysieren und in den globalen Kontext zu verorten. Populistische Botschaften zirkulieren in den nationalen und internationalen Medien, wirken nicht nur auf die Politik, sondern auch auf die Kultur und Zivilgesellschaft und beeinflussen politische Akteurinnen und Akteure in unterschiedlichen Kontinenten. Um diese komplexen globalen Prozesse nachvollziehen zu können, muss die internationale und interdisziplinäre Forschungszusammenarbeit gestärkt werden.

## Das Internationale Netzwerk für Populismusforschung

Das ›Internationale Netzwerk für Populismusforschung‹, das am Arbeitsbereich Politische Theorie, Ideengeschichte und Politische Kultur der Universität Kiel verankert ist, verfolgt genau dieses Ziel. Es wurde im Jahr 2019 durch Paula Diehl initiiert, um eine Plattform für Begegnung und Austausch sowie zur Anbahnung internationaler Forschungsprojekte zum Thema Populismus zu schaffen und die CAU als internationalen Referenzstandort für Populismusforschung zu etablieren. Zu den aktiven Mitgliedern gehören 23 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus Australien, Brasilien, Deutschland, Dänemark, Großbritannien, Frankreich,

<sup>4</sup> Vgl. Lars Rensmann: Populismus und Ideologie, in: *Populismus. Gefahr für die Demokratie oder nützliches Korrektiv?*, hg. v. Frank Decker, Wiesbaden 2006, S. 59–80, hier S. 71 f., [https://doi.org/10.1007/978-3-531-90163-3\\_3](https://doi.org/10.1007/978-3-531-90163-3_3). – Karin Pries-ter: Rechter und linker Populismus. Annäherung an ein Chamäleon, Frankfurt am Main 2012.

<sup>5</sup> Vgl. Carlos de la Torre und Treethep Srisa-nga: *Global Populisms*, New York 2021, <https://doi.org/10.4324/9780429318511>.

<sup>6</sup> Vgl. Yves Mény und Yves Surel: *Democracies and the Populist Challenge*, New York 2002, <https://doi.org/10.1057/9781403920072>. – Decker 2006 (wie Anm. 4). – Federico Finchelstein und Nadia Urbinati: On Populism and Democracy, in: *Populism 1* (2018), S. 15–37, <https://doi.org/10.1163/25888072-01011001>.

- 23 Mitglieder, davon 5 Mitarbeiter\*innen an der CAU Kiel
- 12 Länder: Australien, Brasilien, Deutschland, Dänemark, Großbritannien, Frankreich, Italien, Österreich, Portugal, Schweiz, Slowenien, USA
- 15 Wissenschaftliche Veranstaltungen seit 2020, darunter 8 Veranstaltungen in Kiel
- Jährlich mehr als 10 wissenschaftliche Publikationen



↑ Abb. 1. Das Internationale Netzwerk für Populismusforschung in Zahlen (Stand: 31. März 2025).

Italien, Österreich, Portugal, der Schweiz, Slowenien und den USA. Auch Promovierende und Post-Docs aus den Fachbereichen Soziologie und Politikwissenschaft sind Mitglieder im Netzwerk. Als Teilnehmende des Netzwerks profitieren die Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler von den internationalen Kontakten und können schnell in Tagungen, Publikationen oder Projekte der Mitglieder miteinbezogen werden. Inzwischen forschen auch internationale Fellows des Netzwerks in Kiel.<sup>7</sup> Diese Fellowships werden durch Drittmitelanträge regelmäßig angeworben und bieten nicht nur für die Forschungsentwicklung im Feld der Populismusforschung eine große Chance, sondern tragen auch maßgeblich zur Internationalisierung der CAU bei (Abb. 1).

Die Forschungsarbeit des ›Internationalen Netzwerks für Populismusforschung‹ entsteht auch im Rahmen institutioneller Kooperationen. Dazu gehören Partnerinstitutionen wie die Themengruppe ›Populismus‹ der ›Deutschen Vereinigung für Politikwissenschaft‹, in der das Netzwerk mit Paula Diehl als Gründungsmitglied und Brigitte Bargetz als weiteres Mitglied stark repräsentiert ist. Im Ausland kooperiert das Netzwerk mit dem Projekt ›UnPop – Unpacking Populism‹ (2021–2025) an der Universität Coimbra in Portugal. Zusammen mit ›UnPop‹ untersucht das ›Internationale Netzwerk für Populismusforschung‹ die Entstehung von popu-

7 Vgl. Gäste des ›Internationalen Netzwerks für Populismusforschung‹, <https://international-network-populism.net/en/guests/> [27. März 2025].

listischen Narrativen und Emotionen sowie deren soziale und politische Auswirkungen.<sup>8</sup> Im Rahmen der Erasmuskooperation arbeiten die CAU-Netzwerkmitglieder zusammen mit Kolleginnen und Kollegen der Universität Florenz. Sie organisieren gemeinsame Veranstaltungen zum Thema Populismus, beteiligen sich in der jährlichen Erasmus-Week in Florenz und entwickeln Drittmittelprojekte. Ferner ermöglicht die Kooperation mit dem Sozialwissenschaftlichen Forschungszentrum der Föderalen Universität Rio de Janeiro (IESP) einen regen Austausch mit gegenseitigen Gastaufenthalten und gemeinsamen Tagungen (zuletzt im August 2024).

Das ›Internationale Netzwerk für Populismusforschung‹ will auch die CAU und den Standort Kiel zum internationalen Referenzort für die Populismusforschung machen. Dazu organisiert das Netzwerk zusammen mit regionalen Kooperationspartnern wie der Hermann Ehlers Stiftung oder dem Hamburger Institut für Sozialforschung regelmäßige internationale Tagungen. Zur institutionalisierten wissenschaftlichen Zusammenarbeit gehört auch die Organisation von wissenschaftlichen Vorträgen, Podiumsdiskussionen, Kolloquien, Workshops und Fachtagungen. Seit 2020 hat das Netzwerk 17 Veranstaltungen organisiert, wovon acht in Kiel stattfanden. Das Themenspektrum deckt die gesamte Populismusforschung ab. Unter anderem wurden Veranstaltungen zu theoretischen und methodologischen Fragen (Workshop ›Theory and Methods of Populism Research‹ im September 2020), zur Rolle von Emotionen und Narrativen (Symposium ›Affektive Narrative des Rechtspopulismus‹ im Juni und Juli 2021), zur temporalen Dimension des Populismus (Tagung ›Zeit des Populismus‹ im November 2022) oder zur Beziehung zur politischen Kultur (Konferenz ›The Politics of Populist Culture‹ im September 2023) organisiert.<sup>9</sup>

Das ›Internationale Netzwerk für Populismusforschung‹ engagiert sich auch im Wissenschaftstransfer durch Teilnahme an Mediendiskussionen. Inzwischen gehören die Beteiligten am Netzwerk zu den wichtigen Expertinnen und Experten zum Thema Populismus und Demokratie in deutschen und ausländischen Medien. Dazu kommt mit der politischen Bildung eine weitere wichtige Säule des Wissenschaftstransfers. Mitglieder des Netzwerks organisieren nicht nur eigene Veranstaltungen, sondern beteiligen sich auch an Veranstaltungen von Stiftungen, Kommunen, Volkshochschulen und weiteren Institutionen der Zivilgesellschaft und Politik (Abb. 2).

---

8 Vgl. Maria Izabel Braga Weber u. a.: Populism, narratives and emotions. A Systematic Review and meta-analysis, in: Innovation. The European Open Science Framework 2024, <https://doi.org/10.17605/osf.io/38q7j>. – Cristiano Gi-anolla, Lisete Mónico und Manuel João Cruz: Emotion Narratives on the Political Culture of Radical Right Populist Parties in Portugal and Italy, in: Politics and Governance 12 (2024), <https://doi.org/10.17645/pag.8556>.

9 Vgl. Webseite des ›Internationalen Netzwerks für Populismusforschung‹: <https://international-network-populism.net/past-events/> [1. April 2025].



↑ Abb. 2. Struktur des ›Internationalen Netzwerks für Populismusforschung‹.

## Die Forschung

Im Rahmen des Netzwerks werden neue theoretische, quantitative und qualitative methodische Ansätze entwickelt, um das Phänomen des Populismus weltweit zu untersuchen. Das Netzwerk beschränkt sich nicht auf die Politikwissenschaft, sondern hat sich für weitere Disziplinen aus den Sozial- und Geisteswissenschaften wie Soziologie, Philosophie, Kultur-, Medien- und Literaturwissenschaften, Ethnologie, Visual Studies, Performance Studies, Rechts- und Geschichtswissenschaften geöffnet. Es gibt eine Bandbreite an Forschungsschwerpunkten und -perspektiven, die von den einzelnen Mitgliedern verfolgt werden. Diese beteiligen sich an der Konzeptualisierung und Analyse des Populismus und seiner Wirkung auf die Demokratie, entwickeln Deutungsmuster und Erklärungsansätze und tragen somit zur Analyse und zum Verständnis eines der wichtigsten politischen Phänomene unserer Zeit bei. Das ›Internationale Netzwerk für Populismusforschung‹ integriert unterschiedliche Forschungsansätze, die den Blick auf populistische Diskurse,<sup>10</sup>

<sup>10</sup> Vgl. Frank A. Stengel und Dirk Nabers: Sedimented Practices and American Identity in Donald J. Trump's Election Campaign, in: *Populism and World Politics. Exploring Inter- and Transnational Dimensions*, hg. v. Frank A. Stengel, David B. MacDonald und Dirk Nabers, London 2019, S. 103–135, [https://doi.org/10.1007/978-3-030-04621-7\\_5](https://doi.org/10.1007/978-3-030-04621-7_5). – Ruth Wodak: Politik mit der Angst. Die schamlose Normalisierung rechtspopulistischer und rechtsextremer Diskurse, zweite völlig neu bearbeitete Auflage, Wien 2020 (OA 2016). – Emilia Palonen: Democracy vs. Demography. Rethinking politics and the people as debate, in: *Thesis eleven* 164 (2021), S. 88–103, <https://doi.org/10.1177/0725513620983686>.

Ideologien,<sup>11</sup> Rhetorik,<sup>12</sup> Kommunikationsstile,<sup>13</sup> Affekte und Narrative<sup>14</sup> sowie deren jeweilige Wirkung auf Politik und Gesellschaft richten. Die Mitglieder des Netzwerks treten für die Verbindung dieser unterschiedlichen Forschungsperspektiven ein.<sup>15</sup> Dafür hat das ›Internationale Netzwerk für Populismusforschung‹ einen eigenen Forschungsansatz entwickelt und der wissenschaftlichen Community in Form eines Schwerpunktthefts der Internationalen Zeitschrift *Polity* (American Political Science Association) sowie des programmatischen Sammelbands *The Complexity of Populism* zur Diskussion gestellt.<sup>16</sup> Mit diesem Ansatz kann das ambivalente Verhältnis zwischen Populismus und Demokratie untersucht und dabei die besondere Rolle unterschiedlicher sozialer Machtbeziehungen und Ausgrenzungsmechanismen in den Blick genommen werden.<sup>17</sup> Beispielsweise beschäftigen sich einige Mitglieder mit der vergeschlechtlichten Dimension unterschiedlicher populistischer Parteien und Bewegungen.<sup>18</sup> Dabei wird auch die Rolle unterschiedlicher öffentlicher Terrains wie etwa (sozialer) Medien als potentielle Gelegenheitsstruktur für populistische Politik miteinbezogen.<sup>19</sup> Sicherlich gibt es Variationen des Populismus je nach historischem, kulturellem und

- 
- 11 Vgl. Helge Petersen und Hannah Hecker: On the Elective Affinity between Post-Marxism, Left-Wing Populism, and Conspiracist Worldviews, in: *Populism and Conspiracy Theory. Case Studies and Theoretical Perspectives*, hg. v. Michael Butter u.a., London 2024, S. 261–283, <https://doi.org/10.4324/9781003474272-15>.
- 12 Vgl. Giuseppe Ballacci und Rob Goodman: Populism, Demagoguery, and Rhetoric in Historical Perspective, Oxford 2024, <https://doi.org/10.1093/oso/9780197650974.001.0001>.
- 13 Vgl. Moffitt 2016 (wie Anm. 1). – Théo Aiolfi: The Populist Style. Trump, Le Pen and Performances of the Far Right, Edinburgh 2025, <https://doi.org/10.1515/9781399537438>.
- 14 Vgl. Birgit Sauer: Authoritarian Right-Wing Populism as Masculinist Identity Politics. The Role of Affects, in: *Right-Wing Populism and Gender. European Perspectives and Beyond*, hg. v. Gabriele Dietze und Julia Roth, Bielefeld 2020, S. 23–40, <https://doi.org/10.1515/9783839449806-002>. – Brigitte Bargetz und Nina Elena Eggers: Affektive Narrative. Theorie und Kritik politischer Vermittlungsweisen, in: *Politische Vierteljahrsschrift* 64 (2023), S. 221–246, <https://doi.org/10.1007/s11615-022-00432-4>. – Cristiano Gianolla, Lisete Mónico und Manuel João Cruz: Emotion Narratives on the Political Culture of Radical Right Populist Parties in Portugal and Italy, in: *Politics and Governance* 12 (2024), Artikel 8556, <https://doi.org/10.17645/pag.8556>.
- 15 Vgl. Giuseppe Ballacci und Rob Goodman: Populism as Form and Content. Toward a Holistic Approach, in: *Populism* 6 (2023), S. 1–27, <https://doi.org/10.1163/25888072-bja10044>.
- 16 Vgl. Paula Diehl: For a Complex Concept of Populism, in: *Polity* 54 (2022), S. 509–518, <https://doi.org/10.1086/720076>. – Paula Diehl und Brigitte Bargetz: The Complexity of Populism. New Approaches and Methods, New York 2024, <https://doi.org/10.4324/9781003302513>.
- 17 Vgl. Paula Diehl: Twisting Representation, in: *Routledge Handbook of Global Populism*, hg. v. Carlos de la Torre, New York 2019, S. 129–143, <https://doi.org/10.4324/9781315226446-10>.
- 18 Vgl. Sauer 2020 (wie Anm. 14). – Bargetz/Eggers 2023 (wie Anm. 14) – Paula Diehl: Gender Contradictions in the Democratic Imaginary. The Populist Response, in: *Populism and Key Concepts in Social and Political Theory*, hg. v. Carlos de la Torre und Oscar Mazzoleni, Leiden 2023, S. 44–66, [https://doi.org/10.1163/9789004679016\\_004](https://doi.org/10.1163/9789004679016_004).
- 19 Vgl. Mojca Pajnik: Media Populism on the Example of Right-Wing Political Parties' Communication in Slovenia, in: *Problems of Post-Communism* 66(1) (2018), S. 21–32, <https://doi.org/10.1080/10758216.2018.1540275>. – Paula Diehl: Mediale Unterhaltung und rechtsautoritäre Politikvorstellungen. Ein Beispiel: Der Sturm auf das Kapitol, in: *Treiber des Autoritären. Pfade von Entwicklungen zu Beginn des 21. Jahrhunderts*, hg. v. Günter Frankenberg und Wilhelm Heitmeyer, Frankfurt am Main 2023, S. 415–438.

politischem Kontext in unterschiedlichen Nationalstaaten. Doch das Phänomen ist auch maßgeblich durch transnationale Verflechtungen gekennzeichnet. Es handelt sich um ein globales Phänomen, wie mehrere Mitglieder des Netzwerks gezeigt haben.<sup>20</sup>

## Das komplexe Konzept des Populismus

Seit der Jahrtausendwende differenziert sich die Populismusforschung immer weiter und erreicht unterschiedliche Disziplinen.<sup>21</sup> Doch Populismus bleibt ein umstrittener Begriff ohne kohärente Definition und Methodik. Die Wissenschaft ist sich nicht einig, ob Populismus eine Ideologie, Stil, oder Kategorie von Parteien und Politikerinnen oder Politikern sein kann. Die Ursache dieser Unstimmigkeit liegt an der Komplexität des Phänomens selbst. Populismus ist all dies, aber nicht unbedingt in kohärenter Form. Das komplexe Konzept des Populismus erkennt an der Uneinigkeit der Forschung die verschiedenen Dimensionen des Populismus, wie etwa Ideologie, Kommunikation und Rhetorik, Mobilisierung und Organisation. Das Problem ist, dass Populismus ein fluides Phänomen ist und diese Dimensionen unterschiedlich prägen kann. Beschäftigt man sich nur mit einer Dimension, verpasst man die Bedeutung der anderen. Populismus generiert symbolische Praktiken, ist stark emotionalisierend und beeinflusst Subjektivität und Geschlechterbeziehungen. Er kann sich mit unterschiedlichen Ideologien paaren, wie die Fälle von Silvio Berlusconi, Hugo Chávez und Donald Trump zeigen. Dabei ist die entscheidende Frage nicht, ob jemand Populist ist oder nicht, sondern, wie stark jemand populistisch ist und in welchen Dimensionen sich der Populismus manifestiert. Erkennt man die Komplexität des Populismus an, können die Prozesse, Entwicklungen und Mechanismen erkannt werden, durch die der Populismus auf die moderne Demokratie wirkt.

## Zur aktuellen globalen Entwicklung des Populismus

Seit den letzten Jahrzehnten erscheint der Populismus verstärkt in der Form von Rechtspopulismus. Warum ist es so? Welche Ursachen hat dieses Phänomen? Und welche Entwicklung ist davon zu erwarten? Die Politikwissenschaftlerin und Mitglied des Netzwerks Giorgia Bulli hat für den italienischen Fall formuliert, dass der Rechtspopulismus ein ambivalentes Verhältnis

<sup>20</sup> Vgl. Moffitt 2016 (wie Anm. 1). – Marco Damiani, Iván Llamazares und Manuel Anselmi: Introduction. Varieties of Populism in Europa after the Great Recession, in: Revista Internacional de Sociología 74.4 (2018), S. 1-3. – Frank A. Stengel, David B. MacDonald und Dirk Nabers: Populism and World Politics. Exploring Inter- and Transnational Dimensions, London 2019, <https://doi.org/10.1007/978-3-030-04621-7>. – de la Torre/Srisa-nga 2021 (wie Anm. 5).

<sup>21</sup> Vgl. Diehl 2022 (wie Anm. 16). – Diehl/Bargetz 2024 (wie Anm. 1).

sowohl zur liberalen Demokratie als auch zum historischen Faschismus und gegenwärtigen Rechtsextremismus pflege.<sup>22</sup> Damit ist bereits ein weiterer Forschungsschwerpunkt angesprochen: Die besondere Rolle des Rechtspopulismus für den Prozess der Normalisierung der extremen Rechten.<sup>23</sup> Diesem Thema hat sich das Drittmittelprojekt des Netzwerks ›Normalizing the Far Right‹ (ZiF) gewidmet. Das Projekt wurde von Paula Diehl (CAU) und Birgit Sauer (Universität Wien) geleitet und 2023 abgeschlossen. Über 40 Personen aus Europa, Lateinamerika und USA nahmen daran teil und gehören zum weiteren Kreis des ›Internationalen Netzwerks für Populismusforschung‹.<sup>24</sup>

Das Projekt zeigt, wie rechtspopulistische und sogar rechtsradikale Parteien zunehmend als legitime politische Akteure anerkannt wurden und werden. Beispiele aus Europa und darüber hinaus zeigen, dass solche Parteien in wichtigen politischen Positionen sind. Sie beeinflussen die politische Kultur, die politische Praxis und Institutionen. In Ländern wie Italien, Frankreich, Schweden, USA und Brasilien haben extrem rechte Ideen breite Unterstützung gefunden, auch wenn rechtspopulistische oder rechtsradikale Parteien nicht in der Regierung sind. Die Medien tragen dazu bei, indem sie provokative und polarisierende Themen aufgreifen, was den Akteuren der extremen Rechten hilft, ihre Ideen zu verbreiten. Die Normalisierung der extremen Rechten ist ein doppelter Prozess: Zum einen gewöhnt sich die Gesellschaft an diskriminierende und hasserfüllte Äußerungen, was zu einem Rückgang von Empörung und Widerstand führt. Zum anderen verschieben sich die gesellschaftlichen Normen, sodass anti-demokratische Ideen zunehmend akzeptabel erscheinen. Dies geschieht schrittweise, oft durch subtile Veränderungen in der Sprache und im öffentlichen Diskurs.

Wichtiger Treiber der Normalisierung ist der Populismus. Populismus und Massenmedien teilen eine strukturelle Affinität. Medien haben eine bestimmte Logik: Sie bevorzugen dramatische, vereinfachte und emotionalisierte Geschichten, die populistische Akteure erfolgreich nutzen, um Aufmerksamkeit zu gewinnen. Wenn Populismus mit rechtsextremen Ideen kombiniert wird, entsteht Rechtspopulismus. Durch die populistische Affinität mit der Medienlogik können dann die extrem-rechten Ideen des Rechtspopulismus die demokratische Öffentlichkeit erreichen. Im Rechtspopulismus treten rechtsextreme Ideologien zwar weniger radikal auf und werden als demokratische Forderungen präsentiert, doch im Kern wird das Prinzip der Gleichheit abgelehnt

---

22 Giorgia Bulli: The populist representation of the people in the Italian ius soli political debate. The Lega Nord and the Movimento Cinque Stelle, in: *Populism and the Crisis of Democracy*. Vol. 3: Migration, Gender and Religion, hg. v. Gregor Fitzi, Jürgen Mackert und Bryan Turner, London 2019, S. 11–28, <https://doi.org/10.4324/9781315108056-2>. – Vgl. auch Carlos de la Torre: *Populism and Fascism*, Cambridge 2025, <https://doi.org/10.1017/9781009528979>.

23 Vgl. Wodak 2020 (wie Anm. 10). – Caterina Froio u.a.: CasaPound Italia. Contemporary Extreme-Right Politics, London 2020, <https://doi.org/10.4324/9781003005513>. – Paula Diehl: Ist das schon normal? Zur Gewöhnung an rechtsradikales Denken, in: *Neue Gesellschaft. Frankfurter Hefte. Die Zeitschrift für Politik und Kultur* 12 (2022), <https://www.frankfurter-hefte.de/artikel/ist-das-schon-normal-3565/> [27. März 2025].

24 Vgl. Paula Diehl und Birgit Sauer: Normalizing the Far Right, Februar 2022 – Dezember 2023, <https://www.politik.uni-kiel.de/de/arbeitbereiche/PolTheo/projekte/normalizing-the-far-right> [27. März 2025].

und die Menschenrechte nur für die vermeintlich ›überlegene‹ Gruppe anerkannt. Mittlerweile hat sich gezeigt, dass Normalisierung auch Radikalisierung ermöglicht: Zuerst werden antide-mokratische Ideen salonfähig, dann erscheinen radikalere Herausforderer. Doch die Beziehung zwischen Rechtspopulismus und Rechtsradikalismus oder Rechtsextremismus ist keineswegs eine einfache Konkurrenz, bei der am Ende beide geschwächt werden. Ganz im Gegenteil: Im Vergleich zu den rechtsradikalen Herausforderern erscheint der Rechtspopulismus als ›demo-kratischer‹, während die Rechtsradikalen und - extremen von der Konsensverschiebung profitie-ren. Am Ende verliert die Demokratie. Umso wichtiger ist es, dass diese komplexen Dynamiken in internationaler und interdisziplinärer Zusammenarbeit fortlaufend erforscht werden. Hierfür bietet das Internationale Netzwerk für Populismusforschung einen Rahmen.

---

→ Mehr Informationen über das ›Internationale Netzwerk für Populismusforschung‹ und seine Forschung: <https://international-network-populism.net/>  
Kontakt: [contact.populism@politik.uni-kiel.de](mailto:contact.populism@politik.uni-kiel.de)

## Autorin und Autor

Prof. Dr. Paula Diehl ,

geboren 1970, Studium der Kommunikationswissenschaft (PUC, São Paulo), Sozialwissenschaften (USP, São Paulo) 1992, Soziologie (FU Berlin) 1996. 2002 Promotion in Politikwissenschaft (HU Berlin), 2013 Habilitation in Politikwissenschaft (HU Berlin), 2008–2009 Fellow der Maison des Sciences de l'Homme in Paris, 2010–2016 Dilthey Fellow und Nachwuchsgruppenleiterin, 2014–2016 Visiting Scholar an der University of Pennsylvania. Seit 2019 Professorin für Politische Theorie, Ideengeschichte und Politische Kultur an der CAU Kiel.

Email: [diehl@politik.uni-kiel.de](mailto:diehl@politik.uni-kiel.de)

Dr. Helge Petersen ,

geboren 1989, 2009–2016 Studium der Soziologie und Politikwissenschaft (CAU Kiel), der Politischen Theorie (Goethe-Universität Frankfurt, Technische Universität Darmstadt, New School for Social Research) und der Soziologie (University of Glasgow). 2021 Promotion in Soziologie (University of Glasgow), seit 2024 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Arbeitsbereich Politische Theorie, Ideengeschichte und Politische Kultur der CAU Kiel.

Email: [hpetersen@politik.uni-kiel.de](mailto:hpetersen@politik.uni-kiel.de)

---

⑧ **Open Access //** Der Artikel ist unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung 4.0 International veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile des Werks von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können.



RUTH SUPKA, JENS SCHNEIDER VON DEIMLING,  
SEBASTIAN KRASTEL, JACOB GEERSEN

## Der ›Blinkerwall‹ in der Mecklenburger Bucht

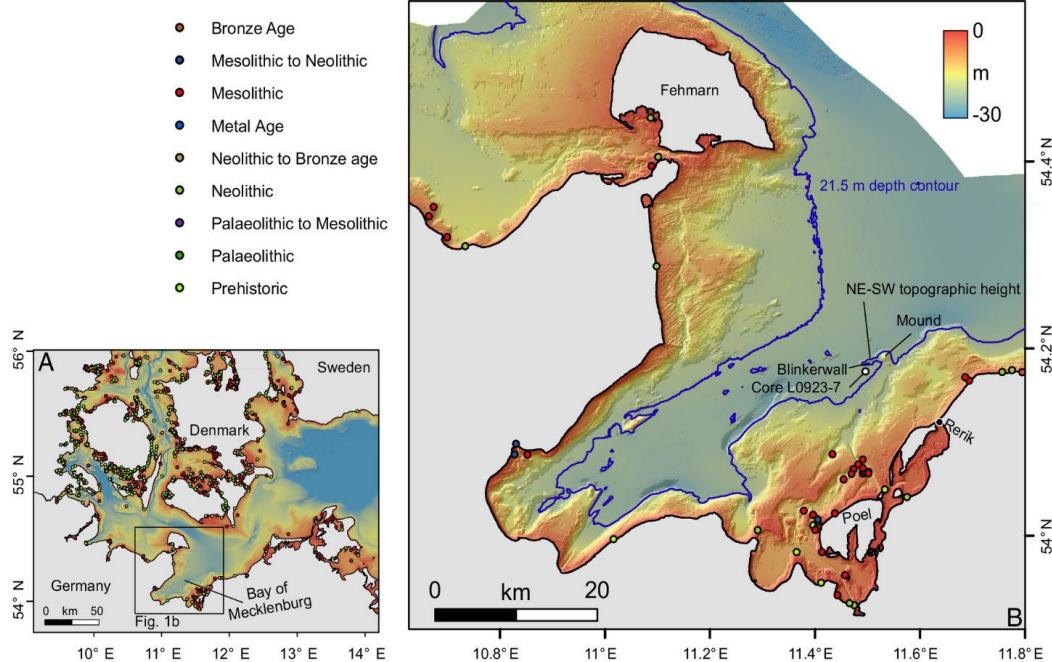
Von der Entdeckung während einer Ausbildungsfahrt zum Leibniz-Projekt

— Im August 2022 bot sich im Rahmen einer Ausbildungsfahrt des Studiengangs ›Physik des Erdsystems‹ mit dem Forschungsschiff Alkor des Kieler GEOMAR die Möglichkeit zu einer meeresgeophysikalischen Schiffsexpedition in die Mecklenburger Bucht. Solche Expeditionen sind fest im Studiengang integriert und ermöglichen, theoretisches Wissen in der Praxis anzuwenden. Vom Aufbau und der Bedienung komplexer geophysikalischer Systeme auf See, bis hin zur Datenauswertung und Dateninterpretation werden so Einblicke in den Forschungsalltag vermittelt. Ein wissenschaftliches Ziel dieser studentischen Ausfahrt lag in der detaillierten Erfassung einer auffälligen Steinstruktur und ihrer Umgebung, welche während der studentischen Ausfahrt im Vorjahr entdeckt worden war. Dafür wurde ein Fächerecholot zur exakten Vermessung des Meeresbodens genutzt, ein Sedimentecholot mit dem sich geologische Strukturen im Untergrund abbilden lassen, ein geschlepptes Seitensichtsonar zum Aufspüren kleiner Anomalien auf der Oberfläche, und ein ferngesteuertes Unterwasserfahrzeug mit Videoübertragung.<sup>1</sup>

Mit dem Fächerecholot der AG Krastel – einem hochmodernen Messsystem, das Schallwellen aussendet und aus den reflektierten sowie rückgestreuten Signalen ein detailliertes, dreidimensionales Bild des Meeresbodens erzeugt – konnte in Echtzeit auf den Monitoren verfolgt werden, wie sich die topographische Gestalt des Bodens (Bathymetrie, altgriechisch *bathýs*, deutsch ›tief‹) langsam aufbaute. Das Gebiet, in welchem die Steinstruktur entdeckt worden war, wurde mit hochauflösenden Methoden genauer untersucht; die Stimmung an Bord war daher besonders gut, eine Mischung aus konzentrierter Arbeit und gespannter Erwartung, was am Meeresboden wohl zu entdecken war.

---

1 Vgl. Sebastian Krastel u.a.: Geophysical Student Field Trip Baltic Sea, Cruise No. AL579, 20.08.2022 – 28.08.2022, Kiel (Germany) – Kiel (Germany), GÜ Uni Kiel (2022), [https://doi.org/10.3289/CR\\_AL579](https://doi.org/10.3289/CR_AL579).



↑ Abb. 1. Arbeitsgebiet mit Alter von versunkenen archäologischen Fundstätten (<http://www.splashcos.org>). (A) Übersichtskarte der westlichen Ostsee. Bathymetrische Daten aus der Global Multi-Resolution Topography (GMRT) Synthese (<https://www.gmrt.org/>). (B) Mecklenburger Bucht mit Lage des „Blinkerwalls“. Bathymetrie vom Bundesamt für Seeschiffahrt und Hydrographie (BSH), veröffentlicht unter der Lizenz CC BY-NC-ND. Aus: Geersen u.a. 2004 (wie Anm. 2).

In den neuen Daten zeichnete sich in 21 Meter Wassertiefe eine auffallend regelmäßige Struktur von über 900 m Länge ab. Zuerst wurde eine geologische Besonderheit, eine Moränenkante, oder andere glazial überprägte Landschaftsformen vermutet. Dem widersprachen jedoch die ausgeprägte Linearität und die auffällig ähnliche Größe der Steine mit Ausnahme einiger größerer Findlinge, an denen die Struktur abknickt. Jacob Geersen, einer der begleitenden Dozenten und CAU Alumnus, hatte als erfahrener Wissenschaftler das Potenzial des Fundes bereits erkannt, und erwog die Möglichkeit einer anthropogenen Struktur. Die zunächst routinemäßige Aufnahme der Daten stellte sich als Möglichkeit heraus, neue Erkenntnisse über eine Zeit zu gewinnen, deren Spuren an Land meist längst verwischt und überbaut worden sind.

## Vom akustischen Signal zur archäologischen Hypothese: Der ›Blinkerwall‹

Die Struktur wurde ›Blinkerwall‹ genannt und anschließend intensiv untersucht, und die Ergebnisse in der renommierten Fachzeitschrift PNAS publiziert.<sup>2</sup> Die Studie erreichte eine beachtliche internationale Resonanz und wurde von National Geographic zu den fünf wichtigsten archäologischen Funden in Deutschland 2024 gewählt.<sup>3</sup>

Die ersten Untersuchungen mit dem Forschungsschiff Alkor waren dabei nur der Anfang. Um die Entstehungsgeschichte des ›Blinkerwalls‹ genauer zu ergründen, begann eine enge interdisziplinäre Zusammenarbeit, die Expertisen aus der marinen Geophysik, Geologie und der Archäologie zusammenbrachte. In den folgenden Monaten und Jahren kamen weitere modernste Techniken zum Einsatz. Besonders aufschlussreich waren die Untersuchungen mit einem autonomen Unterwasserfahrzeug (AUV), welches vom Deutschen Zentrum für Luft- und Raumfahrt (DLR) gechartert wurde. Das AUV, ausgestattet mit hochauflösenden hydroakustischen Sensoren, konnte in geringem Abstand über den Meeresboden navigieren und detaillierte Karten und Bilder des Walls erstellen.<sup>4</sup> Nach intensiver Betrachtung der akustischen Daten in der Forschungsgruppe um Sebastian Krastel konnten einzelnen Steine exakt vermessen werden, ihre Anzahl bestimmt, und die Konstruktionsweise der Mauer im Detail rekonstruiert werden. Direkte optische Inspektionen durch Forschungstaucher und ferngesteuerte Unterwasserroboter (ROVs) bestätigten den Befund der Steinkonstruktion und lieferten wichtiges Bildmaterial.

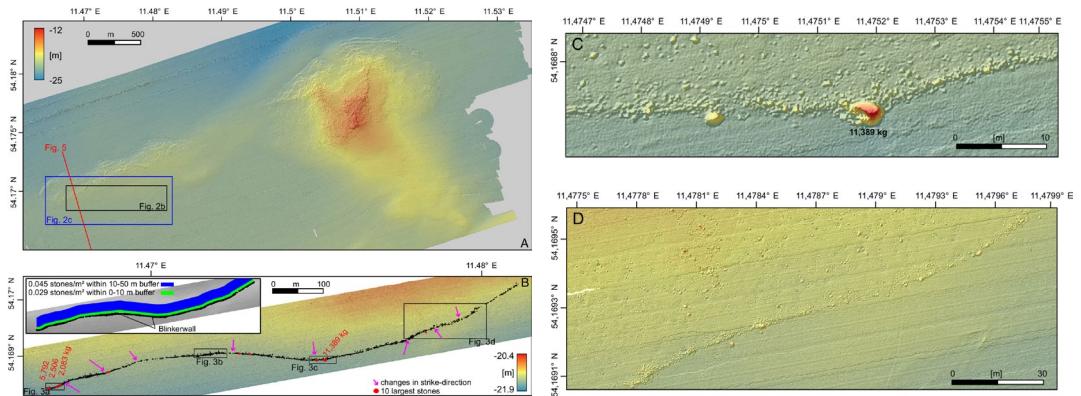
Um zu verstehen, wie die Landschaft zur Zeit der Erbauung des Walls beschaffen war, wurde eine Paläorekonstruktion der Region durchgeführt. Dies ist nötig, da viele Teile der damaligen Landschaft heute von Sedimenten überdeckt sind, die seit der Überflutung abgelagert wurden. Um den Untergrund zu untersuchen wurden Sedimentecholotdaten aus den Archiven des Leibniz-Instituts für Ostseeforschung Warnemünde und der Kieler Arbeitsgruppe verwendet. Sedimentecholote emittieren, wie Fächerecholote auch, Schallwellen, welche wegen ihrer niedrigeren Frequenz aber auch in den Boden eindringen. An den Grenzflächen verschiedener geologischer Schichten werden die Schallwellen abhängig vom sogenannten

---

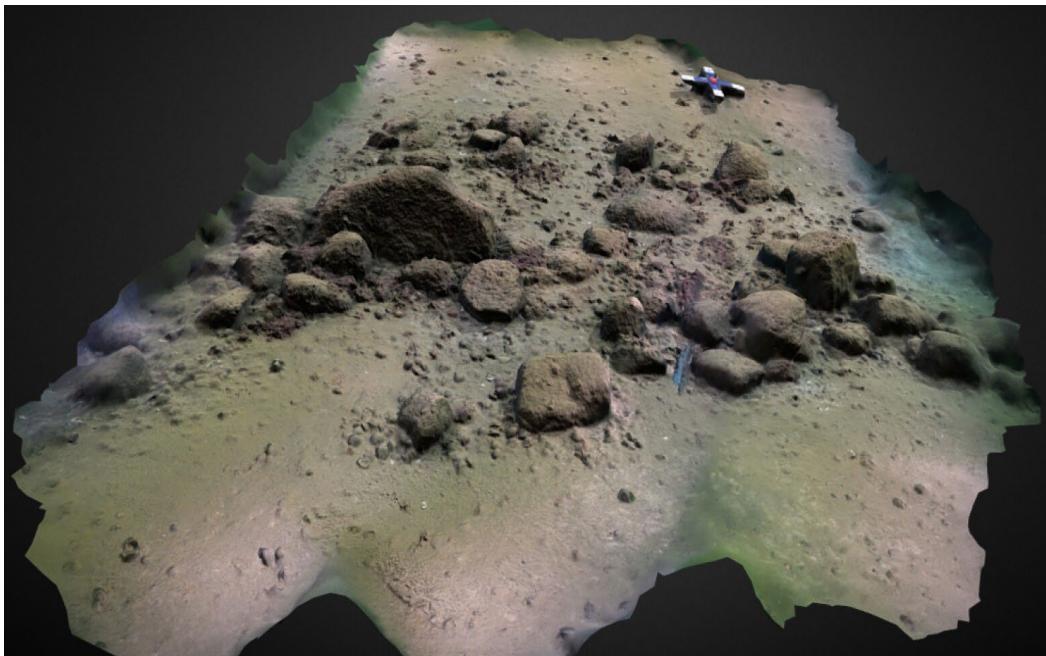
2 Vgl. Jacob Geersen u.a.: A submerged Stone Age hunting architecture from the Western Baltic Sea, in: PNAS, Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America 121.8 (2024), <https://doi.org/10.1073/pnas.2312008121>.

3 Lisa Lamm: Archäologie in Deutschland: Das waren die 5 spektakulärsten Funde des Jahres, in: National Geographic 12 (2024), <https://www.nationalgeographic.de/geschichte-und-kultur/2024/12/archaeologie-in-deutschland-das-waren-die-5-spektakulaersten-funde-des-jahres> [2. Juni 2025]. – Top 10 Discoveries of 2024, in Archaeology Magazine (January/February 2025), <https://archaeology.org/collection/top-10-discoveries-of-2024/> [2. Juni 2025].

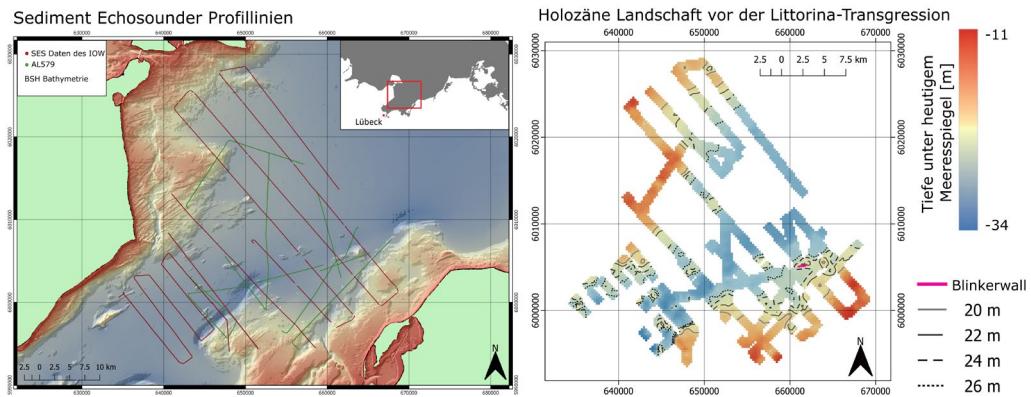
4 Vgl. Jens Schneider von Deimling: Cruise Report R/V Littorina, Cruise No. L01-23 – AUV Survey Blinker Wall (2023), <https://oceanrep.geomar.de/id/eprint/59082>.



↑ Abb. 2. Morphologie des südwest-nordost verlaufenden Rückens, auf dessen Südseite sich der ›Blinkerwall‹ befindet. (A) Bathymetrie, erhoben mit dem Forschungsschiff Alkor (2021) und Forschungskutter Littorina (2023). (B) Hochauflöste AUV-basierte Multibeam-Bathymetrie Daten des ›Blinkerwalls‹, welche den Verlauf und einzelne Steine zeigen, veröffentlicht unter der Lizenz [CC BY-NC-ND](#). Aus: Geersen u.a.: 2024 (wie Anm. 2).



↑ Abb. 3. 3D-Modell einer Sektion des ›Blinkerwalls‹ am westlichen Ende. Fotos aufgenommen von Forschungstucher Philipp Hoy, Universität Rostock. Das Modell wurde mit Agisoft Metashape von J. Auer, LAKD M-V. erstellt. Der Maßstab oben rechts sind 50 cm, veröffentlicht unter der Lizenz [CC BY-NC-ND](#). Aus: Geersen u.a. 2024 (wie Anm. 2).



↑ Abb. 4. Ergebnis des Semesterprojekts über paläogeographische Rekonstruktion der Landschaft der Mecklenburger Bucht zum Zeitpunkt der Erbauung.

Impedanzkontrast, der sich aus der Schallgeschwindigkeit und Dichte der jeweiligen Materialien ergibt, reflektiert. Diese lassen sich erfassen und auswerten, um den Untergrund hochauflösend abzubilden. So können unterschiedliche geologische Schichten, ihre Mächtigkeit und interne Strukturen präzise analysiert werden. Mit dieser Methode konnte die damalige Landschaft rekonstruiert und hierdurch wichtige Informationen über die Lage des ›Blinkerwalls‹ im Kontext der Umgebung geliefert werden. Parallel dazu wurden während einer weiteren Schiffsexpedition mit dem Forschungskutter Littorina Sedimentkerne aus der unmittelbaren Umgebung des Walls entnommen. Ihre Analyse am Leibniz-Institut für Oseeforschung in Warnemünde lieferte entscheidende Hinweise auf die Umweltbedingungen zur Zeit der Entstehung der Mauer.

Es zeigte sich, dass der ›Blinkerwall‹ am Rande eines heute versunkenen Sees oder Moores verlief. Dieser See existierte vor etwa 9.100 Jahren noch, wie die Datierung organischen Materials aus diesen Sedimenten ergab. Da die Mauer offensichtlich an dessen Ufer errichtet wurde, musste sie älter sein. Die gesamte Struktur wurde schließlich während der ›Littorina-Transgression‹, dem postglazialen Anstieg des Ostseespiegels, vor etwa 8.500 Jahren überflutet und bis heute unter Wasser konserviert. Der ›Blinkerwall‹ wurde höchst wahrscheinlich von Menschen errichtet, die nach dem Rückzug des Weichsel-Eisschildes, also in der späten Altsteinzeit oder frühen Mittelsteinzeit, in dieser damals noch trockenen Landschaft lebten.



↑ Abb. 5. Künstlerische Rekonstruktion der Szenerie: Der ›Blinkerwall‹ in Funktion während einer steinzeitlichen Rentierjagd. © Michał Grabowski.

## Eine steinzeitliche Megastruktur für die Rentierjagd?

Die wissenschaftlich plausibelste Interpretation der Funktion des ›Blinkerwalls‹ ist die einer Jagdarchitektur.<sup>5</sup> In der nordeuropäischen Region waren nach der Eiszeit Rentiere (*Rangifer tarandus*) eine wichtige Nahrungsquelle. Vergleichbare, wenn auch meist kleinere, steinerne Strukturen sind aus anderen Teilen der Welt bekannt und dienten dazu, Tierherden zu lenken, sie in die Enge zu treiben oder an bestimmten Stellen vorbeizuleiten, wo Jäger sie leichter erlegen konnten. Auch hier könnte der ›Blinkerwall‹ entlang der damaligen Ufer- oder Moorkante dazu gedient haben, die Rentiere in eine Engstelle oder direkt ins Wasser zu treiben.

Diese Interpretation macht den ›Blinkerwall‹ zu einer der ältesten dokumentierten von Menschen geschaffenen Jagdstrukturen weltweit und zu einer der größten bekannten stein-

5 Vgl. Geersen u.a. 2024 (wie Anm. 2). – John M. O’Shea und Guy A. Meadows: Evidence for early hunters beneath the Great Lakes, in: Proceedings of the National Academy of Sciences 106.25 (2009), S. 10120–10123, <https://doi.org/10.1073/pnas.0902785106>.

zeitlichen Anlagen in Europa. Ein solcher Fund hat weitreichende Implikationen für das Verständnis der damaligen Jäger-Sammler-Gesellschaften. Die Errichtung einer derart massiven Struktur erforderte Planung, Koordination und eine gewisse Ortsbindung. Dies könnte das bisherige Bild von eher kleinen, hochmobilen Gruppen des Spätpaläolithikums und frühen Mesolithikums infrage stellen und auf komplexere sozioökonomische Strukturen und eine intensivere Nutzung der Landschaftsressourcen hindeuten.

## Neue Horizonte: Das Leibniz-Projekt SEASCAPE

Die Entdeckung des ›Blinkerwalls‹ und die Ergebnisse der PNAS-Studie haben international für Aufsehen gesorgt und natürlich auch die Frage aufgeworfen: Gibt es noch mehr solcher Strukturen in der Ostsee? Ist der ›Blinkerwall‹ ein Einzelfall oder Teil eines größeren Musters prähistorischer Landnutzung?

Um diese und viele weitere Fragen zu beantworten, wurde kürzlich das Leibniz-Projekt SEASCAPE: ›Entdeckung und Erforschung steinzeitlicher Großstrukturen am Grund der westlichen Ostsee‹ ins Leben gerufen.<sup>6</sup> Dieses hochinnovative und interdisziplinäre Forschungsvorhaben wird vom Leibniz-Institut für Ostseeforschung Warnemünde (IOW) koordiniert, an dem auch einige der Hauptautoren der PNAS-Studie tätig sind. Die Christian-Albrechts-Universität zu Kiel mit dem Institut für Geowissenschaften ist ebenso ein zentraler Partner wie das Heinrich Schliemann-Institut für Altertumswissenschaften an der Universität Rostock und das Leibniz-Zentrum für Archäologie (LEIZA). Die enge Zusammenarbeit mit den Landesämtern für Kultur und Denkmalpflege in Mecklenburg-Vorpommern und Schleswig-Holstein stellt sicher, dass die neuesten Erkenntnisse auch direkt in den Kulturgüterschutz einfließen.

SEASCAPE belegte 2024 den vierten Platz des norddeutschen Wissenschaftspreises und wird in den kommenden drei Jahren mit modernsten Methoden nicht nur den ›Blinkerwall‹ noch detaillierter untersuchen, sondern auch gezielt nach weiteren potenziellen Fundstellen in der westlichen Ostsee suchen. Weitere Erfolge konnten mit einer Schiffsausfahrt mit der Littorina und einer erneuten Praktikumsfahrt mit der Alkor jeweils unter der Leitung der CAU erzielt werden. Ziel ist es, ein umfassenderes Bild der versunkenen prähistorischen Kulturlandschaften zu gewinnen und die Anpassungsstrategien der damaligen Menschen an eine sich wandelnde Umwelt besser zu verstehen. Es geht darum, den ›Seascape‹ – die Meereslandschaften – nicht nur als geologische, sondern auch als archäologische Archive zu lesen. Für den wissenschaftlichen Nachwuchs bietet SEASCAPE eine fantastische Möglichkeit, an Spitzenforschung beteiligt zu sein und die Grenzen des Wissens zu erweitern.

---

<sup>6</sup> Vgl. Beschreibung des Projekts auf der Webseite des Leibniz-Instituts für Ostseeforschung Warnemünde (IOW), <https://www.io-warnemuende.de/projekt/364/seascape.html> [2. Juni 2025].

## Die maritime Ausbildung an der CAU Kiel: Fundament für zukünftige Entdeckungen

Die Entdeckung des ›Blinkerwalls‹ im Rahmen einer studentischen Ausbildungsfahrt ist ein Beleg für die hohe Qualität und Praxisrelevanz der meeresswissenschaftlichen Lehre am Institut für Geowissenschaften der Christian-Albrechts-Universität. Die frühzeitige Einbindung der Studierenden in reale Forschungsvorhaben, der Zugang zu moderner Forschungsinfrastruktur, wie den Forschungsschiffen Alkor und Littorina sowie hochmodernen akustischen Geräten, welche die Arbeitsgruppe Krastel sowie weitere Arbeitsgruppen auch für Ausbildungsfahrten zur Verfügung stellt, und die Vermittlung interdisziplinärer Kompetenzen sind essenziell, um zukünftige Generationen von Meeresforscherinnen und -forschern auszubilden. Diese ›Hands-on‹-Erfahrung, die enge Betreuung durch engagierte Dozentinnen und Dozenten und die Einbindung in aktuelle Forschungsprojekte bereiten optimal auf eine wissenschaftliche Laufbahn vor. Solche Erfahrungen schulen nicht nur den Umgang mit komplexen Messinstrumenten und Auswerteverfahren, sondern fördern auch das kritische Denken, die Fähigkeit zur wissenschaftlichen Problemlösung und die Begeisterung für die Entdeckung des Unbekannten. Für die Studierenden war die Beteiligung an diesem Forschungsprojekt – von der Installation der geophysikalischen Messsysteme an Bord, über die Datenaufnahme und -nachbearbeitung, bis hin zur wissenschaftlichen Interpretation – eine besonders lehrreiche Erfahrung. Sie hat gezeigt, wie wichtig eine fundierte methodische Ausbildung und die praktische Anwendung des Gelernten sind. Außerdem wurde deutlich, welchen Mehrwert eine interdisziplinäre Zusammenarbeit zwischen Geophysik, Geologie und Archäologie für Forschung und Lehre bietet. Der ›Blinkerwall‹ ist dafür ein eindrucksvolles Beispiel und hat gezeigt, dass die Ostsee direkt vor unserer Haustür noch voller Geheimnisse steckt.

---

### Autorin und Autoren

Ruth Supka B.Sc.,

geboren 1999 in Hannover, Bachelor Physik des Erdsystems in Kiel 2024, aktuell im Masterstudium Geophysik. Seit 2022 Hilfskraft in der Arbeitsgruppe Marine Geophysik und Hydroakustik von Prof. Dr. Sebastian Krastel.

E-Mail: [stu230918@mail.uni-kiel.de](mailto:stu230918@mail.uni-kiel.de)

Dr. Jens Schneider von Deimling ,

geboren 1976 in Freiburg im Breisgau, Studium der Geologie in Kiel, Diplom 2005. Promotion zum Dr. rer. nat. an der CAU 2009. Anschließend wissenschaftlicher Mitarbeiter am Leibniz-Institut für Ostseeforschung Warnemünde (2009–2012), GEOMAR (2012–2016), und seit 2016 am Institut für Geowissenschaften der CAU mit dem Schwerpunkt geologischer und biologischer Meeresbodenkartierung mit hydroakustischen Methoden.

E-Mail: [jens.schneider@ifg.uni-kiel.de](mailto:jens.schneider@ifg.uni-kiel.de)

Prof. Dr. Sebastian Krastel ,

geboren 1967 in Kiel, Studium der Geophysik in Kiel, Diplom 1995. Promotion zum Dr. rer. nat. an der CAU/GEOMAR 1999. Anschließend wissenschaftlicher Assistent und wissenschaftlicher Rat an der Universität Bremen (2000–2008) und Professor für Marine Naturgefahren am GEOMAR im Exzellenzcluster The Future Ocean (2008–2012). Seit 2012 Professor für Marine Geophysik und Hydroakustik an der CAU.

E-Mail: [sebastian.krastel@ifg.uni-kiel.de](mailto:sebastian.krastel@ifg.uni-kiel.de)

Dr. Jacob Geersen ,

geboren 1981 in Herdecke. Studium der Geowissenschaften in Bremen, M.Sc. 2009. 2011 Promotion zum Dr. rer. nat. an der CAU/IFM-GEOMAR. Anschließend Postdoc an der University of Southampton, National Oceanography Centre, UK (2012–2014), GEOMAR (2014–2019) und der CAU (2020–2023). Seit 2023 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Leibniz-Institut für Ostseeforschung Warnemünde.

E-Mail: [jacob.geersen@io-warnemuende.de](mailto:jacob.geersen@io-warnemuende.de)

---

⑧ **Open Access //** Der Artikel ist unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung 4.0 International veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile des Werks von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können.



## Kleider machen Leute

Die Bekleidung der römischen Frau von den Anfängen bis zum Ende des zweiten Jahrhunderts nach Christus

— Kleidung ist ein komplexer Forschungsgegenstand. Sie ist nicht nur, wie die Geschichte von Adam und Eva lehrt, ein elementares Bedürfnis des Menschen, sondern bringt auch seinen sozialen Status zum Ausdruck. Sie bestimmt nicht nur das Aussehen und das Ansehen einer einzelnen Person, sondern auch das Erscheinungsbild einer ganzen Gesellschaft. An der Änderung von Kleidung lassen sich sozialer Wandel und geschichtliche Entwicklungen im Sinne einer *longue durée* ablesen, gleichsam wie an einem äußeren Zeichen. Antike Kleidung mag uns heute historisch fern liegen. Zwar scheint sie uns aus Hollywoodfilmen gut bekannt, doch handelt es sich bei diesem Wissen um ein echtes Scheinwissen. Bei genauem Zusehen ist es angesichts der geringen Zahl der Zeugnisse sehr schwer, zuverlässige Aussagen über römische Bekleidung jenseits von Stereotypen wie »der Römer trug die Toga« zu machen. Das gilt insbesondere auch für die Kleidung der römischen Frauen.

Lohnt es sich dann überhaupt noch, einem solchen Forschungsgegenstand nachzugehen? Die folgenden Ausführungen sollen dazu dienen, allgemein mit dem Thema römischer Kleidung vertraut zu machen. Zugleich sollen sie exemplarisch interessante Perspektiven und neue Erkenntnisse aufzeigen, welche die kulturwissenschaftliche Erforschung der Antike bietet.<sup>1</sup>

---

1 Der Beitrag basiert auf: Jan Radicke: Roman Women's Dress. Literary Sources, Terminology, and Historical Development, Berlin 2023, <https://doi.org/10.1515/9783110711554>. Dort auch genauere Nachweise. Das Buchprojekt nahm etwa zehn Jahre Zeit in Anspruch. Ich möchte an dieser Stelle meinem archäologischen Kollegen und Freund sowie langjährigem Kustos der Antikensammlung, Joachim Raeder, für die Zusammenarbeit danken, die auch in einem eigenen Kapitel ihren Niederschlag gefunden hat.

## Statt einer Forschungsübersicht

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit römischer Frauen- und Männerkleidung ist selbst schon ziemlich alt. Sie begann vor fast fünfhundert Jahren, genauer gesagt im Jahr 1526. In diesem Jahr nämlich veröffentlichte der Humanist und Aristokrat St. Lazare de Baïf oder, wie er sich selbst genannt hätte, Bayfius ein Buch *De re vestiaria* (Über die Bekleidung) und begründete damit eine lange Reihe von Beiträgen zu römischer Kleidung. Bayfius legte den Schwerpunkt seiner Darstellung auf die Kleidung der Männer, was darin begründet liegt, dass diese in den Quellen besser greifbar ist und markant in politischen Kontexten vorkommt. Aus heutiger Sicht wirken die Ausführungen dieses Mungo Park der Gewandforschung ziemlich wirr, doch wurde er für seine Arbeit vom großen Erasmus von Rotterdam gelobt und lobte diesen pflichtschuldigst zurück – das gegenseitige Zitat ist, wie man sieht, keine moderne Erfindung. Infolge dessen wurde König Franz I. von Frankreich (amt. 1515–1547) auf den jungen Bayfius aufmerksam und entsendete ihn drei Jahre später nach Venedig. Damit endete die philologische Karriere des vielversprechenden Autors, dessen Gewandbuch aber danach noch viele Auflagen sah. Es sollte mehr als hundert Jahre dauern, bis sich ein weiterer Gelehrter der Erforschung des Gewandes wieder annahm. Im Jahr 1642 veröffentlichte Ottavio Ferrari, Professor und Bibliothekar der Universität von Padua drei Bücher *De re vestiaria*, ein umfangreiches Werk, das er im Jahr 1654 sogar noch um weitere vier Bücher erweiterte. Ferrari widmete diese zweite Auflage Edition der Königin, oder besser gesagt Ex-Königin, Christina von Schweden (1626–1689), die genau in diesem Jahr abdankte, den katholischen Glauben annahm und sich nach Rom zurückzog. Dem Zeitgeschmack entsprechend, prangt die Mäzenin auf der Titelseite von Ferraris Buch als Minerva, die Göttin der Weisheit, abgebildet mit Helm und Schild. Ferraris sieben Bücher *De re vestiaria* umfassten mehr als fünfhundert Seiten, und man sollte eigentlich meinen, das sei genug gewesen. Doch nein, Ferrari musste noch einmal nachlegen. Inzwischen waren aus dem Nachlass von Albertus Rubenius, dem Sohn des berühmten Malers Peter Paul Rubens (wie der Drucker nicht vergisst, verkaufsfördernd auf der Titelseite zu bemerken) zwei Bücher *De re vestiaria* erschienen, in denen sich dieser erdreistet hatte, einige von Ferraris Thesen in Zweifel zu ziehen. Ferrari nahm also im Jahr 1677 noch einmal die Feder zur Hand und schrieb seine *Analecta de re vestiaria*, die er nunmehr Jean Chapelain, einer Art Kulturminister von König Ludwig XIV. (amt. 1643–1715), widmete. Man gewinnt den Eindruck, dass das alles nicht nur ein Gelehrtenstreit war, sondern auch die Kulturpolitik der verschiedenen europäischen Großmächte (Habsburg vs. Frankreich) hier eine Hand im Spiel gehabt haben könnte.

Es ist vergnügenlich und lehrreich, die Entwicklung der Altertumswissenschaften exemplarisch am Gegenstand der römischen Bekleidung zu verfolgen. Doch soll hier keine Doxographie gegeben werden. Deswegen nur noch so viel. Es lassen sich daran einige allgemeine Phänomene paradigmatisch beobachten: So beispielsweise den Sprachwechsel von Latein

zu den Nationalsprachen, für den sich der Autor Montfaucon (1655–1741) – er schrieb auf Französisch, gab aber die lateinische Übersetzung bei – noch bei seinen Lesern glaubte entschuldigen zu müssen; die Verbürgerlichung der Leserschaft und die Entstehung des ›Coffeetable-Book‹, in dem nun zum ersten Mal auch die Frauenbekleidung größeren Raum einnahm (»*Sabina, oder Morgenszenen im Putz Zimmer einer reichen Römerin*«); die positivistische Szientifizierung wie im *Handbuch der Römischen Altertümer*, unter der Rubrik »*Das Privatleben der Römer*«, die im Rahmen der preußischen Universität erfolgte; schließlich auch die Emanzipation der Frau, die sich seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts in der akademischen Beteiligung von Frauen im Bereich der Bekleidungsforschung niederschlug. Vor allem Margarete Bieber (1879–1978), eine Art archäologische Hannah Arendt, hat hier mit ihren verschiedenen Publikationen Meilensteine der Forschung geschaffen. Und wie sieht es heute aus? Gegenwärtig wird die Forschung zum weiblichen Gewand fast ausschließlich von Frauen getragen, und es steht zu hoffen, dass in Zukunft die Frage des Geschlechts in der Wissenschaft keine Rolle mehr spielt. Auch nicht bei der Wahl der Themen.

Die historische Perspektivierung möge den geistigen Punkt markieren, an dem das 2023 mit der Veröffentlichung abgeschlossene Forschungsprojekt *Roman Women's Dress* entstanden ist. Es ist an der Schwelle zum Post-Humanismus geschrieben und grundsätzlich noch vom Geist der vergangenen akademischen Epoche geprägt, in der die Antike und die alten Sprachen als ein unverzichtbarer geistiger Schatz galten. Es orientiert sich an den wissenschaftlichen Standardwerken des 19. Jahrhunderts, die, oft unreflektiert, die Grundlage aller weiteren Erforschung der Kleidung bilden. Es ist jedoch im Gegensatz zu ihnen von quellenkritischer Methodik und von erkenntnistheoretischer Skepsis geprägt und versucht das soziale Phänomen der Kleidung vor dem Hintergrund von Kategorien zu beschreiben, die sich zum Teil der Sozialforschung (Niklas Luhmann) verdanken.

Diese Kritik an der existierenden Forschung zielt gleichwohl über das enge Thema der Frauenkleidung hinaus und erstreckt sich auf weitere Bereiche der antiken Kulturwissenschaft, die oft auf quellenkritisch und methodisch unsicherem Fundament beruhen und von Hollywood nicht weit entfernt sind. Der folgende Methodendiskurs möge deswegen auch als implizite paradigmatische Kritik an der Art und Weise gelesen werden, wie sich antike Kulturwissenschaft auch heute noch in vielen Publikationen vollzieht.

## Discours de la methode

In der antiken Kulturwissenschaft reicht die Datenbasis für eine statistische Untersuchung in der Regel nicht aus, doch muss das Ziel jeder wissenschaftlichen Forschung sein, eine gewisse Allumfassenheit der Dokumentation anzustreben. In vielen Bereichen der Altertumskunde ist es möglich, alles Material zu präsentieren, und jeder Quelle und ihrer richtigen Interpretation kom-



↑ Abb. 1a. Statue der Livia in der Stola, München, Glyptothek 367. Fotos 1a-1c: Joachim Raeder.



← Abb. 1b. Statue der Livia in der Stola: Schulterträger der Stola.

↑ Abb. 1c. Statue der Livia in der Stola: Calcei.

men Relevanz für die wissenschaftliche Aussage zu. So ist es auch bei der römischen (Frauen-) Kleidung von den Anfängen bis zum Ende des zweiten Jahrhunderts nach Christus.

Die Grundlage all unseres Wissens besteht in diesem Fall aus lateinischen (und wenigen griechischen) Schriftquellen sowie aus archäologischen Zeugnissen, also Abbildungen in Stein, in Bronze oder in Farbe auf Bildern. Es hat sich außer ein paar Faserresten kein einziges Kleidungsstück einer Frau *in materia* aus dieser historischen Phase erhalten. Damit begegnen wir gleich am Anfang einer grundsätzlichen Grenze unseres Wissens: Wir haben nur Begriffe und Abbildungen. Über alle Kleidungsstücke, die nicht abgebildet und nicht beschrieben werden, können wir nichts wissen. Wenn eines der Medien fehlt, wie etwa bei Teilen der Unterwäsche, bleibt das Wissen lückenhaft.

Darüber hinaus müssen wir hoffen, dass die Abbildungen die betreffenden Kleidungsstücke einigermaßen korrekt abgebildet haben und dass die Schriftquellen reale und korrekte Begriffe von ihnen liefern. Das ist aber nicht immer der Fall, und es gibt sowohl Fantasiegewänder als auch Fantasiebegriffe. Was die Schriftquellen betrifft, so müssen wir in einem ersten Schritt deswegen grundsätzlich zwischen Begriffen, die einen realen Gegenstand bezeichnen, und solchen Begriffen, die keinen oder zumindest keinen erkennbar realen Gegenstand bezeichnen, unterscheiden. Es mag befremden, dass es lateinische Kleiderbezeichnungen ohne realen Inhalt geben sollte, und doch gibt es sie. Sie sind überwiegend auf die Tätigkeit von römischen Gelehrten zurückzuführen, die obsoleten Wörtern (Glossen), die sie in antiken Texten nicht mehr verstanden, falsche Inhalte zuordneten.

Ein modernes Beispiel, bei dem wir diesen Geburtsprozess gut nachverfolgen können, mag verdeutlichen, wie es dabei zugegangen ist. In einem Fort am Hadrianswall (Vindolanda) haben sich durch einen glücklichen Zufall Teile der Lagerkorrespondenz auf Täfelchen aus Birkenrinde

erhalten. Diese interessanten Briefe handeln vielfach von Alltagsdingen, unter anderem auch von Nahrungsmitteln und Gewändern. Eines dieser Täfelchen enthält nun eine Art Kassenliste, auf der verschiedene Einkäufe notiert sind. Neben Feuerholz (*lignum*) findet sich dort ein Artikel, der den Herausgebern zufolge den Namen *stica* trägt. Es gibt für dieses lateinische Wort keine Parallele, die Herausgeber vermuteten aber, dass es ein Kleidungsstück sei, weil in den Täfelchen viele Kleidungsstücke vorkommen, und es ist so tatsächlich zu einem Kleidungsstück geworden. Es mutet freilich seltsam an, dass Kleidung mit Feuerholz gekauft werden sollte. Wollte ein Soldat seine Hose verfeuern? Und ein Blick auf andere Täfelchen zeigt, dass die Lesung *stica* nicht richtig sein kann. Die Soldaten kauften in Vindolanda gewöhnlich (mit oder ohne Holz) Getreide, auf Lateinisch *frumentum*, *hordeum* oder eben *spica* (Dinkel). Und *spica* (mit einem C) steht auch, recht betrachtet, auf dem Holztäfelchen. Das Wort *stica* hingegen ist nichts anders als eine Fehllesung der Herausgeber (das C ähnelt in diesem Fall stark einem T) verbunden mit einer Fehldeutung, die dann in der nachfolgenden archäologischen Literatur zum Leben erwacht ist.

Das moderne Beispiel zeigt, wie auch antike Philologen vorgegangen sind, und zwar in dem Bestreben, Wörter für alte Gewänder aus einer frühen römischen Epoche zu finden, über die sie vermutlich sogar weniger wussten als wir. Sie nahmen die alten Texte zur Hand und beuteten sie ›kulturwissenschaftlich‹ aus. Im Fall der Kleidung entwickelte sich bei den römischen Gelehrten sogar ein regelrechter Pseudo-Diskurs über das römische ›Urgewand‹. Das wäre für sich genommen nicht weiter schlimm, doch wird dieser Pseudodiskurs in der Forschung bis heute mit den verlässlichen Zeitzeugnissen über die römische Kleidung vermischt. Diese Aussage gilt leider nicht nur für die Kleidung, sondern auch für viele andere kulturgeschichtlichen Sachverhalte. Auch hier wird oft nicht genügend zwischen zeitgenössischer Aussage und antikem Diskurs über eine (vermeintliche) Frühgeschichte unterschieden – sehr zum Schaden der Darstellung. In einem ersten Schritt müssen also die schriftlichen Quellen getrennt und die zeitgenössischen Aussagen über die eigene Kleidung von den nachträglichen Spekulationen über vergangene Trachten unterschieden werden.

In einem zweiten Schritt müssen dann die Texte, die zeitgenössische ›reale‹ römische Frauенkleidung zum Gegenstand haben, für sich genommen betrachtet werden. Hierbei ist Folgendes zu beachten: (1) Im Gegensatz zu modernen Autoren, wo wir oft noch über Autographen verfügen, ist die Überlieferung lateinischer Texte nicht einfach. Die beste Textfassung muss immer erst hergestellt werden. Dies gilt vor allem für die ältesten lateinischen Schriftquellen zur Kleidung, die meist nur im Zitat bei spätantiken Autoren belegt sind. (2) Es handelt sich ferner bei den lateinischen Schriftquellen zur Kleidung fast ausschließlich um literarische Texte. Diese beschreiben das Kleidungsstück nicht von einem neutralen Standpunkt aus, sondern sie sind von einer bestimmten Intention des Autors geprägt. Die Verfasser verwenden sogar nicht immer alltägliche Bezeichnungen. Dementsprechend sind diese Texte und ihre Begrifflichkeit sorgfältig zu interpretieren und in ihrem Sinngehalt zu bewerten. (3) Für die Zeit der

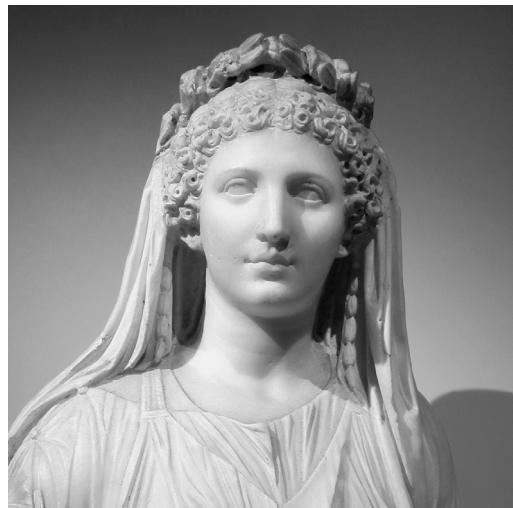
römischen Republik gibt es nur sehr wenige Schriftquellen. Die ersten Zeugnisse finden sich gegen Ende des dritten Jahrhunderts vor Christus. Viele davon beschreiben griechische Ge-wänder; denn die römische Literatur ist zu diesem Zeitpunkt bereits vollkommen hellenisiert. Es sind nur ungefähr zwanzig Texte, allesamt Fragmente, die von spezifisch römischer Kleidung handeln. Erst in der Kaiserzeit ist die Quellenlage etwas besser, doch gibt es gleichwohl wichtige Kleidungsstücke, die in der Literatur nur zwei oder dreimal genannt werden. Das hat damit zu tun, dass in der überlieferten römischen Literatur inhaltlich oftmals das Normale gemieden und das Spektakuläre gesucht wird. Zu den wertvollsten Zeugnissen gehören deshalb einige Travestie-Szenen, in denen Frauenkleidung ausführlich beschrieben wird. Hinzu kommt, dass einige Kleiderbegriffe in der gehobenen Literatur »subliterarisch« sind und durch andere Begriffe ersetzt werden. So sucht man etwa in einem Epos den Begriff *tunica* oder *chiton* vergeblich, obwohl natürlich alle Frauen dort, wenn sie nicht nackt waren, eine Tunika oder zwei solche Kleidungsstücke trugen.

In ähnlicher Weise wie die Schriftquellen sind die archäologischen Zeugnisse in ihrem Sinngehalt zu überprüfen und zu beschreiben. Auch diese müssen »quellenkritisch« betrachtet werden. Stellen die Abbildungen eine römische Frau oder eine griechische Göttin dar? Und aus welcher Zeit und welchem Kontext stammen sie? In vielen Publikationen werden auch hier Abbildungen unkritisch zugeordnet und unsachgemäß vermischt.

In einem dritten Schritt sind dann die Begriffe den Abbildungen zuzuordnen. Auch das ist nicht immer leicht, da die Kleider meist ja nicht beschrieben, sondern nur benannt werden. Es ist dabei in der Vergangenheit zu Fehlern gekommen. Einige Zuweisungen, auch bei zentralen Begriffen, wurden deswegen im Rahmen des Forschungsprojektes neu vorgenommen. Es ergibt sich aus diesem Verfahren eine Gesamtübersicht über die Kleidung römischer Frauen, soweit es uns durch die lateinische Begrifflichkeit und Abbildungen zugänglich ist.

In einem vierten Schritt gilt es, die Frage zu beantworten, welches Alter und welche soziale Schicht welches Kleidungsstück getragen haben könnte. Auf Grund der Tendenz der literarischen und archäologischen Zeugnisse, das Extreme darzustellen, lässt sich diese Frage für ungewöhnliche Kleidungsstücke und extreme Gruppen (Aristokratin oder Prostituierte) besser beantworten als für »normale« Frauen. Dennoch lassen sich manche Kleidungsstücke der Alltagskultur ohne weiteres zuweisen.

In einem fünften Schritt schließlich ist zu fragen, ob sich aus den Quellen historische Tendenzen über den Gebrauch bestimmter Kleidungsstücke ablesen lassen. Eine historische Dynamisierung des Stoffes ist bisher in den Handbüchern weitgehend unterblieben, da die Zeugnisse dafür so spärlich und fragil sind, doch lässt sich bei manchen Kleidungsstücken zumindest in Umrissen eine Geschichte schreiben.



↑ Abb. 2a-d. Statue einer römischen Frau in der Stola aus Pompeji, Neapel, Mus. Naz. 6041. Fotos von Joachim Raeder.  
a) Statue, b) Bildniskopf mit Kranz und Vitta, c) Schulterträger der Stola, d) Calceus.

## Römische Frauenkleidung – eine Übersicht

Unter Berücksichtigung dieser Schritte ergibt sich für die Kleidung der römischen Frauen ein zuverlässiges Bild. Zuerst ein statistischer Überblick: Wir kennen über 44 lateinische alltägliche Kleiderbegriffe (im Gegensatz zu poetischen Begriffen). Diese bezeichnen 39 verschiedene Kleidungsstücke, 14 primäre Kleidungsstücke der Frau, 16 Accessoires und 9 Schuhe. Hinzu kommen einige Begriffe, die Sonderformen von Gewändern oder Teile von ihnen bezeichnen. Den 39 Gewändern können in 15 Fällen archäologische Zeugnisse von ›römischen Frauen‹ zugeordnet werden, in fünf Fällen müssen Abbildungen von Göttinnen oder divinisierten Frauen und in vier Fällen (bei Unisex-Kleidung) Abbildungen von Männern aushelfen, die das Aussehen des Kleidungsstücks belegen. Für den Rest verfügen wir über keine Abbildungen. Die Lücken im archäologischen Material ergeben sich zum einen daraus, dass das betreffende Kleidungsstück zu informell für die Abbildung ist, und zum anderen daraus, dass es sich um modische Kleidungsstücke handelt, wie um modische Sonderausführungen von Tuniken in einem bestimmten Stoff oder mit einem bestimmten Ornament, deren Identifikation schwierig ist. Insgesamt gesehen aber ist festzuhalten, dass wir alle auf archäologischen Zeugnissen abgebildeten Kleidungsstücke römischer Frauen angemessen bezeichnen können, auch wenn uns der Begriff für die ein oder andere Sonderform darunter entgehen mag. (Abb. 2a-d)

Wie aber sah die römische Frauenkleidung aus? Ihr allgemeines Erscheinungsbild ist durch weite Kleidungsstücke bestimmt. Darin scheint sie traditionellen indischen und arabischen Gewändern vergleichbar, die ebenfalls die Körperformen nicht nachzubilden pflegen. Die enganliegende und auf den Körper zugeschnittene Kleidung, wie sie sich beispielsweise in Europa gegenwärtig findet, wäre in der Antike als (unangemessen) ›sexualisiert‹ empfunden worden.

Die Grundlage aller primären Kleidungsstücke der Frau bildet bei den Römern wie bei den Griechen, die rechteckige Stoffbahn – mit Ausnahme der (rundgeschnittenen) Toga. Diese Stoffbahn wird entweder doppelt gegeneinander genäht oder aber als einfache Stoffbahn umgeworfen. Entsprechend unterschied man zwischen Anzieh- und Umwurfgewändern. Was nun die Form betrifft, so ist das primäre Gewand der Frau (und des Mannes), die Tunika, ein Anziehgewand, der Mantel in seiner Basisform ein einfacher Umwurf. Gelegentlich wurde auch beim Mantel die Poncho-Form genutzt. Allgemein sollte man sich bei allen Gewändern ins Gedächtnis rufen, dass die Antike keine Knöpfe und Knopflöcher (geschweige denn Reißverschlüsse und elastische Bündchen) kannte. Was die Anziehgewänder betrifft, so gab es – soweit wir wissen – keine taillierten Schnitte, sondern die Taille wurde gewöhnlich mit Hilfe eines Gürtels hergestellt, der zugleich die Länge des Gewandes im Fußbereich regulierte. Im Fall der Tunika erzeugte die Gürtung zugleich kurze (Schein-)Ärmel. Dieses war die Basisversion der Tunika, an die gelegentlich in (exotischen) Luxusversionen Ärmel angesetzt werden konnten. Das Aussehen des Umwurfmantels hingegen war ausschließlich durch die Art und Weise bestimmt, wie er um den Körper gewickelt wurde.

Die limitierten Möglichkeiten, Kleidungsstücke zu befestigen, wirkten sich auch bei der Unterwäsche aus. Sie besteht im Wesentlichen aus Wickeln (*fasciae*) und untergebundenen Stoffstücken. Über Büstenhalter, Unterhosen und Strümpfe im modernen Sinn verfügten die Römerinnen nicht. Künstliche Farbe (eingeschlossen Weiß) und Ornament zählte zum Kleidungsluxus und dürfte von der ärmeren Bevölkerung nur sehr eingeschränkt genutzt worden sein. Vermutlich prägten die Naturtöne von Wolle und Baumwolle das allgemeine Straßenbild.

Kommen wir nun zu einzelnen Gewändern: Das Allround-Kleidungsstück für alle Frauen, gleich welchen Standes, war die *tunica* (~ *chiton*). Sie wurde in der Regel doppelt (Tunika und Untertunika) getragen. Die weibliche Version der Tunika war länger als diejenige des Mannes und reichte bis zu den Waden. Sie wurde meist mit einem Gürtel (*cingillum, zona*) gegürtet; wenn nicht, wird dieses als auffällig notiert. Die Distinktion zwischen den Tuniken und Altersgruppen und den sozialen verschiedenen Milieus ergab sich aus der Art und Qualität des Stoffs (verschiedene Wollsorten, Seide) und aus der Farbe (künstliche Farbe vs. Naturtöne), wobei die Quellen selten von ›Normalversionen‹ handeln. Als ein zweites Kleidungsstück trat der Umwurfmantel (*pallium*) hinzu, für den dieselben Distinktionsmöglichkeiten galten. Die Kombination von *tunica* und *pallium* kann sozusagen als das ›Normalgewand‹ aller römischen Frauen gelten.

Hinzu traten andere Kleidungsstücke, die sich mit bestimmten sozialen Gruppen verbanden. Das Wichtigste davon ist das fußlange Trägerkleid, das bis zu den Füßen reichte. Dieses Kleidungsstück ist ein gängiger Gewandtyp in der gesamten griechischen Mittelmeerwelt. In Rom wurde es (oder ein gewisser Typ davon) mit den Begriffen *vestis longa* oder *stola* bezeichnet. Sein Charakteristikum waren die Träger (*analeprides*), ausgeprägte Längsfalten (*rugae*) und eine farbig auffällige, unten auf dem Saum aufgenähte Borte (*instita*). Die *stola* war in Rom der *matrona* zugeordnet, also einer Bürgerin, die mit einem Bürger in einer römischen Ehe (*matrimonium*) verheiratet war; Sklaven und Freigelassene konnten kein *matrimonium* eingehen und ihre Verbindung wurde als *contubernium* bezeichnet. In Darstellungen trägt die Matrone dieses Kleidungsstück gewöhnlich über der Tunika und unter einem Mantel (Abb. 1). In ähnlicher Weise bildete die *praetexta*, eine Toga mit Purpursaum, eine Distinktionskleidung für das junge freigeborene Mädchen (der Theorie nach bis zur Eheschließung). Am extremen anderen Ende der sozialen Skala schließlich galt die *toga* als Kennzeichen der unfreien Prostituierten. Über den Sinn dieser Kleidung ist viel spekuliert worden, doch dürfte die knappe *toga* eine Art Arbeitskleidung solcher Frauen gewesen sein. Auch sonst hören wir von okkasioneller Kleidung. Dazu gehören zwei robuste Unisex-Mäntel, die *abolla* (ein *pallium* aus grobem Stoff) und die *paenula* (eine Art Poncho), außerdem von schwarzer Trauerkleidung und einem orangefarbenen Tuch (*flammeum palliolum*), das von der Frau anlässlich ihrer Hochzeit getragen werden konnte. Die *stola* wurde ferner auch als Ritualtracht von den Vesta-Priesterinnen genutzt.

Zu diesen Kleidungsstücken kamen einige Accessoires. Die Römerinnen kannten keine Hüte oder Mützen, aber jede Menge anderer Kopfkleidung: das Haarnetz (*reticulum*), die *mitra*, eine Art von Kopfwickel, der in Rom gern von älteren Frauen getragen wurde, sowie verschiedene

Arten von Kopf- und Haarbinden (*anadema, strophium, vitta*). Darunter scheint die purpurne *vitta* aus Wolle ein Distinktionsmerkmal der Matrone gewesen zu sein. Schließlich noch das Schuhwerk: Vom soliden römischen Lederschuh *calceus*, der oben mit Lederriemen befestigt wurde, über den geschnürten griechischen Halbschuh (*soccus*), von der hoch geschnürten griechischen Sandale (*crepida*) bis zur einfachen Sandale (*solea, sandalium*) findet sich hier alles, und die zahlreichen (nicht identifizierbaren) Typenbegriffe zeigen, dass wir hier nur die Spitze des Eisbergs vor uns haben.

Am Ende noch ein kurzes Wort zur Unterwäsche, deren Form vor allem im Internet heftig diskutiert wird. Der Brustwickel (*fascia pectoralis*) ist erstaunlich gut in Schriftquellen belegt. Er findet sich sogar beim Historiker Tacitus, der den Heldentod einer Freigelassenen beschreibt, die sich nach der Folter daran erhängte. Auch in archäologischen Quellen (Darstellungen von Prostituierten) tritt er häufig auf. Hingegen sind die Zeugnisse zum »Slip« (*subligaculum, subligar*, von *subligare* = darunter binden) Mangelware, und wir müssen Cicero dankbar sein, der berichtet, nur Banausen würden auf diese Unterkleidung verzichten. Auch die archäologischen Quellen lassen uns an dieser Stelle im Stich. Wir kennen nur eine Abbildung von einem *subligar*, nicht an einer römischen Frau, sondern an einer nackten römischen Venusstatue, die mit goldenem Büstenhalter (*amictorium*) und goldenem Slip versehen ist. So kommen wir immerhin noch zu einem archäologischen Beleg.

## Eine Entwicklungsgeschichte?

Das statische Bild der römischen Frauenkleidung, das hier vorgestellt wurde, ist nun noch mit der gebotenen Vorsicht historisch zu dynamisieren. Hier bewegen wir uns auf dünnem Eis: Für die ersten fünf Jahrhunderte der Entwicklung, also vom achtten bis zum Ende des dritten Jahrhunderts, gibt es keine zeitgenössischen Zeugnisse. Wir sind auf die Etymologie der Begriffe und historische Extrapolationen aus der uns bekannten Zeit angewiesen. Der Fokus der Darstellung liegt notwendig auf dem (begüterten) Milieu, also der Aristokratie und ihrer Klientel, da wir über sie am meisten wissen und diese auch faktisch bei der Entwicklung der Kleidung eine zentrale Rolle gespielt haben dürfte. Rom wurde bekanntlich in der Anfangsphase von einer etruskischen Elite dominiert, einige der Kleidungsbegriffe könnten etruskische Wurzeln haben, und so scheint die Behauptung nicht zu verwegen, dass – wie die Römer auch selbst vermuteten – manche der römischen Kleidungssitten und Gewänder einen etruskischen Ursprung haben. Auf der Seite des Mannes handelt es sich dabei um die eigentlich rundgeschnittene *toga*, auf der Seite Frau um die von einem (Purpur)sauum gezierte *stola*. Mit diesen Gewändern geht eine formale soziale Distinktion einher, wie sie uns auch in der etruskischen (im Gegensatz zur griechischen) Kultur begegnet. Die Purpurstreifen an der *stola* und der *toga* dienen zum Nachweis eines sozialen Ranges, und man wird in diesen Kleidungsstücken die Grundbe-

standteile einer von den Etruskern inspirierten nationalen ›Tracht‹ (der Oberschicht) erblicken können, die von den folgenden Jahrhunderten zu Recht als eine solche angesehen wurde.

Rom stand jedoch immer auch in Kontakt mit seiner griechischen Umwelt, von der es Gesetze und andere kulturelle Errungenschaften (wie beispielweise die Literatur) übernahm. Einen besonderen Schub bekam die Übernahme griechischer Kultur nach den Punischen Kriegen ab dem Ende des dritten Jahrhunderts vor Christus, nach denen Rom seinen Einfluss direkt auf Griechenland ausdehnte. Spätestens ab der Mitte des zweiten Jahrhunderts müssen wir mit einer starken ›Gräzisierung‹ der römischen Kleidung und der Kleidungsitten rechnen. Im ersten Jahrhundert vor Christus sind dann zum ersten Mal in der europäischen Geschichte so etwas wie ›Modetrends‹ zu fassen. Wir hören von ›maltesischen‹ und ›kioschen‹ Gewändern, von ›keltischen‹ Wollgewändern, vom Import von Seide und von neuen Purpursorten aus den ferneren Gefilden der Levante. Unter Augustus erreichte mit der Einnahme Ägyptens der Wohlstand, offenbar auch in der Breite, bisher ungekannte Ausmaße. In der Millionenstadt Rom, das seine Bevölkerungszahl in dieser Zeit vermutlich mindestens vervierfachte, gab es nun so etwas wie eine Konsumentenschicht.

Mit der Ausdehnung des Imperiums ging jedoch auch eine andere Entwicklung einher: Die Veränderung der Bürgerschaft. Die urständigen Römer und die angestammten Eliten wurden im Vergleich zu den Neubürgern mit nicht-römischem Hintergrund immer weniger. Die Aristokratie dezimierte sich teils durch Bürgerkriege und Dekadenz selbst, teils lief ihr ein anderes soziales Milieu (die Freigelassenen) auf Grund wirtschaftlicher Tüchtigkeit den Rang ab. Mit der Veränderung der Elite aber schwand die Kenntnis der alten Sitten und Gebräuche, auch in Hinblick auf Kleidung. Die Pflege der Tradition war vermutlich schon vorher auf die Elite beschränkt.

Vor dem Hintergrund des kulturellen Wandels und um sein (revolutionäres) Regime zu stützen unternahm Augustus zahlreiche gesetzliche und kulturpolitische Maßnahmen. Er erfand eine römische ›Leitkultur‹, die er aus alten oder eher angeblich alten Traditionen ableitete. Es ist dieses ›alte Römertum‹, aus dem sich das kulturwissenschaftliche Bild der Römer bis heute speist. Im Fall der Kleidung wie auch anderer Bräuche nahm Augustus eine Verrechtlichung vor. Die römische Tracht wurde zu einem ›Rechtsprivileg‹ und das betreffende Kleidungsstück zu einer Insignie (was zeigt, dass es schon zuvor kaum noch getragen wurde). Nur der *Civis Romanus* durfte eine *toga*, nur die römische Ehefrau durfte eine *stola* und eine *vitta*, nur das römische Kind durfte eine *praetexta* tragen. Die Gewänder waren nun Ehrenzeichen. Reflexe dieser augusteischen Kulturpolitik finden sich in der Literatur und den Bildkünsten, und wir verdanken es ihr, dass wir so viel über diese römische Kleidung wissen.

Die praktische Wirkmacht der Gesetze des Augustus war allerdings gering. Sie erreichten nur die Elite. *Stola* und *toga* waren schließlich teure, pflegeintensive und unpraktische Kleidungsstücke. Nur eine weitere soziale Gruppe griff das Privileg begierig auf: Die Freigelassenen, die unter Augustus das Recht zur römischen Ehe und zur Gründung einer Familie erhielten. Sie benutzten das Bild der *stola* auf ihren Grabmälern, um ihren neugewonnenen



◀ Abb. 3. Farbige Rekonstruktion der Stolata aus Pompeji von Joachim Raeder.

privilegierten Status (›unsere Kinder sind echte Römer‹) zu dokumentieren. Die breite Masse freilich scherte sich um die Maßnahmen von Augustus wenig. Die *stola* wurde nur noch, wenn überhaupt, in der Oberschicht und dann vermutlich zu feierlichen Anlässen getragen – wie etwa bei uns das Ballkleid und der Smoking. Die ›römische Kleidung‹ trat im Bewusstsein im ersten Jahrhundert nach Christus offenbar immer weiter zurück. Kaiser Hadrian, der Philhellene (amt. 117–138), zog daraus offensichtlich die Konsequenz: Die *stola* der römischen Ehefrau verschwand in der öffentlichen imperialen Darstellung. Sie wurde Geschichte und war, wie die Toga, schon in der Spätantike ›Forschungsgeschichte‹.

Insgesamt stellt sich die Entwicklung der römischen (Frauen-)Kleidung demnach als ein kultureller Wandlungsprozess dar, den man *cum grano salis* als eine ›Internationalisierung‹ der römischen Kleidung bezeichnen kann. Wir können diesen Prozess mit Hilfe zeitgenössischer literarischer und archäologischer Zeugnisse etwa vom zweiten Jahrhundert vor bis zum zweiten Jahrhundert nach Christus nachverfolgen, während wir den Ursprungszustand, wie es übrigens schon die römischen Gelehrten des ersten Jahrhunderts vor Christus taten, nur durch historische Extrapolation, Etymologie (der Kleiderbegriffe) und kulturellen Vergleich (mit den Etruskern) erschließen können. Dabei ist es interessant zu beobachten, wie wenig politische Maßnahmen, in diesem Fall die augusteische Kulturpolitik, den sozialen und kulturellen Veränderungen im Sinne einer *longue durée* anhaben konnten. Immerhin hat aber die Bildchiffre der *stola* nach Augustus noch fast hundert Jahre, diejenige der *toga* noch länger überlebt.

Die beschriebenen Wandlungsprozesse könnten manche Leser an die Gegenwart denken lassen, in der wir Ähnliches in allen kulturellen Bereichen, wie auch bei der Bekleidung, erleben. Forschung vollzieht sich bekanntlich nicht im luftleeren Raum, sondern unter bestimmten geistigen Voraussetzungen, und es mag sein, dass es die eigene Zeit war, die dem Forschungsprojekt den Sinn für die Beobachtung von derlei Prozessen geschärft hat, wie auch umgekehrt die Erforschung der antiken Kultur dem Blick auf die eigene Kultur eine neue Dimension verleiht.

---

## Autor

Prof. Dr. Jan Radicke,

geboren 1965, Studium der Fächer Griechisch, Latein und Philosophie in Tübingen, Oxford, Köln; 1992 Staatsexamen (Köln), 1994 Promotion über Demosthenes or. 15 (Köln), ab 1994 Tätigkeit am Fachbereich für Alte Geschichte Göttingen (Edition FGrHist); 2003–2004 Rom (Humboldt-Stipendium), 2004 Habilitation über Lucan (Göttingen), seit 2004 Professor am Institut für Klassische Altertumskunde der CAU (Latinistik).

E-Mail: [jradicke@email.uni-kiel.de](mailto:jradicke@email.uni-kiel.de)

---

⑧ **Open Access //** Der Artikel ist unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung 4.0 International veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile des Werks von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können.

### 3. Nachrufe und Würdigungen



# In memoriam

## Prof. Dr. Wolfgang Biesterfeld

### (1940-2025)

Die CAU Kiel trauert um Prof. Dr. Wolfgang Biesterfeld, der Mitte Januar 2025 im Alter von 84 Jahren verstorben ist. Prof. Biesterfeld war seit 1978 eine feste Größe in der Kieler Sprach- und Literaturwissenschaft sowie Sprachdidaktik und lehrte insgesamt 27 Jahre lang in Kiel an der Pädagogischen Hochschule (1978–1994) und an der CAU (1994–2005).

Geboren wurde Biesterfeld am 13. März 1940 in Kleve am Niederrhein. Er studierte ab 1960 an der Universität Köln die Fächer Germanistik, Geschichte und Philosophie. Als Nebenfächer wählte er zudem Musikwissenschaft und Theaterwissenschaft. Das Sommersemester 1964 verbrachte er in Tübingen, ehe eine Zweiteinschreibung an der Katholisch-Theologischen Fakultät an der Universität Münster (1965–1969) folgte, die er mit der Dissertation »Der Platonische Mythos des Er (Politeia 614b–621d). Versuch einer Interpretation und Studien zum Problem östlicher Parallelen« im Fach Philosophie abschloss. Damit widmete er sich einem besonders schwer deutbaren platonischen Mythos und legte die erste umfassende Interpretation des Berichtes des Pamphyliers Er vor. In jenem Bericht geht es um die Schilderung der jenseitigen Welt und das Schicksal der Seelen zwischen Tod und Wiedergeburt. Er bildet den Abschluss der Platonischen *Politeia*.

Im selben Jahr noch legte Wolfgang Biesterfeld das Erste Staatsexamen in den Fächern Philosophie und Deutsch ab. Zwei Jahre später folgte die Magisterprüfung im Fach Deutsche Philologie. In der zugehörigen Abschlussarbeit beschäftigte er sich mit einem politischen Roman der deutschen Aufklärungsliteratur, der einen aufgeklärten orientalischen Musterherrscher in den Mittelpunkt seiner vierteiligen Erzählung stellt. Sowohl der politische Roman als auch die Erfindung des Unbekannten im Fantastischen sollten Biesterfeld sein Leben lang thematisch begleiten.

Von 1970 bis 1971 arbeitete Biesterfeld als wissenschaftlicher Assistent am Institut für Sprachwissenschaft der Universität Münster, bevor er 1971 bis 1977 wissenschaftlicher Assistent in der Dortmunder Abteilung der Pädagogischen Hochschule Ruhr war. Dort legte er 1976 seine Habilitationsschrift »Ansichten der literarischen Utopie. Begriff, Geschichte, Typologie, Didaktik« zur Erlangung der Venia Legendi in der Disziplin *Deutsche Sprache und Literatur und ihre Didaktik* vor und lehrte im Anschluss dort 1978 als Dozent mit einem besonderen Schwerpunkt in der Mediendidaktik. Biesterfelds Buch zur literarischen Utopie, das 1982 im Metzler-Verlag bereits



◀ Abb. 1. Prof. Dr. Wolfgang Biesterfeld (1940–2025). Foto: privat.

neu aufgelegt wurde, gilt bis heute als eines der Standardwerke zu literarischen Utopien im deutsch- und englischsprachigen Raum. Dabei legt Biesterfeld dezidiert den Fokus auf die »im Text manifestierte Sozial-Utopie«.

1978 wurde Wolfgang Biesterfeld als Professor für deutsche Literatur und Didaktik des Literaturunterrichts an die PH Kiel berufen. Diese ging 1994 in der Erziehungswissenschaftlichen Fakultät der CAU auf, die ihrerseits 2002 aufgelöst wurde. Seither lehrte und forschte Biesterfeld bis 2005 am Institut für Neuere deutsche Literatur und Medien der Philosophischen Fakultät.

Bereits die Vielfalt seiner Studienfächer deutet auf die große Auswahl an Themen hin, die Wolfgang Biesterfeld in Lehre und Forschung bearbeitet hat. Sein besonderes Interesse galt der literarischen Utopie, der Literatur der Romantik, der fantastischen Literatur von Fabel und Märchen bis hin zu Fantasy und Science-Fiction, aufgeklärten Herrscherfiguren respektive Schriften über dieselben von Plato über Saladin bis hin zu Fürstenspiegeln des 18. Jahrhunderts und darüber hinaus, der Abenteuerliteratur, insbesondere der Robinsonade, sowie der literarischen und medialen Darstellung des Jazz. Noch nach seinem Ausscheiden aus dem akademischen Alltag erschienen drei umfassende Bände. Zunächst eine Studie zur Adaption überliefelter Stoffe in der Abenteuerliteratur (*Spannungen*) mit besonderem Fokus auf die Robinsonade, die Biesterfeld in umfassender komparatistischer Arbeit analysiert und ausgewertet hat. 2014 folgte eine noch deutlich umfangreichere Untersuchung zum aufklärerischen Fürstenspiegel des 18. Jahrhunderts als Roman (2014), womit Biesterfeld das Thema seiner Magisterarbeit gewissermaßen neu aufgegriffen und erheblich erweitert hat. In Zusammenar-

beit mit der Historikerin Gabriele Ziethen erschien 2018 der Band *Geographia Poetica*, der sich schlaglichtartig mit literarischen Reisen zwischen Imagination und Realität auseinandersetzt.

Wolfgang Biesterfeld war auch als Musiker an Altsaxophon, Bassklarinette, Sopransaxophon, Klarinette und Tenorsaxophon sehr gefragt, spielte unter anderem auf dem renommierten Moers Festival und nahm in etlichen Formationen Tonträger auf. Einige seiner Kompositionen auf dem Album *Time Machine* von 2012 sind auf Streaming-Diensten bis heute gelistet. Seine musikalische Begeisterung erstreckte sich von Wolfgang Amadeus Mozart über Richard Wagner bis hin zu Louis Sclavis. Außerdem betätigte er sich als Verfasser von Belletristik, etwa des Lyrik- und Kurzprosabandes *Ein Foto das ich nicht mehr finde* (2021) sowie des im vergangenen Jahr fertiggestellten Romans *Das Gold und die Zeit* (2024), der unter anderem auf seiner jahrzehntelangen Beschäftigung mit den Goldhörnern von Gallehus basiert.

Wir verabschieden uns von Wolfgang Biesterfeld als einem Menschen mit enorm vielseitigen Talenten und Interessen, der eine große Vielfalt an Publikationen, Aufnahmen und vor allem persönlichen Erinnerungen an ihn hinterlässt. Seine große Begeisterungsfähigkeit für Neues, seine immer verbindliche Klarheit und erstaunliche Kompetenz in Lehre und Forschung wurde sowohl in der Kollegenschaft als auch bei den Studierenden gleichermaßen geschätzt. Er hinterlässt im Leben derjenigen, die ihm nahestanden, eine große Lücke und wird immer in lebhafter Erinnerung bleiben.

---

## Autor

### Dr. Willem Strank

Educational Engineer im Landesprogramm ›Zukunft Schule im digitalen Zeitalter‹ der Musikpädagogik an der Musikhochschule Lübeck. 2010–2021 Lehrbeauftragter und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Neuere Deutsche Literatur und Medien der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel.

---

 **Open Access //** Der Artikel ist unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung 4.0 International veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile des Werks von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können.



# In memoriam

## Prof. Dr. Heribert Busse

### (1926-2024)

Am 4. März 2024 verstarb der langjährige Kieler Islamwissenschaftler Heribert Busse. Seine 1956 eingereichte Mainzer Dissertation zu Kanzleiwesen und Verwaltungsgeschichte der Turkmen und Safawiden in Aserbaidschan zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert begründete 1959 die Reihe des Deutschen Archäologischen Instituts in Kairo zu islamischen Themen und gilt bis heute als Maßstab für Untersuchungen zum islamischen Kanzleiwesen. Nach einer Tätigkeit als Orient-Referent in Beirut 1964/65 habilitierte sich Busse 1965 an der Universität Hamburg mit einer Arbeit über die Dynastie der Buyiden, die 945 bis 1055 im iranischen Hochland herrschten. Überarbeitet wurde die Untersuchung 1969 und dann 2004 erneut publiziert. Nachdem Busse in Bordeaux gelehrt hatte, ernannte ihn die junge Ruhr-Universität in Bochum 1971 zum außerplanmäßigen Professor für Orientalistik, als er gerade die Reisebeschreibung von 'Abd-al-Ğanī an-Nābulusī durch den Libanon übersetzt und herausgegeben hatte. Ein Jahr später veröffentlichte er in New York eine Übersetzung die Persergeschichte unter der Qājār-Dynastie (1794-1925) nach der Schrift von Hasan-e Fasā'i's Fārsnāma-ye Nāserī (1821-1889).

1973 erhielt Busse den Ruf auf die Professur für Orientalistik der CAU, heute Islamwissenschaft, wo er bis zu seiner Pensionierung 1991 lehrte. 1976 nahm er während dieser Zeit eine Gastprofessur in Jerusalem wahr, wie er 1979 Fellow am Israel Institute for Advanced Studies war. Hier entstanden nach seinen bisherigen Studien insbesondere zur frühislamischen Geschichte und Diplomatik sowie Philologie die Grundlagen seiner religionswissenschaftlichen Arbeiten, denen er sich dann in den 1980er Jahren widmete, nachdem er von 1981 bis 1983 Dekan der Philosophischen Fakultät gewesen war.

Sein 1987 erschienenes Buch zu *Jerusalemer Heiligtumstradition in altkirchlicher und frühislamischer Zeit* zeigt seine religionsübergreifende Betrachtung unter Betonung der verbindenden Elemente zwischen Christentum und Islam auf gemeinsamer abrahamistisch-jüdischer Grundlage. Der hier noch vor allem historische Zugang wandelte sich dann zu einem exegetisch-religionswissenschaftlichen, den er 1988 in seinem epochalen Werk *Die theologischen Beziehungen des Islams zu Judentum und Christentum. Grundlagen des Dialogs im Koran und die gegenwärtige Situation* vorlegte, das 1991 bereits in einer zweiten Auflage gedruckt und 1997 ins Englische übersetzt wurde. Es gehört bis heute als Grundlagenwerk zur

religionswissenschaftlichen Auseinandersetzung mit den Gemeinsamkeiten der drei Schriftreligionen. Eine große Anzahl von Aufsätzen bis ins hohe Alter begleitete die beiden Bücher und schrieb ihre Inhalte fort. Busses letzte Buchveröffentlichung galt 2006 der Übersetzung der *Islamischen Erzählungen von Propheten und Göttesmännern* des persischen Gelehrten Abū Ishaq Aḥmad b. Muḥammad b. Ibrāhīm at Ta’labī aus dem 11. Jahrhundert, womit sich ein Bogen zu seinen früheren Arbeiten schloss.

Die wissenschaftliche Sozialisierung von Busse, die insbesondere im persischen und weniger im arabischen Gebiet stattgefunden hat, ist in einer Zeit erfolgt, als Afghanistan nach den Reformen 1964/65 bis Mitte der 1970er Jahre noch das Sehnsuchtsland freiheitlicher Idealisten im Westen und der Iran bis 1979 noch ein säkularer Staat war. Mit dem Einmarsch der UdSSR 1979 in Afghanistan und der nahezu gleichzeitigen iranischen Revolution sowie dem Erstarken der Muslimbruderschaft in Ägypten ab den 1970er Jahren gewannen fundamentale Gruppen verstärkt an Bedeutung und führten zu einer islamistischen Radikalisierung. Busse nahm dies in seinem Buch 1988 zur Kenntnis (und setzte sich danach mehrfach auch mit den *Satanischen Versen* von Salman Rushdie auseinander), war in seiner Prägung aber noch ganz den Gemeinsamkeiten der drei Schriftreligionen und ihrer verbindenden Kultur verbunden. Die Herausstellung von verbindenden Aspekten und Texten war seine Antwort auf die Abgrenzungen der Fundamentalisten, welche sich in den weiteren Entwicklungen jedoch immer weniger durchsetzten. Busse vertrat zudem mit seiner religionswissenschaftlich orientierten Arbeit einen Zugang, der in der inzwischen zur Islamwissenschaft umbenannten Orientalistik, die in ihrer Entstehung und Blüte eigentlich eine Orientalische Philologie war, immer weniger Raum fand. Sie ist heute oft durch soziologisch-politologische und kulturwissenschaftliche Zugänge geprägt, in denen eine Religionsanalyse oft wenig Raum hat. Dabei ist angesichts der partiellen Radikalisierung im Islam und kaum weniger der daraufhin erstarkenden Islamphobie in der gesamten westlichen Welt eine universitäre und vor allem säkulare Beschäftigung mit dem Islam als Religion ein Gebot der Stunde, um nicht Religionsführern und Koranschulen die alleinige Deutungshoheit zu überlassen. Mit Heribert Busse ist der letzte große Vertreter dieser religionskundlichen Islamwissenschaft in Kiel verstorben, dessen fast hundertjähriges Leben eine tiefgreifende Veränderung, teilweise fast Umkehrung, seines Forschungsfeldes überspannt hat.

---

## Autor

Prof. Dr. Klaus Gereon Beuckers 

Lehrstuhl des Kunsthistorischen Instituts der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel

---

⑧ **Open Access //** Der Artikel ist unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung 4.0 International veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile des Werks von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können.



# In memoriam

## Prof. Dr. Werner Grote

### (1938-2025)

Am 16. Januar 2025 verstarb Herr Professor Dr. med. Werner Grote. Mit ihm verliert die Christian-Albrechts-Universität zu Kiel eine herausragende Persönlichkeit, die das Institut für Humangenetik, die Medizinische Fakultät, das Universitätsklinikum und die gesamte Universität in besonderer Weise geprägt hat.

Werner Grote wurde im Jahre 1975 auf den Lehrstuhl für Humangenetik an der medizinischen Fakultät der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel berufen – mit 37 Jahren, zehn Jahre nach Staatsexamen und Promotion und vier Jahre nach seiner Habilitation. Sein Forschungsgebiet war die Teratogenese. Er leitete das Institut für Humangenetik bis zu seiner Emeritierung im März 2006 und blieb ihm auch nach seiner Emeritierung eng verbunden. So nahm er weiter an wissenschaftlichen Treffen teil, wie beispielsweise als Ehrengast am ersten wissenschaftlichen Treffen des Instituts für Humangenetik des UKSH im Jahr 2021.

Eine seiner ersten Aufgaben als Institutedirektor war der Umzug in die neuen Räumlichkeiten des Instituts, neben den Forschungslaboren der neu errichteten Kinderklinik. Er übernahm das unter seinem Vorgänger Wolfgang Lehmann (1905-1980) gegründete Institut für Humangenetik mit den wissenschaftlichen Schwerpunkten ophthalmologische Genetik, Schätzung von Mutationsraten und hereditäre Gerinnungsstörungen. Letztgenannter Bereich wurde von ihm sowohl wissenschaftlich als auch klinisch weiterentwickelt. So bildete das Institut für Humangenetik über lange Zeit eine zentrale Anlaufstelle für die Diagnostik genetisch bedingter Gerinnungsstörungen. Unter seiner Leitung wurden die breite humangenetische Beratung und Diagnostik etabliert, die Menschen mit dem Verdacht auf eine genetisch bedingte Erkrankung eine diagnostische Abklärung und häufig eine Diagnosestellung ermöglichten. Zusammen mit den Gesundheitsämtern in Schleswig-Holstein etablierte er eine flächendeckende humangenetische Beratung, was gerade in einem Flächenland wie Schleswig-Holstein sehr gut angenommen wurde.

Besonderes Augenmerk widmete Werner Grote dem Aufbau einer modernen genetischen Pränataldiagnostik, die, eingebettet in die humangenetische Beratung, werdenden Eltern wissenschaftlich fundierte Entscheidungen und gleichzeitig eine empathische Begleitung in schwierigen Situationen ermöglichte. Damit vertrat er schon damals die Haltung, dass Humangenetik nicht nur ein theoretisch-diagnostisches Fach ist, sondern auch wesentliche Aufgaben in der unmittelbaren Krankenversorgung wahrzunehmen hat.



← Abb. 1. Prof. Dr. Werner Grote (1938–2025). Foto: privat.

Hervorzuheben ist die wissenschaftliche Kooperation mit der Forschergruppe um den Kieler Pathologen Karl Lennert (1921–2012), unter anderem im Sonderforschungsbereich 111, aus der sich am Kieler Institut für Humangenetik der international anerkannte Schwerpunkt der Tumorgenetik entwickelte. Gemeinsames Ziel war es, durch genetische Daten die Kiel-Klassifikation der malignen Lymphome zu untermauern; ein wissenschaftlicher Ansatz, der in der WHO-Klassifikation hämatologischer Neoplasien bis heute verfolgt wird. Durch die Anwendung und Weiterentwicklung innovativer genetischer Methoden, wie der Fluoreszenz-in-situ-Hybridisierung in Kombination mit der Immunphänotypisierung, gelang es, maßgebliche Beiträge zum Verständnis genetischer Veränderungen bei Leukämien und Lymphomen zu leisten, die neue Perspektiven für Diagnose und Therapie eröffneten.

Professor Grote war ein überaus engagierter akademischer Lehrer. Zahlreiche Ärztinnen und Ärzte, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler wurden von ihm geprägt. In Bezug auf die Lehre vertrat er das Motto, dass »ein Hochschullehrer sein Fach immer nur so gut vertritt, wie er seine Lehraufgaben wahrnimmt«. Über sechzig Semester lang vermittelte er Studierenden der Medizin praxisnah und naturwissenschaftlich fundiert die Grundlagen der Humangenetik. Seine Vorlesung war die erste im klinischen Studienabschnitt, in der Studierende Kontakt mit Patientinnen und Patienten, überwiegend aus der Kinderklinik, hatten. Die Fortbildung ärztlicher Kolleginnen und Kollegen über Fortbildungsveranstaltungen war ihm ebenso ein großes Anliegen wie die Information der interessierten Öffentlichkeit zu Aspekten der Humangenetik durch Vorträge bei der schleswig-holsteinischen Universitätsgesellschaft. Wichtig war Werner Grote dabei stets, die jeweils aktuellen Möglichkeiten der modernen

Humangenetik darzustellen und insbesondere in den ersten Jahren Vorbehalten gegen das Fach zu begegnen.

Mit seinem Amtskollegen in Lübeck, Eberhard Schwinger (1940–2022), pflegte er langjährig ein freundschaftliches Verhältnis. An beiden Standorten wurde die Basisversorgung der humangenetischen Krankenversorgung vorgehalten, in Hinblick auf die wissenschaftliche Ausrichtung wurden aber bewusst unterschiedliche Schwerpunkte gesetzt: In Kiel die Tumorgenetik, in Lübeck die Neurogenetik und Reproduktionsgenetik. Diese enge Abstimmung und gegenseitige Unterstützung stärkten nachhaltig die humangenetische Forschung und Versorgung im Norden Deutschlands.

In der Fakultät nahm Werner Grote herausgehobene Aufgaben als Dekan (1989–1991) sowie Prodekan (1987–1989 und 1991–1992) wahr und war mehrfach Mitglied des Senats. Von 1992 bis 2006 war er ärztlicher Direktor des Universitätsklinikums. In dieser Position gestaltete er mit Geschick und Weitblick entscheidende Strukturveränderungen und setzte sich für die enge Verbindung zwischen universitärer Medizin und klinischer Versorgung ein. Wichtig war ihm insbesondere die Förderung der interdisziplinären Zusammenarbeit. Durch seine ausgleichende und an der Sache orientierte Haltung genoss er hohes Ansehen. In all diesen Aufgaben wurde er von seiner Frau, Dr. med. Erika Grote, treu begleitet und vorbehaltlos unterstützt.

Seinen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen war er durch seine große fachliche Kompetenz, seine hohen Ansprüche gegen sich selbst, seine Menschlichkeit, Integrität und Zugewandtheit ein Vorbild. Wir werden ihm ein ehrenvolles Andenken bewahren. Unser Mitgefühl gilt seiner Familie. Im Namen der jetzigen und ehemaligen Mitarbeiter des Instituts für Humangenetik.

---

## Autorinnen und Autoren

**Prof. Dr. Almuth Caliebe** 

Institut für Humangenetik, UKSH

**Prof. em. Dr. Brigitte Schlegelberger** 

Institut für Humangenetik, Medizinische Hochschule Hannover

**Prof. Dr. Reiner Siebert** 

Institut für Humangenetik, Universitätsklinikum Ulm

**Prof. Dr. Malte Spielmann** 

Institut für Humangenetik, UKSH

---

⑧ **Open Access //** Der Artikel ist unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung 4.0 International veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile des Werks von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können.

# In memoriam

## Prof. Dr. Dr. hc. Herbert Haag

### (1937-2025)

Am 9. März 2025 verstarb der national und international bekannte Kieler Sportwissenschaftler Herbert Haag in seinem Wohnort Wangen (Allgäu), in dem er bereits seine Kindheit verbracht hatte. Er war von 1974 bis 2002 fast dreißig Jahre lang C4-Professor für Sportpädagogik und langjähriger Direktor am damaligen Institut für Sport und Sportwissenschaft (ISS) der Philosophischen Fakultät der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, nachdem er von 1971 bis 1974 an der Universität Gießen eine erste Professur innegehabt hatte.

Herbert Haag absolvierte eine breit angelegte Ausbildung als Sportwissenschaftler, die sein weiteres herausragendes nationales und internationales Wirken in Theorie und Praxis der Sportwissenschaft sehr prägte. 1959 erwarb er den Abschluss als Diplom-Sportlehrer an der Deutschen Sporthochschule Köln, sowie danach als staatlich geprüfter Ski-Lehrer (seiner Liebe zum Skisport konnte Herbert Haag bis kurz vor seinem Tod noch aktiv nachgehen). Im Anschluss folgte in Tübingen das Studium mit Erstem Staatsexamen für Geschichte, Politik und Erziehungswissenschaft / Leibeserziehung sowie das Zweite Staatsexamen, dazwischen der Master of Science for Physical Education in Seattle (WA) mit Forschungsaufenthalten in Stanford und Penn-State. Herbert Haag wurde 1970 bei Ommo Grupe (1930–2015) in Tübingen promoviert, dem Inhaber des ersten Lehrstuhls für Sportwissenschaft in der Bundesrepublik Deutschland.

Das Thema seiner Dissertation war *Die amerikanische Gesundheitserziehung. Theoretische Grundlegung und Realisierung in der Schule. Ein Beitrag zum Verständnis des Zusammenhangs von Freizeit-, Gesundheits- und Leibeserziehung*. Diese Schrift auf dem Hintergrund seiner Auslandserfahrungen war bereits ein wichtiger Baustein im international ausgerichteten Denken von Herbert Haag. Er hatte in den USA eine damals neue Orientierung des Sportunterrichts kennen gelernt, das Konzept der ›physical fitness‹, nach dem es im Sportunterricht nicht primär um das Erlernen von Sportarten geht, sondern um allgemein-körperliche Förderung. Daraus entstanden zwei frühe Standard-Werke, mit denen Haag dieses Konzept in Deutschland populäriert und methodisch unterfüttert hatte: *Circuit-Training in der Schule* (1969) und *Fitness-Tests* (1975). Diese Arbeiten stellten in ihrer Zeit eine Bereicherung für die damals vornehmlich geisteswissenschaftlich orientierte Sportpädagogik dar und legten die Grundlage für die spätere Befassung mit Themen wie Evaluationsforschung und der Integration von qualitativen und quantitativen Ansätzen.



◀ Abb. 1. Prof. Dr. Dr. hc. Herbert Haag (1937–2025). Foto: privat.

Diese Integration oder zumindest Gleichberechtigung von Wort (qualitativ) und Zahl (quantitativ) in der Sportwissenschaft war dann auch in seinem späteren Wirken eine wichtige Antriebsfeder. Herbert Haag entwickelte in den 1980/90er-Jahren das ›Kieler Modell der Forschungsmethodologie‹, das dann seinen Ausdruck in einer sehr erfolgreichen sechsbändigen Reihe von Studienbüchern (herausgegeben zusammen mit seinem Assistenten Bernd Strauß), den ›Grundlagen des Studiums der Sportwissenschaft‹ fand.

Herbert Haags Promotionsbetreuer, der Tübinger Sportphilosoph und Sportpädagoge Ommo Grupe, kann sicherlich als Nestor und Ausgangspunkt der modernen Sportwissenschaft in Westdeutschland betrachtet werden. Sein Konzept einer integrativen Sportwissenschaft mit einer Identität, die nicht in additive Teildisziplinen wie Sportsoziologie, Sportmedizin oder Sportpsychologie zerfällt, war jahrzehntelang konsensfähig. Sportpädagogik betrachtete Grupe als Nucleus der Sportwissenschaft mit Beziügen zu allen anderen sportwissenschaftlichen Disziplinen. Es verwundert nicht, dass Herbert Haag als Schüler Grupes diese Denkfigur auch in seinem eigenen späteren beruflichen Wirken am Kieler Institut für Sportwissenschaft fortsetzte.

Ein Beispiel hierfür war die Besetzung von Assistentenstellen in seiner Abteilung am ISS, besonders in den 1990er Jahren. Die drei ihm zur Verfügung stehenden Stellen besetzte er fast zeitgleich mit den Verfassern dieses Nachrufs, einem Diplom-Psychologen (Bernd Strauß, später Professor für Sportpsychologie in Münster), einem Trainingswissenschaftler (Martin Lames, später Professor für Trainingswissenschaft und Sportinformatik der TU München) sowie einem Sportpädagogen (Michael Kolb, später Professor für Bewegungs- und Sportpädagogik der Universität Wien).

Gemeinsam mit dem Sportpsychologen Jan-Peters Janssen (1937–2017) und dem Sportmediziner Hans Rieckert (geb. 1938) baute Haag in den 1980/90er Jahren eines der erfolgreichsten Institute für Sportwissenschaft in der Bundesrepublik Deutschland auf (mit weiteren Habilitationen der späteren Professoren Manfred Wegner, Wolfgang Schlicht und Andreas Wilhelm). Das Institut erlangte herausragende Bedeutung weit über die Landesgrenzen hinaus, nicht nur was die Nachwuchsförderung und Forschung anging, sondern auch durch die Verbreitung der Erkenntnis, dass es ohne eine fundierte forschungsmethodologische Basis keine erfolgreiche Forschung in der Sportwissenschaft geben kann (was auch eine intensive forschungsmethodologische Ausbildung im sportwissenschaftlichen Studium bedeutet). Dazu gehörte aber auch Haags Bestreben zur Internationalisierung und zur Vernetzung der deutschsprachigen mit der internationalen Sportwissenschaft sowie seine herausragenden Tätigkeiten in nationalen und internationalen wissenschaftlichen Organisationen wie auch die Beratung von Organisationen des Sports.

Es ist aus Platzgründen nicht möglich, an dieser Stelle alle Publikationen, Funktionen und Ämter von Herbert Haag zu nennen. Beispielsweise war er Präsident des Weltrates ICSSPE (1986–1988), Präsident des deutschen Sportlehrerverbandes (DSLV, 1970–1978) sowie Präsident des Ausschusses Deutscher Leibeserzieher (ADL, 1979–1982) und Gründungsdirektor des Deutschen Olympischen Instituts (DOI) in Berlin. Hierfür ließ er sich an der CAU beurlauben. 2017 erhielt er als eine seiner Ehrungen für seine herausragenden Verdienste für die Entwicklung der Sportwissenschaft die Goldene Ehrennadel der deutschen Vereinigung für Sportwissenschaft (dvs).

Nach der Wiedervereinigung sah Herbert Haag für sich persönlich eine wichtige Aufgabe darin, die Sportwissenschaft der DDR in die neuen Strukturen überzuleiten. Besonders als Mitglied der Gründungskommission zur Umwandlung der ehemaligen DHfK (Deutsche Hochschule für Körperfunktion, Leipzig) in eine Sportwissenschaftliche Fakultät an der Universität Leipzig entfaltete er nachhaltige Aktivitäten. Aber auch zu allen übrigen DDR-Sportinstituten nahm er Kontakte auf, bei denen es um forschungsmethodische Anschlussfähigkeit und konkrete Beratung sowie Unterstützung in der Überleitungsphase ging. Diese Aktivitäten fanden ihre glänzende Anerkennung 2002 zu seinem 65. Geburtstag mit der Verleihung der Ehrendoktorwürde der Universität Leipzig.

Herbert Haags umfangreiches wissenschaftliches Œuvre umfasst zahlreiche Publikationen zu vielfältigen Themen, darunter mehr als zwanzig Bücher als Herausgeber und Verfasser. Er war beispielsweise (Mit-)Herausgeber von Handbüchern zur *Evaluation im Sport*, zur *Sportpädagogik* und zur *Sportphilosophie*. Gerade mit (sport-)philosophischen und (sport-)ethischen Fragestellungen hat er sich in den letzten Jahren in verschiedenen Buchveröffentlichungen verstärkt auseinandergesetzt. So hat er das *Directory of Sport Science* (6th Edition) mit herausgegeben und als Editor-in-Chief viele Jahre das *International Journal of Physical Education* betreut. Um das Verständnis der Begrifflichkeiten der englischsprachigen sportwissenschaftlichen Literatur zu verbessern, verfasste er das verdienstvolle *Dictionary. Sport – Physical Education – Sport Science* mit, in dem etwa 2.000 wichtige Stichworte mit deutschen Übersetzungen aufgeführt sind.

Auch nach seiner Emeritierung im Jahre 2002 blieb Herbert Haag hochaktiv, publizierte bis kurz vor seinem Tod, und übernahm zahlreiche weitere Aufgaben, wie die Honorarprofessur an der Tswane University of Technology in Südafrika (2010–2014). Ab 2004 war er als Berater und Lehrbeauftragter am Aufbau des englischsprachigen Masterstudiengangs für ›International Sport Science‹ an der Universität Konstanz beteiligt.

Ein großes Verdienst von Herbert Haag war es, dass er sich ein Leben lang als Brückenbauer zwischen sportwissenschaftlicher Theorie und sportbezogener Praxis sowie als Netzwerker zwischen deutschsprachiger und internationaler Sportwissenschaft eingesetzt hat und dies in der seine Persönlichkeit kennzeichnenden entgegenkommenden und verbindlichen Art.

Die nationale und internationale Sportwissenschaft, die CAU und das ISS haben Herbert Haag viel zu danken.

---

## Autoren

**Prof. Dr. Bernd Strauß** 

Prodekan des Fachbereichs Psychologie und Sportwissenschaft der Universität Münster

**Prof. i. R. Dr. Martin Lames** 

Lehrstuhl für Trainingswissenschaft und Sportinformatik an der TU München

**Prof. i. R. Dr. Michael Kolb**

Institut für Sportwissenschaft der Universität Wien

---

 **Open Access //** Der Artikel ist unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung 4.0 International veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile des Werks von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können.

# In memoriam

## Prof. Dr. Jarich Hoekstra

### (1956-2024)

Am 20. September 2024 verstarb Prof. Dr. phil. Jarich Hoekstra. Mit ihm hat das Institut für Skandinavistik, Frisistik und Allgemeine Sprachwissenschaft einen menschlich geschätzten und wissenschaftlich hervorragend ausgewiesenen Kollegen verloren.

Jarich Hoekstra wurde am 17. Februar 1956 in Hitsum, einem Dorf in der niederländischen Provinz Fryslân, geboren und wuchs mit *Frysk* (Westfriesisch) als Muttersprache auf. Von 1975 bis 1980 studierte er Friesisch, Norwegisch und Isländisch an der Universität Groningen. Anschließend war er von 1981 bis 1999 an der Fryske Akademy in Ljouwert/ Leeuwarden zunächst einige Jahre als Lexikograph am *Wurdboek fan de Fryske taal / Woordenboek der Friese taal* (Wörterbuch der friesischen Sprache) und ab 1987 als Grammatikforscher mit Schwerpunkt auf friesischer Morphologie und Syntax tätig. Von 1990 bis 1996 leitete er die Abteilung ›Taalkundich Undersyk‹ (Sprachforschung) an der Fryske Akademy und unterrichtete von 1994 bis 1999 Friesisch an der Universiteit van Amsterdam. Im Jahre 1997 wurde er in Groningen mit einer Arbeit über *The Syntax of Infinitives in Frisian* promoviert.

Zusammen mit seinen Kollegen Siebren Dyk und Willem Visser gründete Jarich Hoekstra 1985 die *Tydskrif foar Fryske Taalkunde* (Zeitschrift für friesische Sprachwissenschaft), die ausschließlich linguistischen Fragestellungen gewidmet war. Nachdem diese 1995 eingestellt worden war, wurde er Redaktionsmitglied in der vom Friesischen Institut der Universität Groningen herausgegebenen Zeitschrift *Us Wurk* (Unsere Arbeit). Daneben schrieb er alle zwei Wochen eine Kolumne über interessante linguistische Beobachtungen für die Zeitung *Friesch Dagblad* (Friesisches Tageblatt), die später oft in wissenschaftlichen Beiträgen wieder aufgegriffen wurden. Von 1995 an war Hoekstra als Mitherausgeber und Autor dreier Kapitel an der Entstehung des monumentalen *Handbuch des Friesischen* (2001) beteiligt, das maßgeblich zur Etablierung der Frisistik als international anerkannte wissenschaftliche Disziplin beitrug und zum wichtigsten Werk des Fachs wurde.

Zum 1. April 1999 wurde er als Professor für Friesisch und Leiter der Nordfriesischen Wörterbuchstelle an die Christian-Albrechts-Universität nach Kiel berufen. Eine seiner ersten Aufgaben bestand darin, die Studiengänge des Fachs gemäß dem Bologna-Prozess weiterzuentwickeln. Später arragierte er die Aufnahme der Frisistik in das neue ›Institut für Skandinavistik, Frisistik



◀ Abb. 1. Prof. Dr. Jarich Hoekstra (1956–2024). Foto: Wendy Vanselow.

und Allgemeine Sprachwissenschaft, wodurch die Frisistik erstmalig *expressis verbis* in einem Institutsnamen erschien.

Im Jahre 2002 sorgte Jarich Hoekstra dafür, dass die Kieler Frisistik Mitherausgeberin der 1952 vom Friesischen Institut der Universität Groningen gegründeten Reihe *Estrikkən/Ålstråke* (Fliesen) wurde und seitdem insgesamt 26 Bände beitragen konnte. Sie umfassen vor allem akademische Abschlussarbeiten und Editionen unveröffentlichter, bis dahin häufig unbekannter nordfriesischer Texte. Zudem warb er Projektmittel bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft ein, mit denen der Westfriese Anne Popkema das unvollendete *Altfriesische Handwörterbuch* von Dietrich Hofmann in Zusammenarbeit mit Hofmanns Witwe Gisela Hofmann 2008 abschließen konnte.

Jarich Hoekstras Forschung und Lehre zeugen von seiner außerordentlich breiten sprachwissenschaftlichen Fachkompetenz und einer umfangreichen Kenntnis der germanischen Sprachen. In seinen über 160 Publikationen befasste er sich überwiegend mit grammatischen Merkmalen des Friesischen und nahm dabei häufig Varietäten aller drei friesischen Sprachzweige (West-, Nord- und Saterfriesisch) einschließlich Altfriesisch in den Blick, wie beispielsweise bei *The West Frisian quantifier system and the 'mass only' puzzle* (2000) oder *Frisian genitives: from Old Frisian to the modern dialects* (2018). Oft waren seine Untersuchungen allerdings noch breiter angelegt, indem sie ein friesisches Phänomen im gesamtgermanischen Kontext thematisierten wie *Alles is fleurich, ik bin it mei. On the comitative particle 'mei' in Frisian and its counterparts in other Germanic languages* (2004). Durch Hoekstras Umzug nach Kiel rückten schließlich das Nordfriesische und die mehrsprachige Landschaft Nordfries-

lands verstkt ins Zentrum seiner Forschung. Hier analysierte er dialektspezifische Merkmale des Nordfriesischen und das Verhnis der nordfriesischen Mundarten zu verschiedenen west- und nordgermanischen Kontakt sprachen – darunter Niederländisch, Niederdeutsch und Dänisch. Beispiele für Aufsze zu diesen Themen sind *Friesisch im Sprachkontakt am Beispiel der niederländisch-nordfriesischen Transferenz* (2004) oder *The AND + infinitive construction in the North Frisian-Low German-Danish language contact area* (2009). Ferner verfasste er Überblicksartikel wie *Standard West Frisian* im *Handbuch des Friesischen* (2001), *Frisian in Word-formation. An International Handbook of the Languages* (2016) oder *Frisian* in den *Oxford Bibliographies in Linguistics* (2017). Insgesamt wurde er durch faszinierende linguistische Entdeckungen in den friesischen Forschungsdaten, ihre sorgftige Beschreibung und scharfsinnige Analyse zum frenden Experten auf dem Gebiet der friesischen Grammatik. Als Polyglott verfasste er seine Arbeiten auf Westfriesisch, Niederländisch, Hochdeutsch, Nordfriesisch und Englisch.

Zudem war Jarich Hoekstra zusammen mit Harke Bremer (1955–2023) als Übersetzer tig. Die beiden haben nicht nur Theaterstücke für das Theater *Tryater* (Leeuwarden) ins Westfriesische ersetzt, wofür sie 1996 den ›Dr. Obe Postmapriis‹ bekamen, sondern beispielsweise auch mehrere *Asterix*-Comics. Darer hinaus verfassten sie auch eigene literarische Werke sowohl in Lyrik als auch Prosa, wie etwa *De trettjinde Asega* (Der dreizehnte Asega). Stets am Herzen lag Jarich Hoekstra auch die nordfriesische Literatur, der er mit NOOST (gemeinsam mit Christina Tadsen und Ommo Wilts) zeitweise ein Denkmal setzte und auf deren Gebiet er nicht nur mit seiner ersetzung von Grimms Märchen (2018) Erstaunliches geleistet hat. Das erste berblickswerk zur nordfriesischen Literatur, zu deren Autoren er gehört (*Die nordfriesische Literatur. En Uuning fuar di Taachten*; 2023), basiert auf seinem Manuscript.

Hoekstras Forschung widmete sich zudem einzelnen, für die Frisistik bedeutenden, meist historischen Perslichkeiten in Nordfriesland und deren Werken. Seine erfolgreichen Recherchen nach verschollenen oder unbekannten nordfriesischen Handschriften brachten ihm den Beinamen ›Sherlock Holmes der Frisistik‹ ein. Zu seinen bedeutenden Funden gehörten Boy Jacobsens *Onnerreesing aaf Freesk* (Unterredungen auf Friesisch) von 1760 und Aufzeichnungen von Detlef Petersen aus der Zeit um 1786, die heute als älteste bekannte Quelle des Karrharder Friesischen gelten.

Einen völlig neuen Ansatz verfolgte Hoekstra unterdessen mit dem Aufbau des *Thesaurus des Nordfriesischen*. Dabei handelt es sich um eine Online-Datenbank für digitale Abschriften nordfriesischsprachiger Glossare und Textquellen sowie für Grammatiken und Bibliographien – darunter seine unveröffentlichten Manuskripte des *  mrang Wurdenbuk* (Amrumerfriesisches Wörterbuch), das vielfach zur Bearbeitung des 2023 von der Ferring Stiftung herausgegebenen *Nei Fering-  mrang Wurdenbuk* (Neues frer- und amrumerfriesisches Wörterbuch) herangezogen wurde, und des *Freesch Wrdebook*, sein Wörterbuch des Mittelgoesharder Friesischen. Das Hauptziel der Datenbank ist, den direkten Zugriff auf nordfriesische Sprachdaten zu

optimieren und damit die Beschäftigung mit dem Nordfriesischen anzuregen. So erweist sie der frisistischen Sprach- und Literaturwissenschaft seit vielen Jahren unschätzbare Dienste und hat durch die neuen Rechercheoptionen nicht nur die Entstehung zahlreicher Abschlussarbeiten ermöglicht, sondern auch maßgeblich zur Weiterentwicklung der Fachdisziplinen beigetragen. Daneben fördert der *Thesaurus des Nordfriesischen* außerdem die Weiterentwicklung der nordfriesischen Sprache und Literatur und dient als Werkzeug für Sprachpflegearbeiten sowie für die Erstellung didaktischer Materialien.

Im universitären Unterricht gelang es Jarich Hoekstra, die Studierenden mit vielfältigen Themen und spannenden Forschungsfragen sowie mit seiner freundlichen und einnehmenden, humorvollen Art mitzureißen. Er half ihnen, wissenschaftlich auf eigenen Beinen zu stehen, indem er ihre individuellen fachlichen Interessen gezielt zu fördern wusste, sie in Forschungsprojekte einband und zu wissenschaftlichen Tagungen in Leeuwarden mitnahm, wo sie selbst Vorträge halten konnten. Hoekstra hatte dabei immer übergeordnete Ziele vor Augen und handelte dementsprechend äußerst uneigennützig; beispielsweise stellte er seinen Studierenden häufig eigene Datensammlungen für ihre Forschung zur Verfügung. Er war stets integer, zuverlässig, fast immer erreichbar und nahm sich genügend Zeit für die Belange seiner Studierenden. So konnte er sich stundenlang in Gespräche über frisistische oder andere Probleme vertiefen, aus denen gelegentlich auch ein bedeutender Rat fürs Leben hervorging. Mit diesem unermüdlichen, selbstlosen Einsatz hat er zahlreiche Studierende ausgebildet, die in vielen Fällen eine Anstellung innerhalb der frisistischen Infrastruktur oder in angrenzenden Bereichen gefunden haben.

Als Leiter der Nordfriesischen Wörterbuchstelle verstand es Jarich Hoekstra, seine Mitarbeitenden, mit denen er stets *Öömrang* sprach, zu motivieren. Die sehr angenehme Arbeitsatmosphäre und die hohe Produktivität sind vor allem darauf zurückzuführen, dass er das Fach nicht als Dienstvorgesetzter führte, sondern als Freund und Kollege.

Drei Monate nachdem Jarich Hoekstra zum 1. April 2022 pensioniert worden war, fand an der Christian-Albrechts-Universität eine Feier zu seinen Ehren statt. In diesem Rahmen überreichten ihm Kollegen, Kolleginnen und ehemalige Studierende eine Festschrift (*From West to North Frisia. A Journey along the North Sea Coast. Frisian studies in honour of Jarich Hoekstra*), die unter anderem seine umfangreiche wissenschaftliche Bibliographie und seine literarischen Werke dokumentiert. Als Pensionär unterstützte er das Fach Frisistik noch im Wintersemester 2023/24 mit einer letzten Lehrveranstaltung.

Jarich Hoekstra verstarb am 20. September 2024 nach längerer Krankheit und fand seine letzte Ruhestätte auf der nordfriesischen Insel Amrum. Um seiner zu gedenken, widmeten ihm die Mitarbeitenden seiner ehemaligen Wirkungsstätte am 24. Februar 2025 die Tagung ›Nordfriesland in Kiel II.‹ Jarich Hoekstra war und bleibt vielen ein einzigartiges Vorbild. Er ist viel zu früh von uns gegangen, doch wir tragen viele schöne Erinnerungen an ihn in unseren Herzen.

---

## Autorin und Autoren

### Dr. Wendy Vanselow

Institut für Skandinavistik, Frisistik und Allgemeine Sprachwissenschaft (ISFAS) der CAU

### Dr. Alastair G.H. Walker

Ehemaliger wissenschaftlicher Angestellter der Nordfriesischen Wörterbuchstelle des ISFAS an der CAU

### Prof. Dr. Christoph Winter

Institut für Skandinavistik, Frisistik und Allgemeine Sprachwissenschaft (ISFAS) der CAU

---

 **Open Access //** Der Artikel ist unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung 4.0 International veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile des Werks von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können.



# In memoriam

## Prof. Dr. Wolfgang Kersting

### (1946-2025)

Der Weg von Wolfgang Kersting in die Philosophie verlief auf Umwegen. Ursprünglich wollte er, 1946 in Osnabrück geboren, Theaterwissenschaften studieren und, wie er selbst einmal bemerkte, »für den Rest des Lebens Shakespeare inszenieren«. Stattdessen schrieb er sich Ende der 1960er Jahre in Göttingen für das Studium der Germanistik, Geschichte und Philosophie ein, beschäftigte sich mit dem Marxismus und Linkshegelianismus und nahm an den damals üblichen Sitins und Protestaktionen teil. Seine anfängliche Leidenschaft für die Philosophie führt Kersting weniger auf Inhalte, als auf die Philosophie als Lebensform zurück, die Raum für Distanz und Reflexion lässt, zugleich aber auf die gesellschaftliche Praxis einwirkt.

Diese ›lebensformierende Wirkung‹ hat ihn dazu gebracht, anstelle der Germanistik die Philosophie in den Mittelpunkt des Studiums zu stellen, das er 1974 mit einer Promotion über Hegels Ethik abschloss. Im Anschluss daran forschte und lehrte Kersting an der Universität Hannover, wo er sich 1982 mit der Arbeit *Wohlgeordnete Freiheit. Immanuel Kants Rechts- und Staatsphilosophie* habilitierte. Nach weiteren Stationen an den Universitäten Marburg, Göttingen, Lüneburg und München wurde Kersting 1993 auf den Lehrstuhl für Praktische Philosophie an der Universität Kiel berufen, den er bis 2011 innehatte.

### Wohlgeordnete Freiheit

Kersting hat eine Reihe einschlägiger Einführungen zu Platon, Machiavelli, Hobbes und Rousseau verfasst. Den Hauptstrang seiner Arbeiten bildet jedoch seine anfänglich durch Rawls geprägte, dann zunehmend egalitarismuskritische *Verteidigung des Liberalismus*, wie ein späterer Buchtitel von 2009 lautet. Schon in seiner 1984 publizierten Habilitationsschrift *Wohlgeordnete Freiheit* hatte Kersting gezeigt, dass die Grundlage liberaler Gesellschaften vor allem in der Selbstgesetzgebung der menschlichen Vernunft besteht, die durch rationale Willensbeschlüsse allgemein gültige Regeln des Zusammenlebens hervorbringt. In liberalen Gesellschaften hat nur das universellen Bestand, was sich ohne Rückgriff auf Tradition oder Religion, Kultur oder ethnische Herkunft vor dem Gerichtshof der Vernunft rechtfertigen lässt. Dieser normative Minimalismus ist ein höchst effektives Verfahrensprinzip, das zur rechts- und sozialstaatlichen Ausgestaltung liberaler Ge-



◀ Abb. 1. Prof. Dr. Wolfgang Kersting (1946–2025). Foto: privat.

sellschaften führt. Es ist, wie Kersting immer wieder betont hat, ein Irrtum zu meinen, dass dabei individuelles Glück, religiöser Glaube oder kulturelle Vielfalt keine Berücksichtigung finden. Die neutrale Ausrichtung des Liberalismus gewährleistet vielmehr erst den Pluralismus von Lebensformen, die sich nur im Schutz der freiheitlichen Grundordnung entfalten können.

Kersting setzte sich auch mit der *Politischen Philosophie des Gesellschaftsvertrags* (1994) auseinander und wies dabei vor allem auf die außervertraglichen Voraussetzungen des neuzeitlichen Kontraktualismus hin. Moderne Gesellschaften sind in erheblich größerem Maß auf moralische Selbstbindungen, demokratische Beteiligung und rechtliche Rahmenbedingungen angewiesen, als die Vertreter einer interessegeleiteten Herleitung sozialer Institutionen meinen. Vertragliche Arrangements, mit denen von Durkheim über Nozick bis Buchanan gesellschaftliche Ordnungen begründet wurden, bilden zwar probate Legitimationsverfahren, sie leben aber von Prämissen und Ressourcen, die der Vertrag selbst nicht garantieren kann.

## Recht, Gerechtigkeit und demokratische Tugend

Die Position, dass es eine Art Vorwelt der Gesellschaft gebe, die nicht in ihren Verfahren der gemeinsamen Willensbildung aufgehe, führte Kersting dazu, sich in den 1990er Jahren mit der damals aktuellen Debatte zwischen Kommunitarismus und Liberalismus zu befassen. Der Band *Recht, Gerechtigkeit und demokratische Tugend* (1997) versammelt dazu die wichtigsten Beiträge, deren Themen von der Verbindlichkeit des Rechts und Fragen der Verteilungsgerechtigkeit über gesundheits- und wirtschaftsethische Probleme bis zur Kritik am Verfassungspatriotismus reichen. Demokratische Gesellschaften sind nach Kersting pluralistische Gesellschaften, in denen partikulare Zugehörigkeiten mit universalistischen Orientierungen in eine Balance gebracht werden müssten, die es immer wieder neu herzustellen gelte. Von daher seien Konfliktfähigkeit, Kontingenzbewusstsein und Gelassenheit

genauso unverzichtbare Elemente des Liberalismus wie Vorstellungen des guten Lebens oder patriotischer Gemeinsinn.

Um die liberalen Kerngehalte vor Bedrohungen und Angriffen zu schützen, seien nicht nur republikanische Tugenden notwendig, sondern auch staatliche Verteidigungsfähigkeit und machtbewehrte Institutionen. In dem Band *Politische Philosophie der internationalen Beziehungen* (1998) argumentierte Kersting gegen die Utopie des globalen Pazifismus dafür, dass zwischenstaatliche Kooperationen ausgebaut, supranationale Einrichtungen gestärkt und Menschenrechtsverletzungen notfalls mit Zwangsmaßnahmen geahndet werden sollten, die militärische Interventionen nicht ausschließen, wenn Sicherheit und Freiheit bedroht sind.

## Kritik des Egalitarismus

In den *Theorien der sozialen Gerechtigkeit* (2000) setzte Kersting sich mit den Grenzen des modernen Wohlfahrtsstaats auseinander und entwickelte seine pointierte, aber auch umstrittene Kritik am Egalitarismus. Aus der Sicht Kerstings misslinge die egalitäre Korrektur gesellschaftlicher Ungleichverteilungen durch den Wohlfahrtsstaat, weil sie auf falschen anthropologischen und ontologischen Annahmen beruhe. Menschen würden Verantwortung für ihr Handeln, aber nicht für ihre natürlichen und gesellschaftlichen Ausgangsbedingungen tragen. Was jemand durch Geburt oder soziale Lage geworden ist, entziehe sich der Logik der Anrechenbarkeit. Es gebe deshalb keinen menschenrechtlichen Anspruch darauf, materiale Ungleichheit auszugleichen. Der Sozialstaat sei kein egalitäres, sondern ein moralisches Projekt. Seine Aufgabe bestehe darin, für eine angemessene Grundausstattung zu sorgen, die den Bürgerinnen und Bürgern ein selbstbestimmtes Leben ermögliche.

Praktisch heißt dies: Hilfeleistungen in unverschuldeten Notlagen, Einrichtung eines differenzierten Erziehungs- und Ausbildungssystems, leistungsorientierte Förderung, flexible Lohn- und Tarifgestaltung. Vor allem in der Sicherung von Arbeitsplätzen sah Kersting den gebotenen Weg, um von einer wohlfahrtsstaatlichen Versorgungsmentalität zur eigenverantwortlichen Lebensführung zu gelangen.

In dem Band *Politische Philosophie des Sozialstaats* (2000) vertiefte Kersting seine Kritik am Wohlfahrtsstaat, der für ihn kein Gebot der egalitären Gerechtigkeit, sondern der politischen Solidarität bildete. Mit seiner These, dass die Aufgabe des Wohlfahrtsstaates nicht darin bestehe, für einen Ausgleich ungleich verteilter Begabungen und Vermögen zu sorgen, sondern den freien Zugang zu Ressourcen, Gütern und Positionen zu gewährleisten, provozierte er den Vorwurf der neoliberalen Markthörigkeit und sozialen Rücksichtslosigkeit.

Dabei ist nach Kersting das Gegenteil der Fall. Der Umgang mit Risiken und existenziellen Härten sei das Lernpensum, das die moderne Gesellschaft dem Menschen aufbürde. Die sozialstaatliche Hilfe zur Selbsthilfe solle die Bürgerinnen und Bürger nicht disziplinieren, sondern

erziehen. Die Unterstützung in Notlagen leiste aus der Sicht Kerstings einen aufklärerischen Beitrag, indem sie dem Menschen den Weg aus der selbstverschuldeten Untätigkeit in die gesellschaftliche Mündigkeit zeige.

## Pluralismus und Anthropologie

In den Büchern *Politik und Recht* (2000) und *Kritik der Gleichheit* (2002) hat Kersting den Weg einer moralisch-politischen Erneuerung des Liberalismus fortgesetzt. Dazu brauche der Liberalismus vor allem zwei Dinge: einen normativen Pluralismus, der den Blick auf das Universelle mit der Aufmerksamkeit für das Partikulare verbinde; und eine politische Anthropologie, die den Menschen als soziales Individuum behandle, das seine Lebenspläne mit der Verfassung der Gesellschaft in Einklang bringe.

Für Kersting ergibt sich daraus die Notwendigkeit eines transparenten Baus des Liberalismus, der offen für globale kulturelle Einflüsse, aber zugleich stabil genug sei, um Attacken auf seine Grundmauern abzuwehren. Liberale Gesellschaften seien polyzentrisch organisiert und multiperspektivisch verfasst. Sie müssen Veränderungen zulassen, Fremden Raum gewähren und Einwänden Platz machen. Für das halbwegs geordnete Zusammenleben müsse deshalb die »gleichheitsorientierte Moral des Wegsehens«, wie Kersting sie nennt, durch eine »ungleichheitsorientierte Ethik des Hinsehens« ergänzt werden.

Je funktionaler moderne Gesellschaften gestaltet seien, umso wichtiger würden Verpflichtungen und Wertschätzungen, Konventionen und Routinen. Komplexe Prozesse erforderten nicht noch mehr Komplexität, sondern die Organisation von Verlässlichkeit und Zurechenbarkeit. Hierfür würden liberale Tugenden benötigt, die dafür sorgen, dass die Gesellschaftsmitglieder sich mit Toleranz begegnen und ein demokratisches Engagement für gemeinsame Aufgaben entwickeln, das aus der freiheitlichen Verfassung alleine nicht hervorgehe.

## Recht, Moral und Ungewissheit

In *Kant und das Recht* (2004) hat sich Kersting mit dem Verhältnis von Rechtspflichten und Tugendpflichten befasst, die in der Regel einander gegenübergestellt werden: Rechtspflichten würden negative Unterlassungsgebote bilden, durch die vorgeschrieben werde, was jemand nicht tun dürfe. Im Unterschied dazu seien Tugendpflichten positive Handlungsgebote, die vorgeben, was jemand tun solle. Während Rechtspflichten relativ genau zeigen, wie sie zu befolgen seien, würden sich Tugendpflichten wie Toleranz oder Großzügigkeit nicht ohne weiteres entnehmen lassen, wie sie umzusetzen seien. Dies bedeute nicht, dass Tugendpflichten weniger verbindlich seien als Rechtspflichten. Die Differenz zwischen dem Recht

und der Moral sei vielmehr epistemologischer Art, sie unterschieden sich nach Kersting vor allem durch ihren »Informationsgehalt«. Im Unterschied zum Recht sei die Moral durch einen Interpretations- und Verhaltensspielraum gekennzeichnet, der von den Akteuren durch ihre Urteilskraft ausgefüllt werden müsse, weswegen die Tugendlehre, wie Kant schreibt, »in eine Kasuistik« gerät, »von welcher die Rechtslehre nichts weiß«.

Moralische Fragen seien deshalb immer strittige Fragen. Sie haben, nach Kersting, ihr normatives Fundament in persönlichen Gründen und lebensweltlichen Überzeugungen. Liberale Gesellschaften seien darum durch fortwährende Schlichtungsprozesse gekennzeichnet. Ihr Metier bestehe nicht in der Auflösung, sondern dem Austragen von Konflikten. Liberal sei, wer den Umgang mit Ungewissheit beherrsche. Kersting war ähnlich wie Michael Oakeshott, John Gray und Friedrich A. von Hayek Kritiker rationalistischer Handlungstheorien und Vorstellungen sozialer Perfektibilität. Menschen seien unvollkommene Wesen, sie verfügten nur über begrenztes Wissen und unterlägen in ihren Entscheidungen situativen Einflüssen. In den Bänden *Klugheit* (2005) und *Kritik der Lebenskunst* (2007) hat Kersting deshalb die prudentielle Vernunft gegen den szientistischen Rationalismus verteidigt und zugleich die existenzielle Utopie, sein Leben wie ein Kunstwerk gestalten zu können, in ihre Schranken gewiesen.

## Markt, Kapital und Moral

Ab Mitte der 2000er Jahre hat Kersting sich zunehmend mit ökonomischen Fragen und der Rolle des Marktes auseinandergesetzt, was 2008 unter seiner Leitung zur Gründung des »Kieler Forums für politische Philosophie und Wirtschaftsethik« geführt hat. Die wesentliche Funktion des Marktes bestehe nach Kersting darin, den freien Tausch von Gütern und Dienstleistungen zu ermöglichen. Der Markt kennte keine Unterschiede zwischen den Menschen, steigere durch Wettbewerb den Wohlstand und sorge für Innovationen.

Der Markt sei jedoch nur dann ein effizientes und faires Verteilungssystem, wenn er durch Regeln im Zaum gehalten werde. In *Gerechtigkeit und öffentliche Vernunft* (2006) hat Kersting deutlich gemacht, dass der ökonomische Liberalismus, der die Vorzüge des Kapitalismus in Gestalt von Freiheitsgewinnen, Wohlstand und Lebensqualität preist, durch den politischen Liberalismus diszipliniert werden müsse. Rechtsstaat und Demokratie sorgten dafür, dass Freihandel und Gewinnstreben in geordneten Bahnen verlaufen würden. Marktwirtschaft ohne staatliche Regeln, ohne Normenaufsicht und Beteiligung der Öffentlichkeit ist nach Meinung von Kersting genauso wenig möglich wie umgekehrt eine liberale Gesellschaft ohne wirtschaftliche Freiheit und sozialer Wohlstand ohne Privateigentum.

Kersting steht mit seiner Verbindung von Markt und Staat in der Tradition des Ordoliberalismus, der die Kräfte der Wirtschaft durch politische Spielregeln in sozialverträgliche Bahnen lenken will. Das unterscheidet seine Position vom Neoliberalismus, der auf das freie Spiel

der Marktkräfte setzt. In dem Band *Moral und Kapital* (2008) hat er gezeigt, dass die sozialen und ökologischen Schäden, die der Kapitalismus erzeugt, nicht allein mit ökonomischen Mitteln ausgeglichen werden können. Denn die ökonomische Rationalität sei von Natur aus moralisch blind und rechtlich taub. Die Finanzkrise von 2008 habe deutlich gemacht, dass staatliche Aufsichtsmechanismen und gesetzliche Regelungen für eine wohlgeordnete Wirtschaft nicht ausreichen. Die Ordnung der Wirtschaft setzte ein liberales Freiheitsverständnis voraus, das auf dem Zusammenspiel aus aufgeklärtem Eigeninteresse, sozialen Tugenden und demokratischer Partizipation beruhte.

## **Liberalismus sans phrase**

Eines seiner letzten Bücher heißt *Verteidigung des Liberalismus* (2009). Der Titel bringt die Philosophie von Wolfgang Kersting auf den Punkt. Sie beruht im Kern auf einer Freiheitsidee, die ihren Grund im Ethos der Eigenverantwortung, den Leistungen des Marktes und der Notwendigkeit gesellschaftlicher Selbstorganisation hat. Der »Liberalismus sans phrase«, wie Kersting ihn nannte, braucht Menschen, die ein »Leben mit Eigenbeteiligung« ohne staatliche Aufsicht führen könnten. Für seine *Verteidigung des Liberalismus* hat Kersting 2010 den Bayerischen Buchpreis und 2012 den Freiheitspreis der Friedrich-Naumann-Stiftung erhalten. Nach seiner Emeritierung folgten die Bücher *Wie gerecht ist der Markt? Ethische Perspektiven der sozialen Marktwirtschaft* (2012) und *Vertragstheorien. Kontraktualistische Theorien in der Politikwissenschaft* (2016), mit denen Kersting noch einmal an seine früheren Publikationen zur Moral des Kapitalismus und zum Kontraktualismus anknüpfte.

Wolfgang Kersting, der am 5. Februar 2025 gestorben ist, hat ohne Zweifel zur Renaissance der politischen Philosophie in Deutschland beigetragen, indem er in originärer Manier eine Brücke von der Kantischen Moralphilosophie über die Gerechtigkeitstheorie von Rawls zur Freiheitsphilosophie von Hayek schlug. Er war ein streitbarer Geist, der in brillanten Essays und Rezensionen, die zum größten Teil in der FAZ erschienen sind, für die Erneuerung eines ›liberalen Liberalismus‹ eintrat, der – um eines seiner Lieblingswörter zu verwenden – in »wirklichkeitsangemessener« Weise das Streben nach Freiheit mit dem Sinn für Verantwortung verbindet.

---

## Autor

Prof. Dr. Ludger Heidbrink 

Lehrstuhl für Praktische Philosophie an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel

---

 **Open Access //** Der Artikel ist unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung 4.0 International veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile des Werks von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können.



# In memoriam

## Prof. Dr. Rudolf Meyer-Pritzl (1961-2024)

Am 10. Oktober 2024 verstarb Prof. Dr. Rudolf Meyer-Pritzl im Alter von nur 63 Jahren. Er gehörte der Rechtswissenschaftlichen Fakultät der CAU seit dem Jahr 2002 an, in der er in der Nachfolge von Werner Schubert Inhaber des Lehrstuhls für Bürgerliches Recht, Römisches Recht, Europäische Privatrechtsgeschichte der Neuzeit und Rechtsvergleichung wurde. In den Jahren 2012 bis 2014 übte er das Amt des Dekans aus. Im Jahr 2011 hatte er zuvor gemeinsam mit Robert Alexy das Hermann-Kantorowicz-Institut für juristische Grundlagenforschung gegründet, in dem seitdem die rechtshistorischen und rechtsphilosophischen Forschungen an der Fakultät nicht nur neben-, sondern miteinander betrieben werden. 2020 war er mit vier weiteren Kollegen verantwortlich für die Entstehung des neuen Zentrums für Gesundheitsrecht. Lange Jahre übernahm er an der CAU zudem gemeinsam mit Johannes Schilling die Schriftleitung der *Christiana Albertina*.

Studiert hatte Meyer-Pritzl an den Universitäten in Göttingen und Genf, legte nach seinem Ersten Juristischen Staatsexamen in Straßburg ein juristisches Diplom zum Rechtsvergleich ab, bevor er in Hamburg das Zweite Staatsexamen erwarb. Seine Göttinger Dissertation widmete sich 1994 *Bona fides und lex mercatoria in der europäischen Rechtstradition*, seine Habilitation 1999 ebendort *Consensus und Error. Eine dogmengeschichtliche Analyse der römischen, naturrechtlichen und pandektistischen Vertrags- und Irrtumslehren*. Lehrstuhlvertretungen führten ihn nach Saarbrücken und Heidelberg, bevor er den Ruf nach Kiel annahm.

Die Forschungsinteressen von Herrn Meyer-Pritzl galten neben dem Bürgerlichen Recht insbesondere dem Familien- und Erbrecht, vor allem der Rechtsgeschichte, mit einem Schwerpunkt im Römischen Recht und seiner Rezeption und Diskussion in der deutschen Rechtswissenschaft des 19. Jahrhunderts. Intensiv widmete er sich zudem der Fakultäts- und der Universitätsgeschichte. Ein besonderes Anliegen war es ihm dabei, die düsterste Seite der Fakultätsgeschichte nicht zu verbergen, sondern ganz im Gegenteil jede Studierendengeneration erneut über das Unwesen der von den Nationalsozialisten zur »Stoßtruppfakultät« erklärten Fakultät und der damit aufs engste verknüpften ›Kieler Schule‹, der selbsterklärten Vorreiterin einer der nationalsozialistischen Weltanschauung verpflichteten ›Neuen Rechtswissenschaft‹, aufzuklären, mit den Studierenden darüber zu diskutieren und damit zugleich der drohenden Geschichtsvergessenheit des Fachs entgegenzuarbeiten.



◀ Abb. 1. Rudolf Meyer-Pritzl mit dem Pokal als ›Prof of the Night‹. Foto 2014: Sebastian Maas, Universität Kiel.

Innerhalb der Fakultät, bei Kolleginnen und Kollegen, Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern und ganz besonders bei den Studierenden, aber auch weit über die Fakultät hinaus war Rudolf Meyer-Pritzl vor allem als enthusiastischer akademischer Lehrer und phantastischer Redner bekannt, dessen Vorträge und Vorlesungen stets von einem sehr feinen, aber erstaunlicherweise dennoch selbst großen Auditorien gegenüber verständlichen Humor bestimmt waren. Seine unnachahmliche Fähigkeit, sogar das vollbesetzte Audimax auf höchstem intellektuellen Niveau bestens zu unterhalten, brachte ihm unter anderem mehrfach den Titel des ›Prof of the Night‹ im Rahmen der jährlichen ›Night of the Profs‹ an der CAU ein. Wie tief Herr Meyer-Pritzl die Studierenden geprägt und bewegt hat, konnte man in einer seinerseits tief bewegenden Weise in dem von der Fachschaft Jura ausgelegten Kondolenzbuch erkennen: Nicht nur war dieses Buch innerhalb kurzer Zeit zur Gänze gefüllt, die einzelnen Beiträgerinnen und Beiträger sprachen in ihren Einträgen ihren verstorbenen Lehrer meist direkt an, um sich an einzelne besonders eindrucksvolle Begegnungen und Erlebnisse zu erinnern und ihm zu danken.

Lebhaft interessiert hat sich Rudolf Meyer-Pritzl nicht nur für die Vergangenheit, sondern ebenso für die Gegenwart seiner Fakultät und Universität. Die in jüngster Zeit geführten Diskussionen an der CAU über mögliche Sparzwänge musste er nicht mehr miterleben. Aber die Diskussion zeigt vielleicht exemplarisch, wie sehr uns sein scharfer, ironischer, dabei jedoch nie verletzender, sondern stets nachsichtiger Blick fehlt. In einem seiner Kieler Woche-Vorträge erklärte er einmal, dass man auf die Kieler Universität doch mit stark »romantischen Gefühlen« blicken könne – um dann, nach einer kleinen Kunstpause, zu ergänzen: »Jedenfalls dann, wenn man weiß, dass Romantik auch etwas mit Liebe zu Ruinen zu tun hat.«

Vielleicht war Rudolf Meyer-Pritzl in diesem Sinn selbst ein Romantiker: Er konnte mit gelassener Zuneigung auch auf die Dinge blicken, die nicht perfekt funktionieren. Auch das fehlt uns jetzt.

Die Rechtswissenschaftliche Fakultät der CAU trauert um einen in jeder Hinsicht großen Mann, unseren hochgeschätzten Kollegen, Lehrer, Freund Rudolf Meyer-Pritzl.

---

## Autor

Prof. Dr. Dr. Ino Augsberg 

Lehrstuhl für Rechtsphilosophie und Öffentliches Recht an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel

---

 **Open Access //** Der Artikel ist unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung 4.0 International veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile des Werks von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können.



# Prof. Dr. Rudolf Meyer-Pritzl (1961–2024) und die *Christiana Albertina*

Rudolf Meyer-Pritzl war, neben manch anderen Aufgaben und Verpflichtungen, auch Mitglied des Redaktionskollegiums und später verantwortlicher Redakteur der *Christiana Albertina*. Diese Zeitschrift, die Rektorat und Präsidium seinerzeit als Aushängeschild der Universität betrachteten, sollte die Universität in ihren vielfältigen Fakultäten, Disziplinen und Forschungen in den Dialog mit der wissenschaftlichen Öffentlichkeit und auch über sie hinaus in Erscheinung treten lassen. Daneben verstand sich die *Christiana Albertina* als Gedächtnis der Universität.

In den Jahren vor 2001 hatte die Christian-Albrechts-Universität dem zuständigen Ministerium, damals dem Kultusministerium, jeweils einen gedruckten Forschungsbericht zu erstatte. Er enthielt knappe Texte über die an den Fakultäten und Instituten vorgenommen Forschungen sowie eine möglichst vollständige Bibliographie der Veröffentlichungen der Institutsmitglieder. Irgendwann kamen die damaligen Herausgeber auf die Idee, diese Forschungsberichte, die kaum jemand jemals gelesen haben wird, durch einen von einer aus Mitgliedern aller Fakultäten bestehenden Redaktion organisierten Aufsatzteil zu vermehren; dieser konnte aber nur veröffentlicht werden, weil es Finanzmittel für den Druck des Forschungsberichtes gab. Es war also eine Finte der damaligen Verantwortlichen, neben der leidigen Erfüllung der Berichterstattung sich und einer potentiellen Leserschaft noch ein Superadditum und damit etwas Schönes zu gönnen. Schon in diesen frühen Jahren wurden etliche beachtens- und noch immer lesenswerte Reden und Aufsätze in der *Christiana Albertina* veröffentlicht.

Mit einem neuen Rektorat kam in den Jahren um 2000 der Gedanke auf, den kleinen redaktionellen Teil nunmehr zur Hauptsache zu machen. Die künftige Zeitschrift sollte Aufsätze und Rezensionen enthalten, »Nachrichten und Berichte aus der Universität«, wie es hieß, Professores zu ihren 70. Geburtstagen würdigen und ihnen mit Nachrufen ein Gedächtnis stiften, Ehrungen, Wahlen, Ämter und Auszeichnungen aller Universitätsangehörigen sammeln und publizieren.

In den Entstehungsprozess brachte der Latinist Konrad Heldmann die Anregung ein, sich an den *Freiburger Universitätsblättern* zu orientieren, und in der Tat stellten diese ein gewisses Vorbild für die so konzipierte *Christiana Albertina* dar. Die neue Redaktion wurde aus Vertretern aller Fakultäten besetzt, für die Rechtswissenschaftliche Fakultät war das Robert Alexy, dessen hoher und strenger Qualitätsanspruch der Zeitschrift immer gutgetan und der die Rubrik ›Große Gelehrte der Christian-Albrechts-Universität‹ angeregt und sogleich mit einem

Beitrag über Gustav Radbruch eröffnet hat. Nach erfolgtem Berufungsverfahren in den Jahren um 2002 berichtete er, man habe in seiner Fakultät einen Kollegen zu erwarten, der geeignet sei, eines Tages das Amt des Redakteurs der *Christiana Albertina* von ihm zu übernehmen. Dieser Kollege war kein anderer als Rudolf Meyer-Pritzl.

Mit dem Erscheinen von Band 71 trat dieser im Herbst 2010 die Nachfolge Alexys an, und mit Band 76 übernahm er 2014 den Vorsitz des Redaktionskollegiums und war fortan verantwortlicher Herausgeber. Er hat durch seine ruhige, besonnene und humorvolle Art nicht nur für Kontinuität, sondern durch sein klares Urteil auch für Qualität gesorgt und durch eigene Beiträge, Aufsätze und Buchbesprechungen die Arbeit gefördert und die Zeitschrift bereichert. Überdies kümmerte er sich um Aufsätze aus seiner eigenen Fakultät. So erschien 2013 Alexander Trunks Beitrag *Beziehungen zwischen Schleswig-Holstein und Russland: Von der Geschichte zur Gegenwart* und dazu Ljudmilla A. Markinas Vortrag auf dem Bordesholmer Universitätstag über *Die russische Zarentochter in Kiel und der holsteinische Prinz in St. Petersburg. Eine Geschichte aus dem 18. Jahrhundert in Porträts*. Im nächsten Band steuerte Edzard Schmidt-Jortzig einen Beitrag über *Die Verrechtlichung von Tugendpflichten am Beispiel von Compliance – Ethik in der Wirtschaft* bei. Band 79 enthielt gleich zwei wichtige Beiträge aus der Fakultät, Andreas von Arnaupts große Darstellung *100 Jahre ›Frieden durch Recht: Das Walther-Schücking-Institut für Internationales Recht* und Meyer-Pritzls eigenen Beitrag über *Theodor Niemeyer (1857–1939): Vom Römischen Recht zum Internationalen Recht* – eine Arbeit, die nur einen Teil eines von ihm, wie er mir einmal sagte, in Aussicht genommenen größeren Vorhabens über die Geschichte der Rechtswissenschaft in Kiel darstellt. 2015 schließlich erschien Robert Alexys Abschiedsvorlesung *Inklusiver Nichpositivismus. Zum Verhältnis von Recht und Moral*, ein Thema, das Alexys »rechtsphilosophisches Lebensthema bildet« und den Autor lebenslang begleitet hat.

Im Mai 2016 kam mit Band 83 dann die vorläufig letzte Ausgabe der *Christiana Albertina* heraus – die damaligen Verhältnisse, um nicht zu sagen, die damaligen leitenden Personen der Universität ließen kein Interesse mehr an der Zeitschrift erkennen und verweigerten eine Unterstützung der Redaktion durch Personal oder hinreichende Finanzmittel. Rudolf Meyer-Pritzl hat dagegen gekämpft, an das Präsidium geschrieben, Gespräche geführt, über Jahre ohne Erfolg. Schließlich war er müde, und es brauchte nicht weniger als sechs Jahre, bis das 2016 abgeschlossene, im Satz fertige Band 2022 endlich in sehr kleiner Auflage im Druck erschien. Es enthielt unter anderem eine Würdigung des Rektors und langjährigen Direktors des Instituts für Internationales Recht, Jost Delbrück, durch seinen Nachfolger Andreas von Arnauld.

Am 20. März 2015 war der hochgeachtete Rechtshistoriker Hans Hattenhauer verstorben. Meyer-Pritzl widmete ihm in der *Christiana Albertina* einen noblen Nachruf, der seine wissenschaftlichen Meriten herausstellte, seinen Einsatz für die Universität würdigte und mit Hattenhauers eigenen Worten, die dieser für seinen Schüler Jörn Eckert gefunden hatte, schloss, und die auch für die Person Rudolf Meyer-Pritzls zutreffen: »Das hat unsere vita communis

von Anbeginn und immer mehr geprägt, dass die Lüge etwas Schreckliches ist und nie und nimmer geduldet werden darf, weil sie die öffentlichen wie privaten Gemeinwesen, Staaten wie Freundschaften, nicht zuletzt Fakultäten, ruiniert. Wo gelogen wird, ist der Tod im Topf, und dem Lügner wie den Lügen muss man mit absoluter Härte widerstehen«.<sup>1</sup>

Rudolf Meyer-Pritzl war eine *anima candida*, ein Mensch, der Recht und Gesetz achtete und seine Berufung ernst nahm. Alles Unredliche war ihm zuwider, und man konnte es dem großen Mann geradezu körperlich ansehen, wenn etwas geschah oder geschehen sollte, das seinen rechtlichen Prinzipien und seinen ethisch-moralischen Überzeugungen widersprach. Solcher Menschen bedarf nicht nur die Universität. Wir alle leben von der Wahrheit und leiden, wie wir in diesen Jahren erfahren müssen, unter ihrem Missbrauch und ihrer Zerstörung. *Pax optima rerum*, ja, gewiss, *sed non sine veritate* – in Freiheit und Wahrheit gedeiht der Frieden. Um daran zu erinnern, brauchen wir Menschen wie Rudolf Meyer-Pritzl.

---

## Autor

Prof. Dr. Dr. Dr. hc. Johannes Schilling

Theologische Fakultät der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel

---

⑧ **Open Access //** Der Artikel ist unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung 4.0 International veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile des Werks von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können.

---

1 Christiana Albertina 80 (2015), S. 119.



# In memoriam

## Prof. Dr. Arnold Oberschelp

### (1932-2024)

Arnold Oberschelp<sup>1</sup> wurde am 5. Februar 1932 in Recklinghausen geboren. Er studierte Mathematik und Physik an den Universitäten in Göttingen und Münster. Im Jahre 1957 wurde er an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster mit der Dissertation *Über die Axiome produktabgeschlossener arithmetischer Klassen*, betreut von Hans Hermes, promoviert. Anschließend ging Oberschelp an die Technische Hochschule Hannover, wo er sich im Jahre 1961 in Mathematik habilitierte. Es folgte 1967/68 eine Gastprofessur an der University of California, Berkeley, und im Jahr 1968 der Ruf auf eine Professur für Logik und Wissenschaftslehre an die Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, wo er die Nachfolge des Beweistheoretikers Kurt Schütte antrat. Oberschelp wurde hier im Jahre 1997 emeritiert.

Wissenschaftlich beschäftigte er sich mit der axiomatischen Grundlegung der Mathematik. In Zusammenarbeit mit Glubrecht und Todt entwickelte er eine allgemeine Klassenlogik, in welcher, nicht wie in der heute üblichen Zermelo-Fraenkel-Mengenlehre, Klassen als Objekte konstruiert werden können. Entscheidend ist dabei, dass dafür, im Unterschied zur Logik zweiter Stufe, ein Vollständigkeitssatz bewiesen werden kann.

Im Jahre 1962 hielt Oberschelp als eingeladener Sprecher am Internationalen Mathematikerkongress in Stockholm einen Vortrag mit dem Titel ›Klassen als Urelemente in der Mengenlehre‹. Während seiner langjährigen Lehrtätigkeit in Kiel schrieb Oberschelp etliche Lehrbücher zu verschiedenen Themenbereichen aus der mathematischen Logik.

Zusammen mit seinem langjährigen Mitarbeiter Klaus Pothoff organisierte er im Jahre 1974 das Logic Colloquium in Kiel. Oberschelp war von 1970 bis 1976 Vorsitzender der ›Deutschen Vereinigung für mathematische Logik und für Grundlagen der exakten Wissenschaften‹ (DVMLG).

Neben und nach seiner wissenschaftlichen Tätigkeit verfolgte Oberschelp verschiedene andere Interessen. So wurde er vom ›Ausschuss für Einheiten und Formelgrößen‹ (AEG) im Deutschen Institut für Normung e.V. (DIN) um seine Expertise bei der Erarbeitung von Normen

---

<sup>1</sup> Als Informationsquelle diente das Gespräch, welches Deborah Kant und Deniz Sarikaya mit Arnold Oberschelp am 12. Februar 2022 geführt haben. Vgl. 60 Jahre DVMLG [Deutsche Vereinigung für Mathematische Logik und für Grundlagenforschung der exakten Wissenschaften], hg. v. Benedikt Löwe und Deniz Sarikaya (College Publications. Tributes, Bd. 48), London 2022, S. 121-126.



← Abb. 1. Prof. Dr. Arnold Oberschelp (1932–2024). Foto 1978: Konrad Jacobs, Erlangen, veröffentlicht unter der Lizenz CC BY-SA 2.0 DE via Wikimedia Commons. MFO – Mathematisches Forschungsinstitut Oberwolfach, Photo ID 3138.

über Zeichen der Mengenlehre und der mathematischen Logik gebeten. Später arbeitete er auch an der Überarbeitung der Norm über mathematische Zeichen, der Norm über physikalische Größen und an anderen Projekten mit. Für dieses Engagement wurde ihm 2019 die Beuth-Denkünze verliehen.

Als leidenschaftlicher Seefahrer faszinierten ihn außerordentliche Himmelsphänomene, so dass er weite Reisen auf sich nahm, um solche erleben zu können. Arnold Oberschelp ist am 31. August 2024 in Heikendorf bei Kiel verstorben. Requiescat in pace.

---

## Autor

Prof. Dr. Otmar Spinas 

Arbeitsgruppe Logik des Mathematischen Seminars der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel

---

⑥ **Open Access //** Der Artikel ist unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung 4.0 International veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile des Werks von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können.

# In memoriam

## Prof. Dr. Manfred Willms

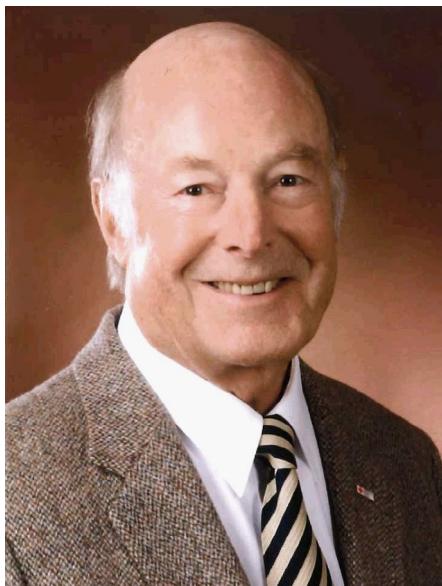
### (1934–2024)

Am 2. September 2024 verstarb Manfred Willms im Alter von 90 Jahren, der von 1971 bis 1999 als Ordinarius für Wirtschaftspolitik und Direktor des Instituts für Wirtschaftspolitik sowie des Instituts für Regionalforschung an der Christian-Albrechts-Universität gewirkt hat.

Manfred Willms wurde 1934 in Lüneburg geboren. Das Studium der Volkswirtschaftslehre an der Universität Hamburg schloss er im Jahre 1961 ab, um dann zunächst bis 1964 in der volkswirtschaftlichen Abteilung der British Petroleum Company (BP) tätig zu sein. Nach der Promotion zum Thema »Die Stellung der Mineralölindustrie im Industrialisierungsprozess« folgte eine Tätigkeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter bei dem Verkehrswissenschaftler Fritz Voigt (1910–1993), mit dem er 1965 an die Universität Bonn wechselte. Im Sommersemester 1968 erhielt Willms die *Venia legendi* für Wirtschaftliche Staatswissenschaften für seine Habilitationsschrift *Vermögensdisposition, Zinsstrukturen und Geldpolitik*. Diese und die in ihrem Gefolge erschienenen zahlreichen Arbeiten zur Geldtheorie und Geldpolitik begründeten seinen Ruf als einer der führenden Experten für Geldpolitik in Deutschland, der wesentlich zur kritischen Rezeption des damals international tonangebenden Monetarismus beitrug, und der fundierte theoretische Kenntnisse mit der Beherrschung empirischer Analysetechniken und umfassenden institutionellen Kenntnissen verband.

Nach Abschluss des Habilitationsverfahrens übernahm Manfred Willms zunächst eine Gastprofessur an der University of Illinois. Nach der Rückkehr aus den USA vertrat er im Wintersemester 1969/70 in Saarbrücken den dort durch den Wechsel von Herbert Giersch an die Spitze des Kieler Instituts für Weltwirtschaft freigewordenen Lehrstuhl. Im Jahr 1970 erhielt Willms Rufe auf Ordinariate an der Universität Kiel sowie der Universität Gießen. Der Ruf nach Gießen konnte ebenso wie ein Ruf an die Fernuniversität Hagen im Jahr 1974 erfolgreich abgewehrt werden. Mit Beginn des Wintersemesters 1971/72 wurde Manfred Willms zum Ordinarius für Wirtschaftspolitik an der Christian-Albrechts-Universität ernannt, der er bis zu seiner Emeritierung im Jahr 1999 treu blieb.

Sein etwa einhundert Publikationen umfassendes Œuvre weist ihn als hervorragenden Kenner der Geldtheorie aus, der als einer der renommiertesten »Bundesbank Watcher« die offizielle Geldpolitik kritisch begleitet hat und dessen Stellungnahmen zu Fragen der geldpolitischen Strategie und in den neunziger Jahren natürlich zur deutschen und europäischen



◀ Abb. 1. Prof. Dr. Manfred Willms (1934–2024). Foto: privat.

Währungsunion große Beachtung fanden. Zeitgleich beschäftigte er sich auch mit Fragen der Strukturpolitik, so etwa mit der Finanzierung kommunaler Investitionen und der Wohnungsbauförderung. Dieser zweite Interessenenschwerpunkt führte folgerichtig dazu, dass Manfred Willms im Jahr 1974 auch zum Direktor des Instituts für Regionalforschung bestellt wurde.

Neben seiner Publikationstätigkeit in Fachzeitschriften lagen Manfred Willms insbesondere zwei Projekte am Herzen: Zum einen die Herausgabe von *Vahlens Kompendium der Wirtschaftstheorie und Wirtschaftspolitik* und zum anderen die Fertigstellung des Lehrbuches *Internationale Wirtschaftspolitik* (erste Auflage 1992, zweite erweiterte und überarbeitete Auflage 1995), das an vielen deutschsprachigen Universitäten als Pflichtlektüre verwendet wurde.

Wie viele Wirtschaftswissenschaftler seiner Generation hat sich Manfred Willms intensiv mit dem Vergleich verschiedener Formen der Wirtschaftsordnung auseinandergesetzt und wurde dabei zu einem Verfechter des Leitbilds der Sozialen Marktwirtschaft, die er als Garant für einen breiten Wohlstand bei gleichzeitiger Absicherung des Lebensstandards für Bedürftige betrachtete.

Manfred Willms hat als äußerst engagierter Hochschullehrer über nahezu drei Jahrzehnte hinweg das Bild der Kieler Volkswirtschaftslehre mitgeprägt. Mehrere Generationen von Studierenden nicht nur der Wirtschaftswissenschaften, sondern auch Magister- und Lehramtsstudiengänge haben bei ihm Vorlesungen zur Geld- und Wirtschaftspolitik gehört und Diplomarbeiten, Dissertationen und Habilitationsschriften geschrieben.

Auch in der akademischen Selbstverwaltung engagierte sich Manfred Willms mit großem Einsatz. So bekleidete er in den Jahren 1973/74 das Amt des Dekans der Wirtschafts- und

Sozialwissenschaftlichen Fakultät und übernahm dieses Amt ein weiteres Mal in den Jahren 1998/99, um die schwierige Übergangszeit der Wiederbesetzung von fünf volkswirtschaftlichen Lehrstühlen leiten zu können. Eine ebensolche außergewöhnliche Bereitschaft zur Übernahme von Verantwortung kennzeichnet Manfred Willms ehrenamtliche Aktivitäten. So leitete er in den Jahren 2001 bis 2004 den Landesverband des Bundes der Steuerzahler und hatte in der Finanzkommission des Internationalen Roten Kreuzes in Genf eine weitere wichtige Aufgabe übernommen, der er sich mit großem Engagement widmete.

Mit Manfred Willms verliert die CAU einen Wissenschaftler, der die Forschung und Lehre in seinem Fach in Kiel über mehrere Jahrzehnte geprägt hat. Unsere Anteilnahme gilt seiner Familie und seinen Freunden.

---

## Autor

Prof. Dr. Thomas Lux

Lehrstuhl für Geld, Währung und Internationale Finanzmärkte der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel

---

⑧ **Open Access //** Der Artikel ist unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung 4.0 International veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile des Werks von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können.



# In memoriam

## Prof. Dr. phil. Manfred Korte (1935-2025)

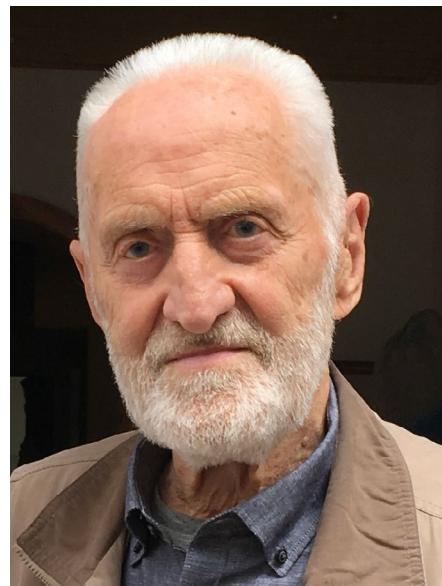
Am 7. August 2025 ist Prof. Dr. Manfred Korte im Alter von 90 Jahren verstorben. Er wurde am 20. Juni 1935 in Crossen an der Oder (heute Krosno, Polen) geboren und in Cottbus eingeschult, bevor seine Familie 1945 als Ostflüchtlinge nach Schleswig-Holstein kamen, wo er in Husum und Kappeln zur Schule ging. Seine Laufbahn führte ihn nach dem Studium an der Pädagogischen Hochschule in Flensburg zunächst in den Schuldienst, wo er zehn Jahre in einer einklassigen Dorfschule wirkte, bevor er 1966 als abgeordnete Lehrkraft für Kunstpädagogik in Flensburg zu lehren begann. Obwohl seine erste Examensarbeit 1957 noch im Bereich der Psychologie angesiedelt war, schlug sie bereits die Brücke zur Kunst, da sie *Die zeichnerische Darstellung einer Situation in verschiedenen Altersstufen* und damit die altersspezifische Entwicklung von Kinderzeichnungen untersuchte. Seine Examensarbeit 1963 galt hingegen den Erfahrungen aus dem Schuldienst und mit *Die Gemeinschaftsarbeit an einer einklassigen Landschule* einem didaktischen Mittel. Ein Aufbaustudium an der CAU im Bereich der Pädagogik, Psychologie und Volkskunde schloss Korte dann 1974 mit der Dissertation *Einfluss frühen Lesenlernens auf das bildnerische Verhalten* ab. Hier wies er empirisch nach, wie eine frühe Fokussierung kindlicher Förderung allein auf das Lesen zu einer Beeinträchtigung späterer Fähigkeit zu bildnerischer Ausdrucksfähigkeit führt. Sowohl seine erste Examensarbeit als auch seine Dissertation beschäftigten sich mit der kindlichen Entwicklung bezogen auf bildnerisches Vermögen.

Hier setzte seine Lehrtätigkeit an, die ihn 1986 zur Annahme des Rufes auf die kunstdidaktische Professur an der Pädagogischen Hochschule in Kiel in der Nachfolge von Herbert Klettke (1923–1984) führte. Als 1994 die Pädagogische Hochschule aufgelöst und als Erziehungswissenschaftliche Fakultät in die CAU integriert wurde, gestaltete Korte den Übergang für den Bereich Kunst mit. Die jetzt an der CAU beheimatete Ausbildung von Kunstlehrern für die Realschule wurde in partieller Zusammenführung mit den dort bereits etablierten Studiengängen für das gymnasiale Lehramt durch Lehrveranstaltungen am Kunsthistorischen Institut (KHI) fachwissenschaftlich neu aufgestellt, nachdem die Studierenden der Kunsterziehung bereits seit Mitte der 1970er Jahre am KHI Lehrveranstaltungen besucht hatten. Als dann 2002 auch die Erziehungswissenschaftliche Fakultät aufgelöst und die Abteilungen in die jeweiligen Fachwissenschaften an der CAU integriert wurden, hatte die jetzt ›Abteilung für

Kunstdidaktiktitulierte Kunstlehrerausbildung für die Realschulen bereits 2001 ihre Heimstatt im Kunsthistorischen Institut gefunden. Eingefädelt hatte dies nach den langjährigen Kontakten vor allem Manfred Korte, dem die kunstdidaktische Profilierung der Studiengänge zu verdanken war, sowie die 1990 auf die zweite, vornehmlich künstlerische Professur der Abteilung berufene ehemalige Assistentin des KHI, Barbara Camilla Tucholski (geb. 1947). Korte war 2001 bereits formell im Ruhestand, lehrte jedoch noch bis 2005 und prägte die Abteilung wesentlich mit. Damit reagierte er auf den Notstand, als nach seiner Pensionierung die kunstdidaktische Professur nicht mehr besetzt und die didaktische Lehre allein in die Hände wechselnder, abgeordneter Lehrkräfte aus dem Schuldienst gelegt wurde. Der Schlusspunkt der Entwicklung war dann 2011 die Schließung der Realschullehrer-Studiengänge in Kiel, die mit deutlich reduzierten kunstpraktischen und kunsthistorischen Anteilen in Flensburg neu aufgebaut wurden. Dessen angesichtig zog er in der Gedenkschrift *Umgedrehter Heringsschwanz* für den Kieler Studiengang 2011 noch einmal Bilanz und stellte die Leitmotive seiner Lehre vor.

Fachlich war Manfred Korte vor allem durch den erweiterten Kunstbegriff der 1960er Jahre geprägt, den er auf Joseph Beuys bezog und selbst charakterisierte: »wonach alles, was gestaltet ist oder gestaltet werden kann, dem Bereich der Kunst zugehört, also alle Objekte, Situationen und Prozesse« (2011). Dieses Postulat fiel in den 1960er Jahren mit einem Aufbruch der Kunstdidaktik zusammen, die sich vom Zeichenunterricht der unteren Klassen und einer Vermittlung kunsthistorischen Wissens in den höheren Klassen zu einer Förderung eigener Kreativität und der Öffnung für zeitgenössische Kunst erweiterte. Korte, der selbst Erfahrungen als Zeichner, Maler und Grafiker hatte und nach seiner Pensionierung noch mehrfach Ausstellungen seiner Werke zeigte, legte deshalb Wert auf die Vermittlung einer Breite grundständiger künstlerischer Techniken, mit denen die zukünftigen Lehrenden kreative Prozesse anregen und begleiten konnten. Dabei ging es ihm jedoch explizit keineswegs um eine Ausbildung zu Künstlerinnen und Künstlern, sondern um das Lehramt und den schulischen Unterricht. Mit einem klaren, didaktischen Konzept zur Unterrichtsgestaltung lehnte er sich an den Kunstdidaktiker Gunter Otto (1927–1999) an, folgte zudem den Vorschlägen, die Ernst König und Harald Riedel 1971 in ihrem Buch *Unterrichtsplanung als Konstruktion* entworfen hatten. Für Korte gehörte zu jedem Unterrichtskonzept eine Vorklärung des Unterrichtsobjektes, des möglicherweise davon abweichenden Operationsobjektes, eine Vorplanung des Lernprozesses und eine klare Formulierung des Unterrichtszieles. Kunstunterricht war für ihn kein unstrukturierter, offener Betätigungsrahmen, sondern eine reflektierte Vermittlung von Wissen und Können: »Ich verstehe Unterricht als eine Veranstaltung, bei der etwas gelernt werden soll, und ein Unterrichtsentwurf muss unbedingt klar sagen können, was gelernt werden soll« (2011).

Mit diesem Ethos eines schulischen Unterrichts, der über das Lernziel determiniert wird und hierauf den Lernprozess und den Unterrichtsaufbau zuschneidet, stellte Korte hohe Anforderungen an die Lehrkräfte. Damit sie dem gewachsen sein konnten, suchte er den Brückenschlag in



→ Abb. 1. Prof. Dr. phil. Manfred Korte (1935–2025). Foto: privat.

die Pädagogik, Psychologie und andere Nachbardisziplinen sowie vor allem in die Kunsts geschichte, denn eine Vermittlung setzte seiner Vorstellung nach eine Beherrschung der Inhalte durch die Lehrkräfte und somit auch ein Wissen um die Entwicklungen, Spielarten und Ideen von Kunst voraus. Aus den drei Säulen einer eigenen künstlerischen Grundbetätigung, einem kunsthistorischen Wissen und einem klaren didaktischen Gerüst hat Manfred Korte in den 1990er und 2000er Jahren die Lehramtsausbildung neuformiert und damit einen bis heute gültigen, wegweisenden Standard gesetzt, an dem sich jede Kunstlehrerausbildung messen muss. Die hohen Anforderungen an die Lehrkräfte waren ihm dabei eine Reaktion auf die von ihm selbst früher erforschte Bedeutung schulischer Lehre für die Förderung der Schülerinnen und Schüler zu mündigen, geistreichen und ästhetisch handlungsfähigen Menschen, aus der ein zutiefst positives Menschenbild spricht. Manfred Korte wird fehlen, seine Konzepte besitzen uneingeschränkte Gültigkeit.

---

## Autor

Prof. Dr. Klaus Gereon Beuckers 

Lehrstuhl des Kunsthistorischen Instituts der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel

---

**⑧ Open Access //** Der Artikel ist unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung 4.0 International veröffentlicht. Den Vertragstext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>. Bitte beachten Sie, dass einzelne, entsprechend gekennzeichnete Teile des Werks von der genannten Lizenz ausgenommen sein bzw. anderen urheberrechtlichen Bedingungen unterliegen können.

## 4. Rezensionen



# Rezensionen

---



## Moja Kilonia – Mój Poznań. Ze wspomnień pierwszych Stypendystek i Stypendystów (Historyczek i Historyków) / Mein Kiel – mein Posen.

Aus den Erinnerungen der ersten Stipendiat\*innen (Historiker\*innen). Stipendienaustausch zwischen der Adam-Mickiewicz-Universität in Poznań und der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel.

Katarzyna Balbuza, Hanna Kossak-Nowocień (Hg.)  
Verlag der Adam-Mickiewicz-Universität, Poznań 2024  
166 Seiten, gebunden, 20 PLN  
ISBN 978-83-67284-55-4

Bereits am 16. August 1984, also noch Jahre vor dem Fall des ›Eisernen Vorhangs‹ zwischen dem Ostblock und den westlichen Staaten, wurde im Kieler Senatssaal ein Kooperationsvertrag der Adam-Mickiewicz-Universität in Poznań (Posen) mit der Christian-Albrechts-Universität

sität zu Kiel unterzeichnet. Schon gut zehn Jahre zuvor hat es den ersten Austausch, zunächst vor allem in Form von Studierendenmobilität, gegeben. Von diesen frühen Anfängen zeugt noch ein Teller, auf dem die Posener Aula abgebildet ist, der im International Center in Kiel aufbewahrt wird und den eine deutsche Delegation als Gastgeschenk 1973 in Poznań erhalten hat. In den ersten Jahren vor dem offiziellen Vertrag wurde die Partnerschaft dabei insbesondere durch Stipendien für Studierende und Promovierende gefördert, die unter anderem die Stadt Kiel verlieh. Die ersten Kieler Studierenden in Poznań waren oft die einzigen aus Westdeutschland überhaupt in Polen, da Kontakte zu Studierenden aus der DDR offiziell untersagt waren. Sie erlebten die Wahl von Karol Wojtyła zum Papst (Gerd Küchenmeister) sowie die Reaktionen darauf vor Ort ebenso unmittelbar wie das Entstehen von Solidarność (Thomas Voss) und die schwierige Versorgungssituation im kommunistischen Polen (Brigitte Balzer) und vermögen noch heute spannende Erinnerungen an diese Zeiten zu teilen. Für die Studierenden aus Poznań boten die Kontakte eine einzigartige Möglichkeit, den ›Eisernen Vorhang‹ zu passieren (Dobrochna Jankowska).

Bereits die langjährige Zusammenarbeit war 2024 ein Grund zum Feiern, und eine solche Feier hat bei den ›Kieler Tagen in Poznań am 13. November 2024 auch tatsächlich stattgefunden. Im Umfeld dieser Feier entstand eine Festschrift, welche die ›einzigartige Zusammenarbeit‹ (Rafal Witkowski) zwischen den beiden Universitäten dokumentiert. Das Büchlein verweist nicht nur auf die ›bei weitem intensivste Hochschulpartnerschaft‹ der CAU (Martina Schmode), es dokumentiert vielmehr auch in Erlebnisberichten der ersten Stipendiatinnen und Stipendiaten auf beeindruckende Weise, wie schwierig und wie interessant zugleich ein Studium in einer jeweils vollkommen anderen Welt war.

Die Partnerschaft ist auch dadurch besonders, weil sie ungewöhnlich breit aufgestellt ist. Zwar haben zunächst

Lehrende insbesondere aus der Klassischen Archäologie, der deutschen Philologie und den Geschichtswissenschaften (insbesondere Osteuropäische und Alte Geschichte) die Kontakte gefördert, inzwischen engagieren sich aber Mitglieder von fünf CAU-Fakultäten im Rahmen der Partnerschaft. Selbst gemeinsame internationale Master-Studiengänge sind etabliert. Aus anfangs eher persönlichem Interesse und Engagement einzelner Professoren (so von Kurt-Georg Hausmann, Jacek Fisiak, Hubert Orłowski oder Werner Winter) ist schließlich eine Institution geworden, die seit 2001 alle zwei Jahre ihren sichtbaren Ausdruck in den ›Posener Tagen in Kiel‹ oder den ›Kieler Tagen in Poznań‹ findet. Zu diesen Terminen kommen jeweils große Delegationen der Universitäten abwechselnd zu einem der Standorte, manchmal sogar unterstützt durch Chöre oder Orchester der Universität.

Im Mittelpunkt des Büchleins stehen nach einigen Grußworten Interviews mit Martina Schmode vom International Center Kiel (S. 33–36) und vor allem ausführlich mit Andreas Ritter, der von Seiten des International Centers der CAU die Partnerschaft im Wesentlichen organisiert und den ›guten Ruf‹ der Partnerschaft betont (S. 37–88). In den sieben Berichten von Stipendiatinnen und Stipendiaten (Dorota Mazurczak, Thomas Voss, Brigitte Balzer, Marian Drozdowski, Leszek Mrozewicz, Gerd Küchmeister und Dobrochna Jankowska, S. 89–164) werden sowohl die frühen Motive für einen Studienaufenthalt im jeweils anderen Land (wie Literaturbeschaffung, Ideenaustausch, Spracherwerb oder wissenschaftliche Vernetzung) deutlich benannt, aber auch auf die Folgen des Austausches hingewiesen. Er führte nicht nur zu persönlichen Freundschaften, die manchmal sogar in Ehen mündeten (so bei Kornelia und Gerd Küchmeister bereits im Jahr 1980; ein Bericht über die Schwierigkeiten des Praktizierens einer solchen Ehe zwischen den Blöcken findet sich S. 144–146), sondern auch zur Völkerverständigung und zum Aufbau einer europäischen Identität, die nach wie vor einer intensiven Pflege bedarf. Die Festschrift ermutigt dazu, auf diesem Weg auch weiterhin kreative Schritte zu gehen. Dazu tragen sicher Feststellungen wie diejenige von Leszek Mrozewicz, heute emeritierter Professor an der Posener Universität, bei: ›Die in Kiel verbrachte Stipendiatenzeit hat mich stark beeinflusst und in hohem Maße meine Forschungssensibilität, mein Verständnis für unterschiedliche wissenschaftliche Visionen geprägt, mir ein Fenster zur Welt geöffnet‹ (S. 127).

Andreas Müller  
Institut für Kirchengeschichte der CAU



### Eugen Wolff

Ein Kieler Gelehrter zwischen Moderne und Heimatkunst

Ole Petras (Hg.)

Wachholtz Verlag, Hamburg 2024

220 Seiten, gebunden, 28 €

ISBN 978-3-529-08700-4

Philologe und Komparatist, Literaturkritiker, Instituts- und Museumsgründer, Moderne- und zugleich Heimatkunstverfechter, Burschenschaftsreformer, Nationalist und Jude – all diese aus heutiger Sicht nicht ganz widerspruchsfreien Merkmale vereinte Eugen Wolff (1863–1929), der 1912 als Extraordinarius für Neuere Deutsche Sprache und Literatur das Literaturwissenschaftliche Institut zunächst aus privaten Mitteln gründete. Ein Jahr später reagierte das überrumpelte preußische Kultusministerium und gliederte das nun Königliche Literaturwissenschaftliche Institut offiziell an das Germanistische Seminar der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel an – nicht zur Freude der alteingesessenen Literatur- und Sprachhistoriker, die dem Vertreter der neueren Literaturwissenschaft schon zuvor mit Argwohn begegnet waren.

Anhand der Person Eugen Wolff, ihrer Verortung im literarischen Feld sowie dem preußischen Wissenschaftsbetrieb lassen sich zwar kulturpolitische, philologische, literaturwissenschaftliche sowie -historische Paradigmenwechsel beobachten, doch konnte der Schüler Wilhelm Scherers weder unter Zeitgenossen noch im Gedächtnis seiner Alma mater größere Resonanz erzeugen. Kundigen Literaturwissenschaftlern dürfte seine Popularisierung des Moderne-Begriffs ohne

Zweifel bekannt sein. Dass er allerdings 1924 in Kiel das erste Theatermuseum im norddeutschen Raum gründete, 1926 das Hebbel-Museum initiierte und sein Literaturwissenschaftliches Institut von Beginn an – und damit vor der Institutionalisierung der Disziplin – einen theatergeschichtlichen und theaterwissenschaftlichen Schwerpunkt ausbildete, bedarf dann schon einer ausgiebigeren Recherche, die nicht jeder unternimmt. Erich Hofmann und Karl Jordan etwa vermerken in ihrer *Geschichte der Philosophischen Fakultät*, die sie 1969 anlässlich des 300. Jubiläums der CAU vorgelegt haben, recht lapidar, dass Wolff doch mehr ein Literat als ein Wissenschaftler gewesen sei. Und so kann der Herausgeber des vorliegenden Bandes, Ole Petras, auch dem gegenwärtigen Institut für Neuere Deutsche Literatur und Medien nur diagnostizieren, dass ihm sein Gründer eine Leerstelle geblieben ist. Und das im recht wörtlichen Sinne: Im Institutsflur verweist zwar ein Plexiglasschild auf Eugen Wolff – die dazugehörige gerahmte Porträzeichnung allerdings fehlt.

Glücklicherweise sollte 2024 das 100-jährige Jubiläum des Kieler Theatermuseums gewürdigt werden, sodass für das Projektseminar des Moduls *Angewandte Kulturwissenschaft* im Masterschwerpunkt *Deutsch: Gegenwartsliteratur und Literaturvermittlung* Anlass bestand, sich in Kooperation mit dem Theatermuseum Kiel e.V. dem *Institutsvater* anzunehmen. Neben der Ausstellung *Art & Collect: Eugen Wolff und die Theatergeschichte*, die vom 20. August bis 14. September 2024 im Pop Up-Pavillon am Alten Markt in Kiel zu sehen war, konnte so innerhalb nur eines halben Jahres der als Ausstellungsreader konzipierte Sammelband entstehen. Neben Beiträgen von Studierenden (Josephine Kamischke, Max Ohlig, Christina Binder, Theresa Keiner, Hannah Kaiser, Valeria Wittek, Franz Mertins) finden sich Aufsätze eines Master-Absolventen und Kunsthallen-Mitarbeiters (Malte Collin), eines Vorstandsmitglieds des Theatermuseums Kiel e.V. (Monika Römer-Jakobs) sowie eines wissenschaftlichen Mitarbeiters des heutigen Instituts (Ingo Irsigler). Alle sind also Akteure und Mitglieder derjenigen Institutionen, die Eugen Wolff gegründet und geprägt hat, und alle leisten mit diesem Projekt Pionierarbeit, wie die schmale Bibliographie zu Eugen Wolff zeigt, die dem Band zusammen mit drei seiner Texte angehängt ist. Die Kombination aus biographisch-rekonstruierenden Beiträgen, dokumentierenden Quellensammlungen und durchaus kritischen Analysen einzelner Aspekte des Schaffens Eugen Wolffs, die unterschiedlichen Stilhöhen der Aufsätze sowie die typographisch hervorgehobenen, kontextualisierenden *Infokästen* innerhalb der Beiträge entsprechen den Anforderungen an eine Begleitpublikation. Zugleich ermöglichen sie eine breite Rezeption auch im Sinne einer

geforderten Wissenschaftskommunikation – sowohl der interessierte Kieler als auch die kundige Fachvertreterin finden hier ihre Erwartungen erfüllt.

Der Band verweist bereits mit seinem Untertitel auf die zentrale Herausforderung bei der Annäherung an Eugen Wolff, gilt es doch dessen Ambivalenz und Widersprüchlichkeit nicht nur herauszustellen, sondern auch kritisch zu reflektieren. Nach der pointierten Einleitung des Herausgebers folgen daher zehn Aufsätze mit jeweils unterschiedlicher Ausrichtung und Vorgehensweise. Während Josephine Kamischke und Max Ohlig Wolffs Lebensweg und seine Rolle als Reformer der deutschen Burschenschaften biographisch-rekonstruierend in den Blick nehmen, fokussieren sich die folgenden vier auf Wolffs Tätigkeiten als Literaturkritiker und Literaturwissenschaftler. Christina Binder stellt einen erhellenden Vergleich zwischen den Literaturkritiken Wolffs und Alfred Kerrs an und verdeutlicht, warum Wolffs Kritiker-Texte keine Kanonisierung erfahren haben.

Theresa Keiner und Hannah Kaiser zeichnen anhand der Auswertung unterschiedlicher Quellen (etwa Vorlesungsverzeichnissen und Briefen) und mit der nötigen Sensibilität für die Komplexität ihres Gegenstands nach, inwiefern Wolff als Komparatist *avant la lettre* gelten kann und warum er innerhalb der germanistisch-philologischen Wissenschaften nur eine Randposition einnimmt. Während seine »*éklektische* [...] Klassikerverehrung« (S. 72) noch mit anderen zeitgenössischen Fachvertretern korrespondieren mag, sind es seine fehlende »[p]hilologische Beharrlichkeit und Gründlichkeit« (S. 89) und die nur geringe wissenschaftliche Innovationskraft seiner Studien (vgl. S. 87), die ihn zum »Außenseiter im Wissenschaftssystem« (S. 89) machen.

Malte Collin rekonstruiert dann Wolffs akademische Karriere in Kiel mit ihrem Höhepunkt der Institutsgründung und stellt heraus, wie er sich gegen seine zahlreichen auch CAU-internen Kritiker durchsetzte und schließlich die nötigen finanziellen Mittel aufbrachte, um zunächst unabhängig von der Universität das Literaturwissenschaftliche Institut zu gründen. Monika Römer-Jakobs präsentiert – passend zum Anlass des Bandes – die Geschichte des noch immer zu unbekannten Kieler Theatermuseums und Valeria Wittek nimmt den von Wolff initiierten Gedenkstein für Theodor Storm im Düsternbrooker Gehölz zum Ausgangspunkt, um Eugen Wolffs zentralen Kieler Lebensabschnitt zu beleuchten. Seine Leidenschaft für das Theater, das für ihn »die Konzentration aller Kräfte« (S. 120f.) bedeutete, wollte er auf Kiel übertragen – das um 1900 zur Großstadt wachsende Kiel »müsste den Status einer maßgeblichen Stätte der Theaterforschung erlangen« (S. 140). Die mit Blick auf die Theaterwissenschaft geforderte Innovation findet allerdings kein Pen-

dant in Wolffs ästhetischen Überlegungen. Diese Ambivalenz greift Ingo Irsigler auf, wenn er Wolffs Konzept einer ästhetischen ›Moderne‹ fokussiert und dessen literaturpolitische Dimension betont. Wolffs Essay *Die Moderne. Zur »Revolution« und »Reform« der Literatur*, den er 1886 veröffentlichte und der sich im Anhang des Bandes findet, zeige laut Irsigler mit seinem »normativ-didaktisierende[n] Gestus« und der »Annahme einer transsubjektiv verbindlichen Moral, die die Literatur zu vermitteln habe« (beide Zitate S. 149), ein im Vergleich mit etwa Hermann Bahrs ergebnisoffenem, dynamischen Konzept nur »wenig modernes Literaturverständnis« (S. 148). Zusammen mit dem letzten Beitrag von Franz Mertins zu Eugen Wolffs späterer Identifikation mit der Heimatkunstbewegung, seiner Kriegsbegeisterung und seinem ausgeprägten Nationalismus beweist der Reader, dass auch seine Konzeptoren nicht einem durchs Jubiläum oder den eigenen Rechercherfolg enthusiastisch-unkritischem Personenkult erliegen. Die ambivalente Person Eugen Wolffs, ihre Entwicklungsschritte sowie ihre Verdienste erhalten eine angemessene, aber auch kritisch-reflektierte Würdigung.

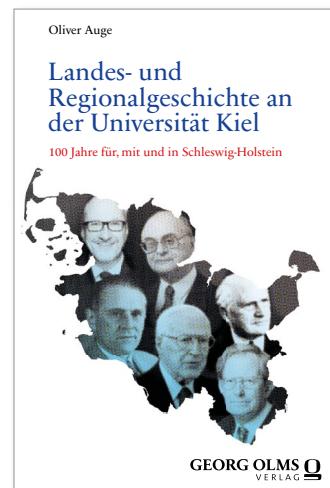
Dass Beiträge zu Eugen Wolffs Verhältnis zum Judentum und seiner Arbeit als Dichter fehlen, mag den aufmerksamen Leser irritieren, ist aber höchstwahrscheinlich dem aus Dozentensicht riskanten didaktischen Modell des ›Forschenden Lernens‹ geschuldet, bei dem nicht alle Ergebnisse rechtzeitig eingereicht werden oder publikationswürdig ausfallen. Dennoch müssen bei dem insgesamt positiven Gesamteindruck wenige metaphorische Wermutstropfen erwähnt werden. So trübt die ausgebliebene Sorgfalt bei der Endredaktion die Lektüre sowohl auf der stilistischen, aber auch orthographischen Mikroebene als auch hinsichtlich der Textkohärenz, die stellenweise durch unpräzise und widersprüchliche Formulierungen irritiert wird. Dass die Beiträge für sich stehen können, eine Lektüre der anderen Aufsätze also nicht voraussetzen, ist mit Blick auf die Funktion als ausstellungsbegleitende Publikation eine plausible Entscheidung. Querverweise innerhalb des Bandes hätten die Kohärenz der Gesamtpublikation sowie die erworbene Expertise insbesondere der studentischen Beiträge und den Charakter der gemeinschaftlichen Forschungsarbeit allerdings noch stärker betonen können.

Unabhängig davon bietet der Band insgesamt eine lohnende Lektüre und wird dabei seiner Funktion als Ausstellungsreader mehr als gerecht. Die Zusammenstellung der Beiträge, die sich im Spektrum biographischer Rekonstruktionen und kritisch-analytischer Reflexionen zu konkreten Texten Eugen Wolffs bewegen, ermöglicht eine breite Rezeption der Projektergebnisse und macht damit auch die engagierte Lehre am Institut für Neuere Deutsche Literatur und Medien sichtbar. Es

bleibt erstens zu hoffen, dass die Relevanz der weiterhin recht stiefmütterlich behandelten Theatergeschichtlichen Sammlung zukünftig durch das Institut bewusster gemacht wird, damit ihr Potential auch von einer interessierten (Fach)Öffentlichkeit ausgeschöpft werden kann. Zweitens können Eugen Wolffs Verdienste nun auch über Fest- und Jubiläumsschriften hinaus eine differenziertere Betrachtung erfahren – das Material und erste Einordnungsversuche liegen mit diesem kleinen, kenntnisreichen Bändchen jedenfalls bereit.

Jill Thielsen

Germanistisches Institut der Universität Münster



## Landes- und Regionalgeschichte an der Universität Kiel

100 Jahre für, mit und in Schleswig-Holstein

Oliver Auge

Georg Olms Verlag, Baden-Baden 2024

149 Seiten, gebunden, 29 €

ISBN 978-3-4871-6733-6

Seit dem Jahr 2024 kann man am Historischen Seminar der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel (CAU) auf einhundert beziehungsweise inzwischen bereits mehr als einhundert Jahre Landes- und Regionalgeschichte zurückblicken. Aus diesem Anlass hat Oliver Auge, der jetzige Lehrstuhlinhaber für ›Regionalgeschichte mit Schwerpunkt zur Geschichte Schleswig-Holsteins in Mittelalter und Früher Neuzeit‹, eine profunde Studie zur

Kieler Landes- und Regionalgeschichte vorgelegt. Die 150 Seiten umfassende Monografie ist dabei mehr als eine Nabelschau der eigenen Fachgeschichte innerhalb des Kieler Historischen Seminars, denn sie verfolgt stets den Anspruch, die landes- und regionalgeschichtliche Forschung an der Christian-Albrechts-Universität in den jeweiligen politischen, universitären, aber auch wissenschaftlichen Kontext einzuordnen. Auf diese Weise entsteht nicht nur eine überzeugende Zusammenschau der ereignisreichen hundert Jahre von der Errichtung des ersten Lehrstuhls für Schleswig-Holsteinischer Geschichte im Jahr 1924 bis zum Jubiläumsjahr 2024. Vielmehr greift Auge in den ersten beiden Kapiteln auch die akademische Vorgeschichte auf (»Eine schillernde Professorenreihe: Landesgeschichte vor 1924 an der CAU«, S. 12–22), die er mit Adam Heinrich Lackmann (1694–1754), dem Autor der siebenbändigen *Einleitung zur schleswig-holsteinischen Historie*, bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts zurückreichen lässt.

Grundsätzlich ist die Publikation in drei unterschiedlich gewichtete Teile gegliedert. Das erste Kapitelbettet die Geschichte Schleswig-Holsteins am Standort Kiel zunächst in die Lage der deutschsprachigen Landes- und Regionalgeschichte ein. Auf wenigen Seiten skizziert Auge, wie die Landes- und Regionalgeschichte nach Stellenstreichungen und düsteren Zukunftsaussichten in den 1990er und frühen 2000er Jahren inzwischen wieder spürbar Akzente setzt und im wissenschaftlichen Bereich durch das »neue vernetzte Denken von Makro- und Mikroebene in der gar nicht mehr so neuen Wortschöpfung der ›Glokalisation‹ oder ›Glokalisierung‹ [...] sinnfälligen Ausdruck« (S. 9) fand und findet. Ein Überblick über die derzeitige Stellensituation schließt dabei laufende Berufungsverfahren im In- und Ausland mit ein. Der zweite Teil gibt in zwölf Kapiteln einen historischen Überblick über die Entwicklung der Landes- und Regionalgeschichte an der CAU bis ins Jahr 2024. Thematisch vertieft werden dabei insbesondere politische Einflüsse auf die Ausgestaltung der jeweiligen Professuren und Lehrstühle, aber auch die wissenschaftliche Ausrichtung. Im dritten Teil (ab S. 119) werden schließlich Biogramme der bisherigen Lehrstuhlinhaber von Otto Scheel bis Oliver Auge vorgelegt, bevor der Band mit einem Anhang schließt, der aus Quellen- und Literaturverzeichnis sowie Orts- und Personenregister besteht.

Den zwölf chronologisch-thematischen Kapiteln (S. 12–117) wird jeweils ein Titel vorangestellt, der einen knappen Einblick in die jeweiligen Jahre gibt, die im Folgenden behandelt werden. Das Inhaltsverzeichnis liest sich damit wie ein Stichwortkatalog, dem sich sowohl institutionelle Entwicklungen als auch gesellschaftlich-politische Einflüsse ablesen lassen. Auge beginnt die Rück-

schau auf den 1924 eingerichteten Lehrstuhl mit einem Blick auf die politischen Konnotationen, die das Kultusministerium 1922 veranlassten, eine »Landesgeschichtsprofessur« (S. 30) erstmals in Betracht zu ziehen. Dabei steht im Vordergrund, dass die Professur 1924 »nicht wie eine normale Professur« (S. 31) eingerichtet werden sollte, sondern im Kontext des deutsch-dänischen Grenzkonfliktes verortet wurde und damit klar politisch motiviert war. Otto Scheel (1876–1954), der im Übrigen fachlich als Kirchenhistoriker und Lutherforscher, aber nicht im akademischen Fach Landesgeschichte ausgewiesen war, wurde zwar wegen seiner »enge[n] Vertrautheit mit den Aufgaben der Landesgeschichte« (laut Berufungsvorschlag der Philosophischen Fakultät vom 2. August 1923) vorgeschlagen. Als vorteilhaft erwies sich in den 1920er Jahren aber auch Scheels Haltung im sogenannten Abstimmungskampf um die Grenzziehung zwischen Deutschland und Dänemark (Verlust Nordschleswigs an Dänemark 1920). Anders als Otto Brandt (1892–1935), der bereits einen förmlichen Lehrauftrag für schleswig-holsteinische Geschichte innehatte, sich aber im Grenzkampf zurückgehalten hatte, war Scheel »als wortgewaltiger Redner« (S. 29) und in diesem Kontext durchaus auch mit – zeitgenössisch nicht seltenen – danophoben Äußerungen in Erscheinung getreten. In den Unterlagen des Kultusministeriums hieß es allerdings vermittelnder: Scheel sei »der beste Mann für das beste Werk«, gehe es doch darum, für die Landesgeschichtsprofessur eine Persönlichkeit zu gewinnen, von der man »unschätzbare Hilfe für die nationalen Aufgaben der Provinz erwarten dürfe« (S. 29). Wie sehr man allerdings auch politisch an Otto Scheel interessiert war, zeigt sich daran, dass es ihm gelang, die Denomination des Kieler Lehrstuhls auf seine persönlichen wissenschaftlichen Schwerpunkte zuzuschneiden: Aus der Landesgeschichte wurde Anfang April 1924 ein Lehrstuhl für Schleswig-Holsteinische, Nordische und Reformationsgeschichte.

Auge betont, dass Scheel seinen neuen Lehrstuhl trotz der dezidiert auf ihn persönlich ausgerichteten Denomination »weniger als akademischen Forschungs- und Lehrauftrag, sondern als politisches Mandat« (S. 31) verstand und die Landesgeschichte als politische Geschichte interpretierte (S. 119f.). Im Zuge der Machtübertragung an die Nationalsozialisten sympathisierte Scheel mit der gleichgeschalteten Neuordnung des Bildungswesens an den Universitäten und der NS-Ideologie. Erst nach Ende des NS-Regimes und der freiwilligen Emeritierung Scheels, der sich damit auch jedweder Diskussion um seine Regimetreue erfolgreich entzog, kam es an der CAU zu einer inhaltlichen Neuausrichtung der Landesgeschichte. Mit Alexander

Scharffs Ernennung zum außerordentlichen Professor für »Schleswig-Holsteinische und Nordische Geschichte« entwickelte sich die Professur in den 1950er Jahren ganz im Geist der damaligen Bemühungen um eine moderne, europäisch ausgerichtete Landesgeschichte. Im Sinne einer neuen Völkerverständigung wurde die Geschichte Schleswig-Holsteins sowohl in der Forschung als auch in der Lehre nun stärker im Kontext der skandinavischen und nordeuropäischen Geschichte verstanden. Dies bedeutete eine klare Abkehr von ideologischer Instrumentalisierung hin zu integrativer, europäisch ausgerichteter Forschung. Besonders hervorzuheben ist hierbei Scharffs Beitrag zur deutsch-dänischen Versöhnung, der schließlich in der Verleihung des Großen Bundesverdienstkreuzes (1970) der Bundesrepublik Deutschland und des dänischen Kommandeurs-Kreuzes des Dannebrogordens (1975) für seine Verdienste um die Versöhnung der deutsch-dänischen Grenzbeziehungen mündete.

Auge hebt in der Darstellung der 1950/60er Jahre zusätzlich hervor, dass die Politik dem landesgeschichtlichen Lehrstuhl inzwischen zwei Aufgaben zugedacht hatte: neben der »Aussöhnung mit Dänemark« insbesondere eine grundsätzliche »demokratische Identitätsstiftung« (S. 43). Vor diesem Hintergrund entwickelte sich die Kieler Landesgeschichte erst ab den 1970er Jahren – im sechsten Kapitel (S. 54–61) – zu einer vergleichsweise unpolitischen Professur (S. 54). Die schleswig-holsteinische und die nordische Geschichte wurden voneinander getrennt und fortan zwei separate Lehrstühle dafür besetzt. Im Vordergrund der Landesgeschichte standen damit vor allem die Professoren Christian Degn (1909–2004) und Erich Hoffmann (1926–2005), wobei Hoffmann der schleswig-holsteinischen Geschichte mit über 150 Handbuchbeiträgen, Aufsätzen, Lexikonartikeln und Monografien sowie seinem Engagement in der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte (GSHG) als außeruniversitärer Gegenstück zu seiner Professur den nachhaltigsten Stempel aufdrückte. Hoffmann gehörte von 1979 bis 2004 dem GSHG-Vorstand an und beteiligte sich als (Mit-)Autor an der ursprünglich auf zehn Bände angelegten und von der GSHG herausgegebenen Geschichte Schleswig-Holsteins. Dieses Gewicht, das die Landesgeschichte sowohl an der CAU als auch an außeruniversitären Vereinen und Institutionen in den 1980er und 1990er Jahren auszeichnete, führte auch zur Einrichtung des Instituts für Landesforschung (IfL) im Jahr 1987, das den offiziellen Titel »Uwe Jens Lornsen-Institut« trug. Gründungsmitglieder waren die Historiker Erich Hoffmann, Werner Paravicini und Ulrich Lange. Das IfL wurde allerdings bereits 1994 wieder geschlossen – ein Kapitel, das Auge

mit »hoffnungsvoller Aufbruchstimmung [bis] zur fast geräuschlosen Liquidation« überschreibt (S. 62). Zugleich markierte das Jahr 1994 eine weitere Zäsur, weil mit Thomas Riis (\* 1941) nun erstmals ein gebürtiger Däne berufen wurde – ein symbolischer Bruch mit der ideologisch aufgeladenen Vergangenheit und ein Zeichen der deutsch-dänischen Normalisierung.

In den letzten drei Kapiteln schlägt Oliver Auge den Bogen von der erneuten Denominationsänderung mit seiner Ernennung zum Professor für »Regionalgeschichte mit Schwerpunkt Schleswig-Holstein in Mittelalter und Früher Neuzeit« und der Kieler Neuauftstellung als Regionalgeschichte (ab 2009). Diese Neuformierung reflektiert Auge zufolge den modernen Ansatz, sich der Wandelbarkeit des Regionsbegriffs zu bedienen und die regionale Dimension der europäischen Geschichte zu erfassen (S. 81). Implizit verweist er hier erneut auf den Begriff »Glokalisierung« als wissenschaftliches Paradigma, das globale und lokale Perspektiven miteinander verknüpft. Auge schließt den Band mit zwei Blickrichtungen in die Zukunft. Zum einen zeigt er in Form eines knappen Forschungsüberblicks, inwiefern in Kiel die regionale Kontextualisierung allgemein gewonnener Synthesen zur Grundlage einer modernen Regionalgeschichte gehört (S. 81–85) und sich als Transferstelle zwischen Universität und Öffentlichkeit versteht (S. 8f. u. 100). Besonders betont wird hierbei der gesellschaftliche Auftrag der Landesgeschichte: »Was blieb und bis heute fortbesteht, ist ihre [...] herausragende Rolle im Transfer in die schleswig-holsteinische Gesellschaft« (S. 8). Zum anderen betont Auge am Ende seiner Tour d'Horizon der Kieler Landesgeschichte aber auch ganz allgemein, dass die unbestrittene Stärke der Landes- ebenso wie der Regionalgeschichte, ja, womöglich ihr Alleinstellungsmerkmal im Vergleich zu anderen historischen Teildisziplinen in der tatsächlichen Einlösung eines epochenübergreifenden Zugriffs besteht.

Mit der kleinen, durchweg gut lesbaren Monografie zur Geschichte der Landes- und Regionalgeschichte an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel ist Oliver Auge eine Darstellung gelungen, die exemplarisch den Wandel historischer Forschung unter dem Einfluss politischer, gesellschaftlicher und fachwissenschaftlicher Entwicklungen spiegelt. Aus einem ›nationalpolitisch‹ ausgerichteten Lehrstuhl entwickelte sich nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs eine moderne landes- und regionalgeschichtliche Professur und ein Lehrstuhl mit europäischer Ausrichtung und starker öffentlicher Wirkung. Dass man in Kiel 2024 bereits auf einhundert Jahre Landes- und Regionalgeschichte zurückblicken konnte, kann im besten Sinne als Ausdruck wissenschaftlicher Resilienz, aber auch – um hier ein letztes

Mal den Autor selbst sprechen zu lassen – als Ausdruck »einer sehr erfolgreichen Arbeit in, für und mit Schleswig-Holstein und darüber hinaus« verstanden werden.

Britta Kägler  
Professorin für Bayerische Landesgeschichte  
und europäische Regionalgeschichte an der  
Universität Passau



### Verdrängt und verschwiegen?

Der Umgang mit der NS-Zeit an der Christiana Albertina

Oliver Auge, Karen Bruhn (Hg.)  
Universitätsverlag Kiel, 2022  
(Kieler Studien zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, Bd. 2)  
127 Seiten, Online-Publikation  
eISBN: 978-3-928794-81-7  
DOI: [10.38072/2701-5122/v2](https://doi.org/10.38072/2701-5122/v2) (Open Access)

Der Sammelband ist 2022 in der Reihe der *Kieler Studien zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte* erschienen, die sich zum Ziel gesetzt hat, neben den Beiträgen von etablierten Fachvertreterinnen und Fachvertretern besonders gelungene Kieler Abschluss- und Qualifikationsarbeiten aus Forschungen rund um das Kieler Gelehrtenverzeichnis (KGV) zu veröffentlichen. Auch der vorliegende Band enthält mehrere überarbeitete Qualifikationsarbeiten am Lehrstuhl für Regionalgeschichte der CAU.

Nach einem einleitenden Editorial beinhaltet der Band vier Aufsätze, die die Zeit des Nationalsozialismus an der CAU und den Umgang mit dieser Zeit näher betrachten. Auge und Bruhn stellen im Editorial heraus, wie gut die Zeit des Nationalsozialismus an vielen Universitäten inzwischen – gerade auch im Vergleich zu anderen Epochen – erforscht sei, diese Entwicklung jedoch erst in den 1990er Jahren eingesetzt habe. Dies treffe auch auf die Kieler Universität zu. Hier sind neben den umfangreicher Publikationen von Ralph Uhlig (1991), Hans-Werner Prah (1995, 2007) und Christoph Cornelßen (2009, 2014) auch das KGV als zentrales Forschungsprojekt sowie die im Rahmen des Jubiläums der Universität im Jahre 2015, die am Historischen Seminar im Jahr 2022 erschienenen Publikationen und die dort angestoßenen Forschungen zu nennen.

Im ersten Beitrag des Bandes, der auf ihrer Masterarbeit basiert, untersucht Melanie Schönbeck »Kontinuität und Wandel – Mathematische Forschung und Lehre im Nationalsozialismus am Beispiel des Mathematischen Seminars der CAU zu Kiel«. Dabei betrachtet sie sowohl die Lehrenden am Seminar selbst als auch die Lehrinhalte und Unterrichtsbedingungen. Während der Zeit des Nationalsozialismus kam es zu mehrfachen personellen Veränderungen am Seminar, auch deshalb, weil zwei rassistisch verfolgte Forschende – der Ordinarius Adolf A. H. Fraenkel und der Dozent Willibald (Willy) Feller – aus dem Amt gedrängt wurden und in der Folge emigrierten. Schönbeck resümiert, dass sich »ein Großteil der Lehrenden am Kieler Mathematischen Seminar durch ihre Mitgliedschaft in nationalsozialistischen Gliederungen und den fehlenden Widerstand [...] dem NS-Regime anpassten« (S. 38), in Lehre und Forschung jedoch keine großen Veränderungen auftraten. Zur Untermauerung dieser Aussagen untersucht sie die Vorlesungsverzeichnisse und verweist zum Teil auch auf Publikationen. Hier wäre ein vertiefter Blick in die Publikationen der Kieler Mathematiker interessant gewesen. Auch ein Vergleich der Kieler Situation mit anderen Universitäten wäre spannend, um beleuchten zu können, wie die Kieler Situation sich im Vergleich zu mathematischen Einrichtungen anderer Universitätsstandorte darstellte. Da die Geschichte des Kieler Mathematischen Seminars in den bisherigen Forschungen zur CAU im Nationalsozialismus noch nicht näher untersucht wurde, legt der Beitrag hier wichtige Grundlagen.

Der zweite Aufsatz des Bandes der Mitherausgeberin Karen Bruhn knüpft hier an und beschäftigt sich mit der Praxis der »Wiedergutmachung« an der Kieler Universität am Beispiel des vertriebenen Mathematikers Abraham Adolf Fraenkel. Dabei hat ihre Untersuchung drei inhaltliche Schwerpunkte: Erstens eine detaillierte Vorstellung der Abläufe der Vertreibung, zweitens die Umstände einer möglichen Rückkehr nach 1945 und drittens das

spezifische Vorgehen der Kieler Universität. Bruhn arbeitet heraus, dass Fraenkel, der im Oktober 1933 mit seiner Familie nach Israel emigrierte, in seiner neuen Heimat heimisch geworden war, dort beruflich an der Universität in Jerusalem Fuß gefasst hatte, sich politisch engagierte und überdies eine Rückkehr ins Land der Täter für ihn problematisch war. Zugleich dauerte das Wiedergutmachungsverfahren insgesamt etwa acht Jahre und war hochkomplex, sodass auch dieses Verfahren nicht dazu führen konnte, dass Fraenkel das Gefühl hatte, in seiner alten Heimat und im deutschen Wissenschaftssystem willkommen zu sein. Die Kieler Universität unternahm zudem kaum gesonderte Anstrengungen, ihn für eine Rückkehr zu gewinnen. Damit gleicht ihr Verhalten dem vieler deutscher Universitäten im Nachkriegsdeutschland. In Anbetracht der Tatsache, dass insgesamt 58 Personen in der Zeit des Nationalsozialismus ihre Stelle an der Kieler Universität verloren und damit potentiell für die »Wiedergutmachung« infrage kamen und es einen größeren Bestand noch nicht ausgewerteter Wiedergutmachungsakten im Kieler Stadtarchiv gibt, verdeutlicht dieser Beitrag das weitere Potenzial und die Notwendigkeit von Forschungen auf diesem Gebiet.

Marvin Groth wählt in seinem Beitrag, der auf seiner Masterarbeit basiert, einen statistischen Zugang zur Erforschung der Entnazifizierung von Kieler Studienanwärterinnen und -anwärtern in den Jahren von 1945 bis 1949. Ziel des Beitrages ist es, zu zeigen, dass trotz eines fragmentierten Quellenbestandes mit Hilfe von quantitativ-statistischen Verfahren zuverlässige Aussagen getroffen werden können. Groth beschreibt sein methodisches Vorgehen ausführlich und detailliert und zielt somit auf eine methodologische Aussage. Anschließend folgt eine Darstellung ausgewählter Ergebnisse, die auf der Auswertung einer Gesamtstichprobengröße von 1.636 Personen basiert und besonders auf die Entnazifizierungskategorien und die Zulassungswahrscheinlichkeit eingeht. Im Vergleich zur Darstellung des Forschungsdesigns fällt dieser Abschnitt deutlich kürzer aus, was etwas bedauerlich ist, da weitere inhaltliche Einblicke interessant gewesen wären. Der Autor schreibt, dass er verschiedene Daten aus den Quellen in seine computerbasierte Auswertung eingespeist hat. Hier wäre es gewinnbringend, zu erfahren, welche weiteren quantitativen und qualitativen Informationen über die ersten Nachkriegssemester an der CAU sich aus den Quellen herausdestillieren lassen und es ist auf weitere Publikationen Groths zum Thema zu hoffen.

Im vierten Beitrag des Sammelbandes, der aus ihrer Bachelorarbeit hervorgegangen ist, beschäftigt sich Imke Rüter mit den drei Kieler Medizinprofessoren Julius Eduard Werner Catel, Alfred Schittenhelm und Gerhard Bruno Kuntscher und der Entwicklung von erinnerungskulturel-

len Debatten zu ihrer Ehrwürdigkeit in Anbetracht ihrer nationalsozialistischen Vergangenheit. Die von ihr untersuchten Akteure sind neben der Kieler Universität auch die Medien sowie die Ratsversammlungen der Städte Kiel und Flensburg. Rüter zeichnet die Debatten um die drei Professoren nach, in denen es unter anderem um den Umgang mit Gedenktafeln, eine verliehene Ehrensenatorwürde und um die Umbenennung von Straßen ging. Sie konstatiert vor allem ab den 2000er Jahren eine »intensive Bereitschaft der Universität Kiel zur erinnerungskulturellen Aufarbeitung der eigenen Vergangenheit« (S. 115) und arbeitet zugleich heraus, wie mediale und städtische sowie universitäre Aufarbeitung nicht immer zeitlich parallel verliefen.

Insgesamt bieten die gehaltvollen und methodisch unterschiedlichen Beiträge des Bandes neue Einblicke in bisher wenig oder gar nicht untersuchte Forschungsfelder der Kieler Universitätsgeschichte sowie neue Aspekte zu bereits in der Forschung thematisierten Inhalten. Begrüßenswert ist dies umso mehr, als drei der vier Beiträge aus Abschlussarbeiten resultieren, deren Ergebnisse so der Forschung zugänglich werden. Die auf Kiel fokussierten Aufsätze bieten zudem für die zukünftige Diskussion die Möglichkeit einer Kontextualisierung und eines Vergleichs der Kieler Situation mit anderen deutschen Universitäten und regen damit zu weiteren Forschungen, sowohl zu Kiel als auch zum bundesdeutschen Kontext, an.

Birte Meinschien  
Frankfurt